

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Ferdinand Seibt und Hans Lemberg

in Verbindung mit Karl Bosl, Peter Burian,
John M. Clifton-Everest, Winfried Eberhard, Horst Förster,
Rudolf Jaworski, Heinrich Georg Kosta, Richard Plaschka,
Walter Schamschula, Georg R. Schroubek, Helmut Slapnicka,
Stanley B. Winters

Band 28

Heft 2

1987

INHALT

AUFSÄTZE

Renaissance in Böhmen

- Seibt, Ferdinand: Epoche am Scheideweg 281
- Matsche, Franz: Die Kunst- und Kulturepoche 294
- Křen, Jan: Die böhmischen Länder in der Krise 1870/71 312
- Jaworski, Rudolf: Historische Argumente im sudetendeutschen Volkstumskampf
1918–1938 331
- Foitzik, Jan: Sozialdemokratische Selbstaufgabe durch Einheit mit Kommunisten . . 344

MARGINALIEN

- Kalivoda, Robert: Zum Ende der Taboriten und zur konkreten Dialektik der böhmischen Reformation 354

II

Höbelt, Lothar: Iustitia und der § 19	360
Brügel, Johann Wolfgang†: Zeitenössische Kritik am Mährischen Ausgleich	364
Bachstein, Martin K.: Die Hilfe der sudetendeutschen Sozialdemokratie für reichsdeutsche Flüchtlinge	369
Sláma, Jiří: Das Wahlverhalten der Neusiedler in der Parlamentswahl von 1946 in Böhmen	377
Klaube, Manfred: Die Situation in der deutsch-böhmischen Siedlungsinsel Wolfsberg/Weidenthal im Banater Bergland in Rumänien	383
Dehnert, Walter: „Böhmische Dörfer“. Anmerkungen zu einer Redensart	391
Bayer, Dieter: Eine Spur zu Wallenstein: Conan Doyles „A Scandal in Bohemia“	395

CHRONIK

Sigismund im neuen Licht (Ferdinand Seibt)	399
A Century of European Migrations, 1830–1930: Comparative Perspectives (Monika Glettler)	399
Widerstand und Repräsentation in Europa (Robert Luft)	402
Bürgertum in Ostmitteleuropa (Nora Koestler)	403
Marburger Tagung zur Zeitgeschichte Ostmitteleuropas (Hans Lemberg)	405
Osteuropa im 19. und 20. Jahrhundert (Peter Heumos)	405

NEUE LITERATUR

Československé dějiny v datech (Hans Lemberg)	407
Vojenské dějiny Československa (Peter Löbl)	408
Glettler, Monika: Böhmisches Wien (Jan Jiroušek)	410
Střítecký, Jaroslav: Dějiny a dějinnost (Milan Daňhel)	411
Language and Literary Theory. In honor of Ladislav Matejka (Robert B. Pynsent)	413
Mácha, Karel: Glaube und Vernunft. Die Böhmisches Philosophie in geschichtlicher Übersicht (Milan Daňhel)	414
Plocek, Václav: Zwei Studien zur ältesten geistlichen Musik in Böhmen (Werner Jakobsmeier)	416
Lentner, Leopold: Bibliographie zum Zisterziensertraktat „Malogranatum“ (Manfred Gerwing)	418
Lentner, Leopold: Prolog und Prooemium zum Zisterziensertraktat „Malogranatum“ (Manfred Gerwing)	420
Kenny, Anthony: Wyclif (Helmut Schwager)	422
Wagner, Murray: Petr Chelčický. A Radical Separatist in Hussite Bohemia (Helmut Schwager)	423
Ulbrich, Rolf: „Tkadleček“ und „Ackermann“: Waldenserliteratur, Humanismus, Theologie und Politik um 1400 in Böhmen (John M. Clifton-Everest)	424
Jaffe, Samuel P.: Prehumanistic Humanism in the Ackermann aus Böhmen (Ferdinand Seibt)	428

Haubelt, Josef: České osvícenství (Antonín Měšťan)	429
Neue Literatur über Bernard Bolzano (Ernst Nittner)	430
Hroch, Miroslav: Evropská národní hnutí v 19. století: Společenské předpoklady vzniku novodobých národů (Bedrich Loewenstein)	435
Bradley, John F. N.: Czech Nationalism in the Nineteenth Century (Peter Heumos)	437
Urban, Otto: Česká společnost 1848–1918 (Peter Heumos)	438
Neue Abhandlungen von Jiří Kořalka (Bedrich Loewenstein)	440
Novotný, Jan (Hrsg.): Čeští utopisté devatenáctého století (Jan Jiroušek)	441
Good, David F.: Der wirtschaftliche Aufstieg des Habsburgerreiches 1750–1914 (Helmut Reinalter)	442
Wollstein, Günter: Deutsche Geschichte 1848/49. Gescheiterte Revolution in Mitteleuropa (Peter Burian)	444
Diószegi, István: Die Außenpolitik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1871 bis 1877 (Helmut Reinalter)	445
Gabriel, Jiří: Filozofie Josefa Tvrdeho. K dějinám české filozofie mezi dvěma válkami (Milan Daňhel)	447
Seeber, Eva: Die Mächte der Antihitlerkoalition und die Auseinandersetzung um Polen und die ČSR 1941–1945 (Detlef Brandes)	448
Habel, Fritz Peter (Hrsg.): Dokumente zur Sudetenfrage (Ronald Smelser)	451
Komjathy, Anthony / Stockwell, Rebecca: German Minorities and the Third Reich (Wolfgang Kessler)	453
Vošahlíková, Pavla: Československá sociální demokracie a Národní fronta (Peter Heumos)	453
Hacker, Jens: Der Ostblock. Entstehung, Entwicklung und Struktur 1939–1980 (Ute Greitemeier)	455
Preisner, Rio: Česká existence (Jan Jiroušek)	458
Kosková, Helena: Hledání ztracené generace. – Měšťan, Antonín: Česká literatura 1785–1985 (Vladimír Ulrich)	459
Pavlík, Ondrej: Mravná výchova v socialistickej spoločnosti (Hanus J. Hajek)	461
Fischer, Holger: Politik und Geschichtswissenschaft in Ungarn (Eva Schmidt-Hartmann)	463
Entgegnung (Sophie A. Welisch)	464
KURZANZEIGEN	466
SUMMARIES	486
RÉSUMÉS	491
RESUMÉ	497
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	502
MITARBEITER DES HEFTES	504

BOHEMIA. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder erschiebt von Jahrgang 1 (1960) bis 20 (1979) als: BOHEMIA. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Begründet und bis Jahrgang 25 (1984) herausgegeben von Karl Bosl.

Redaktion: Eva Schmidt-Hartmann, Collegium Carolinum, Hochstraße 8/II, 8000 München 80.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsehendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung gem. den gleichlautenden Gesamtverträgen zwischen der Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH (ehemals Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsbühren GmbH), 6000 Frankfurt/Main, Großer Hirschgraben 17–21, und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., dem Gesamtverband der Versicherungswirtschaft e. V., dem Bundesverband deutscher Banken e. V., dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband und dem Verband der Privaten Bausparkassen e. V., an die VG Wissenschaft zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der VG Wissenschaft, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Wert von DM 0,40 zu verwenden.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Heften. Einzelheft DM 40,-, Jahresabonnement DM 68,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Zahlungen erbitten wir an den Verlag R. Oldenbourg (Abt. Zeitschriften) München, auf unsere Konten beim Postcheckamt München Nr. 64950-809 oder bei der Bayerischen Vereinsbank München 2 Nr. 6405215.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adreßkartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag: R. OLDENBOURG VERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 8000 München 80. Alleiniger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg GmbH & Co. KG unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die persönlich haftende Gesellschafterin R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 8000 München 80, vertreten.

Außerdem sind nachstehende Kommanditisten beteiligt: Elisabeth Alber, Hausfrau, Rieden/Tirol; Hedwig Geuppel, Hausfrau, Oberhaching; Baronin Silvia von Maydell, Hausfrau, München; Christian Krafft von Dellmensingen, Parsippany/USA; Gabriele von Bomhard, Kindergärtnerin, München; Christa von Bomhard, Sekretärin, München; Maria Freifrau von Meyern-Hohenberg, Hausfrau, München; Gräfin Inge Schönborn, Geschäftsinhaberin, München; Nelly Reichhold, Hausfrau, Icking; Dr. Roswitha Sieper, Oberstudiendirektorin, München; Dr. John C. Oldenbourg, Übersetzer, München; Andreas D. Oldenbourg, Rechtsreferendar, München; Thomas A. Oldenbourg, Dipl.-Kfm., München; Hanna Sychily, Hausfrau, Bad Reichenhall; Dr. Rolf-Dieter Schmid, Nürnberg; Axel Schmid, München; Wilhelm Schmid, Major a. D., Regensburg; Barbara Müller, Hannover; Emmy Oldenbourg, Private, München; Hans A. Fieser, Dipl.-Ing., Steinebach; Irmgard Fieser, Hausfrau, Steinebach; Hans Herbert Fieser, Dipl.-Kfm., Lindenfels; Heidi Fieser, Sekretärin, Salem; Reinhard Fieser, Heimplleiter, Esslingen; Dr. Rudolf Oldenbourg, Verleger, München; Johannes Oldenbourg, Dipl.-Math., München; Christoph Oldenbourg, Restaurator, München; Louise Oldenbourg, Grafikerin, München; Walter Oldenbourg, Verleger, München; Eva Lange, Hausfrau, München; Dr. Helene Hahn, Ärztin, Bremen; Edith Müller, Hausfrau, Hamburg; Brigitte Reiner, Hausfrau, Haar; Heinz Reiner, Arzt, Haar; Eberhard Oldenbourg, Kaufmann, München; Eva May, Studienrätin, München; Paul Oldenbourg, Ingenieur, München; Wolfgang Oldenbourg, Kaufmann, München; Doris Kühnhackl, Lehrerin, München; Regine Oldenbourg, Geschäftsinhaberin, München; Albrecht Oldenbourg, Student, München; Gertrud Oldenbourg, Archivangestellte, Bremen; Paul Schröder sen., Den Haag; Anne Schröder, Den Haag; Thomas Schröder, Verlagskaufmann, Hamburg; Nicola Schröder, Den Haag; Paul Schröder jun., Den Haag; Brigitte Fertl, Hausfrau, München; Inge von Negelein, Kindergärtnerin, München; Dr. Friedrich Rosenkranz, Physiker, München; Ilse Edelstein, Berlin; Dr. Karl von Cornides, Verleger, Wien; Dr. Thomas von Cornides, Verleger, München; Dr. Elisabeth Garms, Hausfrau, Rom; Hedwig Kloepper, Private, Söchtenau; Cäcilie von Cornides, Therapeutin, Rieden/Tirol; Dr. Rudolf von Cornides, Amtsarzt, Innsbruck; Margit von Cornides, Hausfrau, Bonn; Christoph von Cornides, Volkswirt, Bonn; Gabriele Hommes, Aachen; Bankhaus H. Aufhäuser, München.

Satz, Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, 8411 Kallmünz.

RENAISSANCE IN BÖHMEN

Die beiden folgenden Beiträge beschäftigen sich mit einer Epoche in der Geschichte der böhmischen Länder, die erst allmählich eine angemessene historiographische Würdigung zu finden scheint. Während die ruhmvolle Ära der Přemysliden und der Luxemburger, die tiefreichenden Erschütterungen und Wandlungsprozesse der hussitischen Reformation und die sich daran anschließenden Kriege sowie die oft als Phase erdrückender habsburgischer Fremdherrschaft empfundene Zeit des Barock der modernen tschechischen Geschichtsschreibung immer wieder Anlaß zu neuen historiographischen Auseinandersetzungen boten, stand die Epoche der Renaissance lange im Schatten dieser geschichtlichen Perioden. Es mag sein, daß die gesamt-europäisch orientierte Kultur der Renaissance und die innere böhmische Vorgeschichte des katholisch-absolutistischen Weges in das neuzeitliche Europa erst dann aus diesem Schatten heraustreten können, wenn der ethnisch-national verengte Blickwinkel der historischen Forschung erweitert und überwunden wird. Den unmittelbaren Anlaß zu den beiden folgenden Abhandlungen bot ein neuer umfangreicher Sammelband über die „Renaissance in Böhmen“. Im ersten Beitrag beschreibt sein Herausgeber Ferdinand Seibt die großen Entwicklungslinien jener Epoche, im zweiten behandelt der Kunsthistoriker Franz Matsche eingehend die einzelnen Beiträge des Sammelbandes.

Die Redaktion

EPOCHE AM SCHEIDEWEG

Von Ferdinand Seibt

I.

Ich will zunächst versuchen, in die „Renaissance in Böhmen“ einzuführen, im doppelten Sinn: in das Buch und in die Epoche. Das Buch ist ein wenig anders geraten als seine Vorgänger zur Romanik, zur Gotik und zum Barock; es soll nicht nur Kunst-, sondern auch Kulturgeschichte bieten. Natürlich steht die Architektur im Mittelpunkt der Darstellung, in der Hauptstadt Prag wie in Böhmen und Mähren, in der äußeren Gestalt wie in den Innenräumen, in Einzelbauten wie in Ensembles, namentlich in den Städten. Aber schon hier sind die Perspektiven auf das kulturelle Erscheinungsbild gerichtet, und die Repräsentationsbauten des Adels in Schlössern und Villen werden dabei abgehoben von der Sakralarchitektur oder vom bürgerlichen Gestaltungswillen in einzelnen Häusern wie in städtischen Plätzen und Gärten. Die plastische Gestaltungsfähigkeit der Zeit, an den Bauten, an den Brunnen und an ihren Gräbern wird gewürdigt, aber auch Kunstgewerbe, und vor allem die Kleinkunst mit kostbarem Material, mit Gold, Silber, mit der Steinschneidekunst und den Elfenbeinarbeiten soll die ästhetischen Perspektiven der Epoche verständlich machen. Manchmal vermeint man, der böhmischen Renaissance am Hofe in ihrem Brennpunkt zu begegnen. Für die ganze Breite der Entwicklung ist eine solche Auffassung gewiß nicht

haltbar, aber die kaiserliche Kunstammer verdiente doch eine entsprechende Würdigung, ähnlich wie Rudolph II. als der bedeutendste Mäzen der böhmischen Malerei betrachtet werden muß.

Nun ist die Renaissance aber nicht nur eine bedeutende Epoche aller bildhaften Kultur, sondern auch der Wortkunst; schließlich hat sie ja von der Wiederbelebung der Antike unter diesen *beiden* Gesichtspunkten ihren Namen. Also war es auch wichtig, in einem solchen Band die Wiedergeburt der alten Welt in der Literatur oder das, was man dafür hielt, zumindest im Umriss vorzuführen und diesem Unternehmen gleich auch noch ein Kapitel über die Buchdruckerkunst anzufügen. Denn die Renaissance ist ja in gewisser Hinsicht die erste Kulturperiode unseres modernen Buches, sie setzt ein mit der Technik des Buchdrucks und löst im Verlauf von Jahrzehnten die alte europäische Tradition der Handschriften völlig ab. Sie eröffnet zugleich eine neue Möglichkeit der Verbreitung des Geschriebenen und mehr noch: das gedruckte Buch wird zum besonderen Kunstgegenstand in der graphischen Gestaltung ebenso wie in der Ausführung seiner oft kostbaren Einbände. Zu lesen hat fortan für die Gemeinde der Gebildeten mehr Gewicht als zuvor. Literatur entwickelt damit breitere Gestaltungskraft neben der bildlichen Anschauung; das begriffliche, das sprachliche Denken erfordert mehr Raum neben der emotionalen und intentionalen Welt der Gebilde aus Farbe, Stein und architektonischen Elementen.

Zum eigenartigen Kunstbau gerät der Epoche aber auch die Gesellschaft selbst. Es ist die Zeit, in der man die Welt als Uhrwerk interpretiert, wie der Salzburger Fürst und Erzbischof in seinem Schloß Hellbrunn, in der man sie in utopischen Entwürfen vollendet und – was wir oft mit unbefragter Selbstverständlichkeit konstatieren – in der man versucht, sie auf dem Wege rationaler Jurisprudenz zu normieren, durch das römische Recht. Auch das mußte wenigstens ins Bild kommen, um etwas vom Atem der böhmischen Renaissance zu regenerieren. Im übrigen sind jene zweihundert Jahre zwischen der sogenannten hussitischen Revolution von 1419 und dem sogenannten böhmischen Ständeaufstand von 1618 erfüllt von einer grundlegenden Auseinandersetzung um die Prinzipien von Gesellschaft und Staat, die tatsächlich für eine Weile die böhmischen Länder nicht gerade in den Brennpunkt der europäischen Geschichte versetzte, wie mancher böhmische Historiograph in unvorsichtiger Selbstbezogenheit glaubte, die sie aber doch immerhin zum Vorposten im zeitlichen wie im räumlichen Sinn zwischen den europäischen Fronten werden ließ. Das will ich nun zu skizzieren versuchen.

II.

Die Epochen der Kunstgeschichte und die Epochen der allgemeinen Historie in Europa sind nicht einfach deckungsgleich. Das ist kein Wunder: Die Regeln und Trends, nach denen man Herrschaft aufbaute und einen Staat konstruierte, verbreiteten sich im Laufe der Zeit nach ganz anderen Gesichtspunkten als die Kunstgriffe und Stilwandlungen, nach denen man Bogen, Fassaden und Wölbungen schuf. Man muß sich also eher darüber wundern, daß die Hauptperioden der europäischen Kunstgeschichte mit den Entwicklungsschritten der gesellschaftlichen Ordnung verhältnismäßig gut übereinstimmen: Man kann ein romanisches Böhmen definieren, dessen Herzöge mit ihrem Gefolge das Land in äußerer Abhängigkeit vom römischen Reich

innerlich weitgehend nach ihrem Vermögen organisiert hatten; man kann danach ein gotisches Böhmen und Mähren abheben, das unter königlicher Herrschaft stand und zu merklichem europäischen Rang aufstieg, im Rahmen des Reiches durch seine politische Geschlossenheit, innerlich durch Landesausbau und Silberreichtum. Man kann das barocke Böhmen seit 1620 zwar nicht gleichsetzen, aber doch einigermaßen in Bezug bringen mit seinem politischen Schicksal als habsburgische Provinz. Der Zeitraum dazwischen, die Epoche der Renaissance, politisch definiert durch die sogenannte hussitische Revolution von 1419 und den sogenannten böhmischen Ständeaufstand von 1618, ist uns weder in seiner künstlerischen noch in seiner politischen Bedeutung im weiteren Sinn des Begriffs so recht verständlich. Die hussitische Revolution wird in Deutschland noch immer weitgehend als Nationalaufstand mißverstanden, wenn nicht gar als ein gegenläufiges Ereignis zum allgemeinen Trend der europäischen Kultur. Der böhmische Ständeaufstand gilt vielen als eine Arabeske in der Geschichte des habsburgischen Imperiums, und in oberflächlicher Bildlichkeit begnügt man sich nicht selten mit der verführerischen Analogie vom ersten und vom zweiten Prager Fenstersturz. Aber auch in der Architektur muß man mitunter die böhmische Renaissance erst wieder entdecken. Nicht wenig, was das 16. und 17. Jahrhundert in Böhmen und Mähren erbaute, ist dem Abriß, dem Umbau oder der Barockisierung zum Opfer gefallen. Namentlich in den Städten, aber auch im Kirchenbau und auf den Herrnsitzen ist oft mehr Gotik und mehr Barock bestimmend geblieben für das äußere Bild, als jene zweihundert Jahre hinterlassen haben, die nach Meinung mancher Kunsthistoriker zunächst ohnehin nur zur Applikation italienischen Dekors führten. Eine Weile war die Existenz von Renaissance als selbständiger böhmischer Kunstepoche überhaupt umstritten. Zu Unrecht. Die Fülle der Unternehmungen, der tiefgreifende Wandel in den Formen, zeigt gerade in den Darstellungen dieses Bandes, daß nicht nur in Prag im bekannten Belvedere oder im Schwarzenberg-Palais hervorragende Zeugnisse der Renaissance-Baukunst zu finden sind, sondern daß überhaupt das gesamte Land weithin von einem neuen Sinn für Fassaden, Tore, Häuser und Plätze geprägt war, nicht nur nach einzelnen Bauelementen, mit denen man die Spätgotik ein wenig veränderte.

Geradeso hat jene Zeit zwischen der hussitischen Revolution und dem böhmischen Ständeaufstand in der Gesellschaftsgeschichte Epoche gemacht; Epoche im umfassenden Sinn, nicht nur in den Plänen und Köpfen der Großen. Versuchen wir einmal, uns in die Köpfe der Kleinen zu versetzen, um den Umfang der Veränderungen und die eigenartigen Lebensbedingungen jener fünf oder sechs Generationen zu begreifen, die nach dem Ende der Hussitenkriege, nach dem Tod des „Hussitenkönigs“ Georg von Podiebrad bis zum Ständeaufstand, also etwa von 1471 bis 1618, in den böhmischen Ländern lebten. Versuchen wir einmal, ihrer „Geschichtsschreibung“ zu folgen!

Eine erste Erkenntnis: Diese rund anderthalb hundert Jahre haben offenbar keine großen Ängste, Nöte und Schrecken gebracht. In Sagen, Liedern und Sprüchen ist die „Geschichtsschreibung“ der einfachen Leute, die hauptsächlich den bösen Zeiten zugedacht wird und schweigend die guten gelten läßt, die Schmerz und Tränen in ihrer Erinnerung aufbewahrt und die ereignislosen Zeiten als die guten betrachtet, im großen und ganzen ohne besondere Aussagen geblieben. Das entspricht ungefähr der Wirklichkeit. Allerdings hatten die Mährer Anlaß zu klagen, bedroht von Türkennot

und gelegentlich auch von Ketzerverfolgungen, die freilich immer nur Minderheiten trafen, wie 1454 die große Judenvertreibung in Brünn. Aber dennoch galt für die Juden im ganzen Land wie für die mährischen „Ketzer“, die Böhmisches Brüder und deutschen Täufer das Land als Zufluchtsstätte im Verhältnis zumindest zu dem, was in anderen Bereichen drohte.

Eine zweite Einsicht: ein allmählich wachsender Wohlstand auch für die einfachen Leute. Das läßt sich anderen „Quellen zur Geschichtsschreibung des kleinen Mannes“ entnehmen: dem kleinen Besitz, dem Mobiliar, der Kleidung, dem Werkzeug und schließlich und endlich sogar nichts anderem als dem wichtigsten Gut – dem langsamen Wachstum der Bevölkerung. Damals, so zeigt sich, vermehrte sich die Ausstattung der Innenräume auch in den einfachen Häusern. Zu Tisch, Truhe und Bettstatt stellte man nun Schränke; aber das sind ursprünglich wohl nur übereinandergestellte Truhen mit Seitentüren, bald auch mit anspruchsvollen Glasscheiben, so daß man seine ansehnlicheren Habseligkeiten darin ausstellen konnte. Außer dieser „Kredenz“, nach dem italienischen Wort für den Anrichtetisch, brachte die Zeit noch eine andere wichtige Annehmlichkeit: den Kachelofen. Die Neuerung löste weit unkomfortablere Heizmethoden ab, besonders in den einfachen Häusern, und sie leitete sich zugleich her aus Fortschritten in der Hafnerkunst, die auch das Topfregal bereicherten und verschönten. Überhaupt Geschirr: in den etwas gehobeneren Haushalt des Mittelstands drangen jetzt Zinnkrüge und -teller ein, einfachere und verzierte, und dienten wie Krüge und Schüsseln aus Steingut nicht nur der täglichen Notdurft, sondern waren auch Schaustück oder festliches Geschirr – aufbewahrt eben in der Kredenz.

Ein Teil der Volkstracht hat seinen Ursprung in jener Zeit, und eine solche traditionsstiftende Mode läßt wieder einen gewissen Wohlstand erschließen. Von bescheidenem Wohlstand auch der kleinen Leute und von allerhand skurrilen Abenteuern berichtet auch einer der wenigen, die das einfache oder doch das alltägliche Leben unmittelbar zu Papier brachten, Johannes Butzbach aus Hessen, der als Scholar nach Böhmen entführt worden war und nach jahrelangem Dienst bei verschiedenen Herren wieder in seine Heimat entflo.

III.

Wie sah es aber bei den Großen aus? Ihre Zimmer und Säle, ihre Villen und Schlösser verraten nicht minder wachsenden Wohlstand und eine materielle Kultur, die sich zweifellos weit über die Hussitenzeiten und auch über das vorangehende „goldene Zeitalter“ der letzten Přemysliden und Luxemburger erhob. Aber ihre Sorgen waren nicht die Sorgen des kleinen Mannes, und ihre Erlebniswelt war nicht nur geprägt von Ängsten und Schrecken oder der Zufriedenheit mit „ruhigen Zeiten“. Denn ihr Alltag war nicht bestimmt vom Gleichmaß der Arbeit, sondern von Wagnis oder Versäumnis, von Abenteuern oder Geselligkeit, kurz, von jener Palette derer, die mehr oder minder Macht oder Mitsprache suchen und mit ihren Fehlern und Vorzügen nach anderen Zwängen leben als denen von Gelderwerb oder Arbeitspflicht. Die Großen waren im unterschiedlichen Maß beteiligt oder wenigstens mit dabei, einen äußeren Rahmen der Lebensbedingungen für alle festzulegen, auszuhandeln oder zu „bestreiten“. Sie waren aber auch umgekehrt in weit größerem Maße abhängig davon.

Abhängig von dem, was wir heute als politische Bewußtseinsbildung bezeichnen, waren aber weit mehr Menschen im Zeitalter der böhmischen Renaissance als zuvor. Hatte sich schon Karl IV. um eine solche Bewußtseinsbildung bei seinen Untertanen bemüht, hatte er Schaukunst als „politische Architektur“ besonders gepflegt, wie auch den anderen Zweig des persönlichen Bewußtseins eines jeden Christenmenschen, den religiösen, so hatte die hussitische Revolution persönliche Entscheidungen um Christentum und Gesellschaftsordnung oft bis in die letzte Hütte gewirbelt. Vieles davon war beständig geblieben. Die intensive Religionspflege, wie sie Enea Silvio Piccolomini um die Mitte des 15. Jahrhunderts erstaunt auf einer Reise nach Böhmen bei den Taboriten konstatiert, wie sie ähnlich zur selben Zeit auch in den katholisch gebliebenen Ländern zu beobachten ist, nach den Maßnahmen Bischof Wilhelms von Brünn und des Propstes Hilarius von Leitmeritz, war nach dem Ausweis des religiösen Schrifttums auch im 16. Jahrhundert lebendig geblieben und wurde weitergetragen in die Rivalität der Konfessionen. Erst diese Erwägung macht die Zeugnisse böhmischer Toleranz nach dem Landtagsbeschuß von 1485 und nach der ebenfalls vom Landtag genehmigten *Confessio Bohemica* von 1575 in ihrem wahren Gewicht verständlich. Es gab nämlich vier Konfessionen zu jener Zeit, die sich nacheinander entfalteten und alle miteinander Lebensmöglichkeiten in Böhmen und Mähren gefunden hatten: die katholische, also die alte Kirche, zurückgedrängt in Böhmen durch die hussitische Revolution in die Randgebiete, ins Egerland, nach Nordböhmen, in südböhmische Regionen, dort unterstützt durch die beiden Städte Budweis und Pilsen. Besser erhalten war die alte Kirche in Mähren und hatte dort auch noch mit den Bistümern Olmütz und Brünn ihre Struktur bewahrt, auch ihre Klöster und ihren Besitz. Der hussitische Kirchenbereich, im großen und ganzen das Innere Böhmens, aber nicht deckungsgleich etwa mit der Sprachgrenze zwischen Deutschen und Tschechen, wie das stets auch noch deutsche, aber hussitische Saaz beweist, hatte dagegen ein neues Kirchengebäude geschaffen und im Kompromiß mit dem Baseler Konzil 1435 auch bewahrt, bis die Habsburger 1620 das böhmische Ständeheer überwandten und die Rekatholisierung mit Macht in wenigen Jahren verfügten. Diese hussitische Kirche, die man aber nicht nach Jan Hus, sondern nach der Kelchkommunion mit einem lateinischen Fachbegriff als *utraquistisch* benannte, hatte allen Besitz verloren und wollte mit armen Priestern, die ihre Gemeinde erhalten mußte, auch eine bessere Kirche sein. Sie wurde von einem Konsistorium in Prag geleitet, weil die Päpste, die den Kompromiß von Basel selber nie unterschrieben haben, keine Bischöfe für sie bestätigten. Neben diesen beiden großen konfessionellen Rivalen gab es noch die Böhmisches Brüder, hussitische Pazifisten, in Kürze gesagt, die nach den Regeln des Evangeliums als arme Handwerker in stillen Gemeinden lebten. Gelegentlich prägten sie das Gesicht neuer Stadtsiedlungen. Erst um die Wende zum 16. Jahrhundert ließen sie ihre Priester auch akademisch bilden und schlossen Bündnisse mit dem Adel. Danach wurden sie allerdings bald die geistig regsamste Kraft im Lande, wenn sie auch stets in der Minderheit blieben. Daneben gab es seit der deutschen Reformation auch noch Lutheraner und zu Ende des 16. Jahrhunderts unter französischem Einfluß Calvinisten, in Böhmen wie in Mähren.

Vom Land habe ich gesprochen: Rechtlich organisiert in der Staatsabstraktion von der „Krone Böhmen“, zählte damals außer den beiden Hauptländern auch noch Schlesien und die Lausitzen dazu. Ein jedes dieser Kronländer hatte einen eigenen Landtag,

wo sich zu festen Terminen, meist im Frühling und im Herbst, die Stände versammelten, um als Vertreter des ganzen Landes Beschwerden vorzutragen und Steuern zu bewilligen. Beides waren ihre urreigensten Rechte und hatten sich aus „Rat und Hilfe“ der „Großen“ eines Landes für den Fürsten entwickelt, um mit ihm gemeinsam einer jeden Not zu „steuern“. Die Gemeinschaft der Stände war in einem jeden Land unterschiedlich zusammengesetzt. Prälaten, hoher Adel, niederer Adel und Städte bildeten die einzelnen Gruppen. Bauern waren in den böhmischen Ländern nirgends vertreten. Aber durch die hussitische Revolution waren die Prälaten aus dem böhmischen Landtag verschwunden, dafür hatten sich die 35 königlichen Städte unter der Führung von Prag einen festen Platz gesichert. In Mähren waren nur vier Städte im Landtag vertreten, dagegen hatte in Schlesien, ganz ohne Revolution, die Stadt Breslau aufgrund ihrer wirtschaftlichen Bedeutung und ihrer vorbildlichen Rechtsordnung eine führende Position auf dem dort sogenannten „Fürstentag“. Auch in der oberen und in der niederen Lausitz spielten Städte eine bemerkenswerte Rolle. Ab und zu trafen sich Ständevertreter der einzelnen Kronlande in Prag zu einem Generallandtag. Dazu mußte aber die ausdrückliche Einladung des Herrschers vorliegen – eine spontane Ständeversammlung war bereits Aufruhr.

Ein solcher Aufruhr brachte die Stände im Mai 1618 zusammen. Um die Bedeutung dieses Aufruhrs zu ermessen, muß man zunächst erwägen, wie groß eigentlich die böhmischen Lande zu jener Zeit gewesen sind. Sieht man ihre Zusammensetzung unter nationalem Gesichtspunkt, dann muß man hervorheben, daß ihre Bevölkerung insgesamt in jenen Jahren zum großen Teil deutsch sprach, in Schlesien, in der Lausitz und in den bekannten Randgebieten Böhmens und Mährens. Die hussitische Revolution hatte die Sprachgrenzen nicht erheblich verändert. In einigen Städten war durch den Hussitismus die deutsche Mehrheit oder gar, wie in Prag, in Kuttenberg und in Leitmeritz, den bedeutenderen Städten, die deutsche Bevölkerung verdrängt worden. In anderen war diese Entwicklung schon vor 1400 durch tschechische Zuwanderung abgelaufen, und insgesamt war die zu unserer Zeit so viel diskutierte Sprachgrenze in Böhmen vor dem Hussitismus nicht so weit ins Landesinnere vorgeschoben wie danach. Denn nach dem gewaltigen wirtschaftlichen Einbruch durch die hussitischen Kriegswirren in Böhmen und nach vergleichbaren Störungen in Mähren, zusätzlich durch Türkeneinfälle, setzt im 16. Jahrhundert ein allmähliches Wachstum ein und führt auch wiederum deutsche Zuwanderer ins Land, namentlich Handwerker. Die Kuttenberger Bergleute waren schon nach 1437 wieder in ihre Stadt gerufen worden, aber der alte Silberreichtum war ohnedies versiegt. Dagegen wurde um 1520 St. Joachimsthal, neben einigen anderen Orten, als neuer Anziehungspunkt für das böhmische Silber so reich, daß die dort geschlagene Münze, der Taler, schlechthin zum Begriff für Silberwährung aufstieg und noch bei der Namengebung für die nordamerikanische Währung Pate stand.

Aber zurück zur großen Politik: Seit 1471 gehörten die böhmischen Länder für 55 Jahre zum größten dynastischen Landkomplex in Europa. Wladislaw, ein Prinz von Polen, war zunächst zum böhmischen, später auch zum ungarischen König gewählt worden, und sein Vater, König Kasimir V., betrieb eine sehr aktive Westpolitik, um sein Riesenreich, von der Ostsee fast bis zum Schwarzen Meer, nicht nur über die böhmischen Länder und Ungarn, sondern auch durch politische Heiraten mit dem Westen

zu verzahnen. Fünf Töchter gab er deutschen Fürsten zur Ehe, und die berühmteste Hochzeit aus diesem Zusammenhang, die Landshuter von 1475, feiern wir heute noch.

Das Jagiellonenreich hatte in seiner riesigen Ausdehnung keinen Bestand. Immerhin aber hielt es für mehr als fünfzig Jahre der politischen Zukunft Mitteleuropas eine große Alternative offen. Daß sie schließlich zerbrach, erwuchs halb aus den Umständen und halb aus dem Zufall. König Ludwig, der zweite Jagiellone auf dem böhmischen und dem ungarischen Thron, durch seine Verwandtschaft ebenso in Verbindung zum Königreich von Polen-Litauen, kam 1526 auf einem Kriegszug gegen die Türken ums Leben. Die Niederlage hing mit mangelnder Unterstützung durch den böhmischen Adel zusammen, und dies wiederum war ein Ergebnis ständischer Opposition. Aber der Tod des Königs war dabei natürlich nicht vorgesehen, und die Folgen im Zeitalter dynastischer Staatsstrukturen reichten weit.

Ludwig hatte als junger König große Sympathien genossen, besonders bei Kaiser Maximilian, einem der bedeutendsten Phantasten auf europäischen Thronen. Seine hochfliegenden Pläne und seine ruhsüchtige Selbstdarstellung regten nicht nur Künstler und Lobredner zu seiner Zeit an, sondern auch heute noch. Maximilian also, der sich gelegentlich als Kaiser auch zum Papst wählen lassen wollte, hatte König Ludwig von Böhmen adoptiert, ihn 1516 zum Reichsvikar erhoben und wollte ihn zu seinem Nachfolger machen. Der Plan zerstob, wie andere auch. Nicht Ludwig, sondern Maximilians Enkel Karl V. wurde 1519 zum römischen König erwählt, 1530 als letzter römischer Kaiser vom Papst gekrönt und verdient überhaupt den Beinamen „der Letzte“ viel eher als Maximilian, „der letzte Ritter“. Denn er war auch der letzte, der noch aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die Religionshoheit im Reich bewahren wollte, und geriet darüber in ein lebenslanges Duell mit Martin Luther. Als er seine Partei endlich besiegt hatte, 1547 in Bund mit deutschen katholischen Fürsten gegen deutsche protestantische Fürsten in der Schlacht bei Mühlhausen, war auch eine schwerwiegende Entscheidung in der böhmischen inneren Auseinandersetzung gefallen. Die böhmischen nichtkatholischen Adeligen und Städte nämlich, die lutherischen geradeso wie die Utraquisten und die brüderlich gesinnten, wollten den deutschen Protestanten zu Hilfe kommen. Sie besannen sich aber allzu lange. Als der Kaiser 1547 bei Mühlhausen gesiegt hatte, erteilte sie, vor allem diejenigen, die sich nicht rechtzeitig politisch in Sicherheit bringen konnten, ein empfindliches Strafgericht. Denn der König von Böhmen war zu dieser Zeit der Bruder des Kaisers.

1526 hatten die böhmischen Stände nämlich, einmütig, und sogar mit besonderem Eifer die Nichtkatholiken, Ferdinand von Habsburg, den Bruder Karls V., zum König gewählt. Er trat auch die Nachfolge in Ungarn an. Das war ein großer habsburgischer Erfolg, mit dem diese Dynastie endgültig zur Vormacht in Mitteleuropa aufstieg. Unter unseren Gesichtspunkten von deutsch, tschechisch oder spanisch darf man diese Entwicklung nicht sehen, sonst geht man in die Irre. Denn weder Karl noch Ferdinand lassen sich zutreffend als Deutsche bezeichnen. Sie waren von einer spanischen Mutter geboren und einem halbfranzösischen Vater, aufgewachsen in den Niederlanden und dort unter anderem erzogen von Erasmus von Rotterdam, und in den romanischen Sprachen, im Französischen, Spanischen und Lateinischen zweifellos besser zu Hause als im Deutschen. Zöglinge der burgundisch-spanischen Hofkultur, verkörperten sie ihr Leben lang den europäischen Horizont der habsburgischen Dynastie,

des für die nächsten 200 Jahre mächtigsten Fürstenhauses. Die Habsburger hatten um 1500 Spanien ererbt. Kaiser Karl V. herrschte sowohl über das Heilige Römische Reich als auch über Spanien, und der Hausbesitz der Habsburger reichte in Deutschland von den Niederlanden bis nach Krain und schloß die Königreiche Böhmen und das freilich von den Türken stark reduzierte Ungarn ein. Der spanische Besitz umfaßte nicht nur die iberische Halbinsel, außer Portugal, sondern auch die Königreiche Sardinien, Sizilien und Neapel, also ganz Unteritalien bis an die Grenze des Kirchenstaats und damit auch die Seeherrschaft im westlichen Mittelmeer.

Das hatte aber gewaltige Konsequenzen für die europäische Politik: denn buchstäblich grenzte Frankreich zu Lande überall an habsburgischen Besitz, sei es spanischer, sei es deutscher Hausbesitz, oder sei es zumindest Reichsgebiet und habsburgische Überregierung; von Dünkirchen bis nach Nizza, so weit die Reichsgrenzen im Westen damals reichten, und von der Biskaya bis an die Riviera. Also schien es für Frankreich fast eine Lebensfrage, mit diesem übermächtigen Nachbarn sich auseinanderzusetzen. Und umgekehrt: alle habsburgische Herrschaft und Überherrschaft wurde in den großen Strudel dieses Machtkampfes gezogen, was gewiß nicht unbedingt den beherrschten Gebieten zum Vorteil ausschlug. Erst 1714, erst mit dem Verlust der spanischen Herrschaft im Erbfolgekrieg, in den Bayern auf französischer Seite verwickelt war, durch die Familiengeschichte und auch durch die unglückliche Politik des Kurfürsten Max Emanuel, während auf habsburgischer Seite die berühmtesten Strategen ihrer Zeit zu Felde lagen, Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough, nahm diese Verbindung zwischen Mitteleuropa und dem Südwesten ein Ende. Erst fortan wurden die Habsburger wirklich eine mitteleuropäische Dynastie. Man vergißt das oft, und namentlich das deutsche wie das altösterreichische Geschichtsbild haben in diesen Zusammenhang jeweils auf ihre Weise Verwirrungen gestiftet. Unter diesen Gesichtspunkten läßt sich auch nicht einfach davon sprechen, daß die Politik dieses mächtigsten europäischen Fürstenhauses zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert dem Reiche diene. Weit gefehlt! Das Reich geriet mit den Interessen dieses mächtigen Hauses in ganz fremde Konflikte.

IV.

In eine solche weite Spanne der europäischen Politik sind also auch die böhmischen Länder im Zeitalter der Renaissance eingebettet, nach der jagiellonischen Epoche, nach 55 Jahren, für das folgende Jahrhundert, ehe sie nach dem mißglückten Ständeaufstand ihrer selbstgewählten Dynastie in der Schlacht am Weißen Berg erliegen. Nun bezeichnet man aber dieselbe Epoche in der politischen Geschichte nicht etwa als ein Zeitalter der Renaissance. Hier geht es um andere Parolen. Man spricht vom konfessionellen Zeitalter, während wir soeben bei unserer Betrachtung der habsburgischen Hegemonie in Europa gut verstanden haben, daß es mit diesem konfessionellen Vorzeichen nicht auch schon gesagt und getan ist. Sowohl die Habsburger als auch vor allem ihre katholischen Rivalen, die französischen Könige, dachten über- und unkonfessionell, und während die einen, in einer wahrhaft europäischen Leistung für die ganze Christenheit, gemeinsam mit anderen christlichen Bundesgenossen die Offensive der Türken hemmten, wußten die anderen sich aus Staatsraison gar mit den Ungläubigen zu verbinden.

Mit der hussitischen Revolution hatten die kriegerischen Auseinandersetzungen um die rechte Konfession begonnen, gerade in Böhmen. Eigentlich war der Widerstand in Glaubensdingen, die *causa fidei*, die erste und für lange Zeit einzige Rechtfertigung der europäischen Revolutionen; fortgesetzt in der deutschen Reformation seit 1523, danach im Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft 1579 und im Aufstand der böhmischen Stände gegen die Habsburger 1619. Dieselbe Entscheidung in Glaubensdingen, die *causa fidei*, welche die Revolutionen in Gang setzte, traf auch die persönliche Entscheidung eines jeden einzelnen, und so sind unter konfessionellen Vorzeichen politische Entscheidungen nun der bisher politisch unmündigen Mehrzahl aller Christen überantwortet worden. Auch dabei spielten die böhmischen Länder eine besondere Rolle: in Böhmen wurde nämlich, zum ersten Mal 1485 und danach 90 Jahre später bei der Anerkennung der böhmischen Konfession durch den Landtag in Prag, Glaubensfreiheit für einen jeden einzelnen Bürger gewährt. Der Unterschied zwischen dem Reich und den böhmischen Ländern ist in diesem Zusammenhang wichtig und verdient unser Augenmerk. 1555, im berühmten Augsburger Religionsfrieden, mußte Kaiser Karl V. das Recht eines jeden Fürsten anerkennen, in seinem Gebiet den Glauben seiner Untertanen zu bestimmen; er verzichtete damit endgültig auf eine Grundlage des europäischen Kaisertums, auf die Religionshoheit, auf die Stellung des Kaisers als *Vicarius Christi* und Vogt der Christenheit. Danach mußten sich die Untertanen in ihrer Konfession nach den Fürsten richten und gegebenenfalls, als letzten Ausweg, ein konfessionsfremdes Land verlassen. Die Böhmisches Konfession von 1575 dagegen stellte es ausdrücklich einem jeden Bewohner des Landes frei, sich einer der drei anerkannten Konfessionen anzuschließen, und tolerierte stillschweigend mindestens noch die böhmische Brüderunion als viertes Bekenntnis.

V.

Warum wurde dann aber Böhmen, offensichtlich eine Insel der Toleranz angesichts der Konfessionsverfolgungen in Frankreich und Spanien, in England und im Reich, zum Unruheherd und schließlich, mit der Ständeerhebung 1618, zum Ausgangsland für den Dreißigjährigen Krieg?

1526, als die Stände den Habsburger Ferdinand zum König wählten, erhofften sie von der Macht dieses Hauses Schutz vor den Türken, denen ihr letzter König zum Opfer gefallen war. Im übrigen vertrauten sie wohl auf die konfessionelle Toleranz des am weltoffenen burgundischen Hof erzogenen Prinzen. Danach begann ein generationenlanges Spiel zwischen König und Ständen um die heimlich von den Habsburgern doch betriebene Rekatholisierung, und als nach dem mißglückten Hilfszug für die deutschen Protestanten namentlich die böhmischen Städte ein königliches Strafgericht erlebten, verhärteten sich die Fronten. Merkwürdiger-, aber nicht seltsamerweise traf diese Entwicklung gerade mit der Regierungszeit des großzügigen und schließlich sogar einigermaßen weltfernen Kaisers Rudolph II. zusammen, der Prag als seine Residenz gerade zum besonderen Anziehungspunkt der europäischen Renaissancekultur gestalten ließ. Seine Kunstkammer, seine Gemäldesammlungen, seine Edelsteinschleifer und seine Hofmathematiker und -astronomen rechtfertigten diesen Ruf noch bis heute.

Der böhmische Adel hatte sich in dieser Zeit nur zum kleinen Teil für den habsburgischen Dienst entschlossen, wurde in Spanien erzogen oder gebildet und trat in Hofdienste; der größere Teil aber hielt sich an eine der drei protestantischen Konfessionen und sandte seine Söhne auf „Kavaliersreisen“ als Bildungserlebnis in die westliche Welt, an die kalvinischen Universitäten nach Herborn und Genf, nach Straßburg und Heidelberg, nach Leyden oder doch zumindest nach Altdorf bei Nürnberg. Im protestantischen Raum aber waren gerade die Calvinisten, nach helvetischem Bekenntnis, und ihnen theologisch am nächsten die Böhmisches Brüder, die geistigen Führer geworden. Noch heute erinnert vielleicht das tschechische Sprichwort an ihre Konsequenz: „Das hält fest wie der helvetische Glaube“ – *to drží jako helvetská víra*. So wie um 1410 eine junge Magistergeneration an der Prager Universität entschlossen war, für die Kirchenreform mit allen Mitteln einzutreten, so sah sich um 1600 der junge böhmische und mährische Adel bereit, gegen „die Tyrannen“ des Glaubens wegen zu kämpfen. Auch Albrecht von Wallenstein zählte damals dazu.

VI.

Die Baumeister vom Comer See oder aus Venetien, die mit ihren kleinen Trupps von Maurern und Stukkateuren auf böhmische Einladungen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts immer zahlreicher nach Norden zogen, aber ebenso auch die Jesuiten, seit 1556 in Prag, die Maler und Bildhauer aus den Niederlanden wie aus der Lombardei, die spanische Dienerschaft von Fürsten und Gesandten, die jüdische Gemeinde in Prag wie eine ungezählte und ungeprüfte Schar von Literaten und Tausendkünstlern aus aller Herren Länder, darunter auch etwa so ernsthafte Gelehrte wie John Dee, machten Prag zur Weltstadt. In kleinen Konventikeln reifte dabei der Entschluß zur Vollendung der Reformation in utopischer Weltveränderung aus intellektuellem Optimismus, wie er später den ruhelosen Comenius umtrieb. Der war damals noch ein Schüler. Der Kaiser selbst war diesem Geist nicht fern, zeitweise zumindest und in jüngeren Jahren. Was sich zusammentat, im vierkonfessionellen Böhmen unter dem Prätext einer weitgespannten Toleranz, sich schließlich aber in zwei Blöcken feindselig formierte, war eine kulturelle Ambivalenz, die ganz Europa bewegte. Zwei Weltbilder, um 1600 endlich ausgeprägt: Und die Grenze zwischen der einen und der anderen Vorstellung von der rechten künftigen Ordnung lief von Westen nach Osten, vom puritanischen England bis zum kalvinistischen Siebenbürgen, mitten durch die böhmischen Länder.

Die Kunstgeschichte bezeichnet eine solche Grenze leicht, von regionalen Ausnahmen abgesehen, als die nördliche Scheidewand des Barock. Spanien, Italien, Süd- und Mitteldeutschland auf der einen Seite, England, die Niederlande, das nördliche Deutschland auf der anderen, verspätete Entwicklung in Polen und eine besondere Spätblüte in den böhmischen Ländern konstatiert die Barockarchitektur. Wo sie fehlt, im Westen und im nördlicheren Raum Europas, wurde die Renaissance in besonderen Formen des Backsteinbaus bis zum Klassizismus gestreckt. Aber was steht hinter diesem Phänomen?

Die barocke Welt triumphierte erst nach dem dreißigjährigen Konfessionskrieg, der die Mitte Europas hatte ausbluten lassen, unter mehr oder minder direkter Teilnahme

des übrigen Kontinents. Aber der Zündstoff zu diesem gewaltigen Krieg war generationenlang vorbereitet worden, und es stand schließlich und endlich nicht nur die Konfession oder nicht nur die Machtpolitik unter diesem und jenem Vorzeichen zur Debatte, sondern die gesellschaftliche wie die individuelle Lebensform für die nächsten Jahrhunderte. Weder die eine noch die andere Richtung siegte. Europa wurde gespalten. Dabei entfernte sich der Westen ein erhebliches Stück von der Mitte, und diese Mitte wiederum verlor ein Stück ihrer Einheit in diesem Gegensatz. Der preußisch-österreichische Dualismus prägte sich zunächst in Lebensformen aus; ein Jahrhundert danach wurde er zum politischen Gegensatz.

Was umschrieb diese Alternative? Einen konfessionellen Gegensatz, der die politische Ordnung geradeso umfaßte wie persönliche Lebensideale. Jetzt erst drang die Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten durch bis zum kulturellen Ideal, unter dem Vorzeichen der tridentinischen Katholizität auf der einen Seite, des Calvinismus auf der anderen Seite.

Wie lassen sich die beiden Geisteshaltungen umschreiben? Der Katholizismus der Gegenreformation, im Konzil von Trient 1542–1564 dogmatisch gereinigt, in 350 Jesuitenkollegien um die Jahrhundertwende auf akademischem Niveau in ganz Europa verbreitet, hatte in einer neuerlichen, oft unterschätzten Zuwendung zur Antike seinen eigenen, seinen katholischen Humanismus ausgebildet. Hymnen und Dramen gaben der lateinischen Kultursprache Europas neuen Glanz, und die Belebung des scholastischen Realismus auf den jesuitischen Kathedern und in Hunderten von philosophischen Traktaten bemühte sich noch einmal um ein Selbstbildnis der europäischen Kultur als einem logisch-deduktiven Ganzen. Damit ist etwa umschrieben, was 1600 in der katholischen Philosophie lebendig war. Es gab auch Skeptizismus, christlichen Existenzialismus, es gab nennenswerte Vorläufer mathematischer Logik. Aus logischer Weltbehauptung erwuchs ein autoritätsbetontes, einheitliches Ordnungsbild als besonders erstrebenswerte kulturelle Leistung, das der zentralistischen absoluten Monarchie zustrebte und dem einzelnen seinen Platz in einem großen Ganzen in festeren Formen wies. Gehen wir davon aus, daß *Ordnung, Planung und Hoffnung* zu jeder Zeit ein kulturelles Leitbild bestimmen lassen: Das *Ordnungsbild* der absoluten Monarchie, ihre zentralistischen *Planungen* und die wiederbelebte *Hoffnung* auf die mögliche Verbesserung der Welt im gegebenen Rahmen, die namentlich dem jesuitischen Eifer mitunter den Vorwurf einbrachte, die wesenhafte menschliche Unvollkommenheit seit der Ursünde zu ignorieren, bewegten das katholische Barock. Das alles war in Gang gekommen unter dem Schwung einer großen Begeisterung. Die jesuitische Ordensorganisation war wie ein emphatischer Aufbruch durch eine junge Generation gegangen; unterstützt von einem reformierten Zweig der Bettel- und Predigerordensbewegung aus dem Spätmittelalter, den Kapuzinern, die schon seit 1528 bestanden und in rund fünfzig Jahren, um 1575, in dreihundert Klöstern etwa 3500 Mönche zum Einsatz unter den einfacheren Gläubigen zusammengeschart hatten. Mit dieser neuen gewaltigen Anstrengung, mit diesem seit dreihundert Jahren unerhörten Aufbruch seines Ordenswesens hatte die katholische Welt zugleich auch den großen Schwung einer emphatischen Glaubensreform unter die Christenheit getragen und unterschied sich auch darin von der nördlichen Welt: mit der Begeisterung, die Gemeinschaften und Gruppen zu beseelen und zu entflammen imstande ist.

In England, in den Niederlanden, in der Schweiz, in der Rheinpfalz und schließlich auch in der Oberpfalz unmittelbar an der böhmischen Grenze, in Böhmen und Mähren unter dem Vorzeichen der Brüderunion und fortgesetzt in Südpolen, in der Ostslowakei und in Siebenbürgen prägte der Calvinismus ein anderes politisches *Ordnungsbild*. Hier galt die ständische Libertät gegenüber den Monarchen, hier wirkte sich im geistigen Leben die Pflege des Humanismus, angeregt an den Universitäten von Oxford und Leyden, von Genf, Straßburg und Herborn ihrerseits eher als Pflege individueller, stoischer Gedankenrichtungen aus, es galt das „Erkenne dich selbst“ vor dem Einsatz für das Ganze. Es galt damit auch das persönliche Urteil gegenüber der Autorität, der geistigen wie der politischen, das geschärft wurde in philologischer Akribie und nicht minder in juristischer Interpretation von alten und von natürlichen Rechten. Der Calvinismus pflegte auf seine Weise Staatsrecht als Ständerecht ganz anders als die katholische Juristenlogik, die zum Zentralismus tendierte. Die politischen *Planungen* der kalvinistischen Welt galten dem Ständestaat. Hier waren die nördlichen Niederlande in jahrzehntelanger Auseinandersetzung militärisch und schließlich auch theoretisch Vorläufer gewesen, um die Souveränität der Generalstände (= nld.: „Generalstaaten“) zu erkämpfen wie auch in langer Deduktion gegenüber dem „natürlichen Recht“ der Monarchie zu erklären. Die Hugenotten in Frankreich, die puritanischen Edelleute in England gerieten aus demselben Grund in Widerspruch zu ihrem Königtum, und das beseelte auch den ständischen Widerstand des Protestantismus in den österreichischen Erbländern wie vornehmlich in Böhmen und Mähren. Von daher gingen auch die *Hoffnungen* in dieser protestantischen Kultur auf anderen Wegen, gerichtet auf den persönlichen Erfolg des „Erwählten“ mit rationalem Wagemut, mit einem Fortschrittsoptimismus, der uns wahrscheinlich überhaupt zuerst auf theologischem Feld als Siegesbewußtsein der Reformation das neuere Fortschrittsdenken in unser Geschichtsbild trug.

VII.

Die Position der böhmischen Länder ist in dieser Weise im geistigen Argumentationsfeld der europäischen Kultur um 1600 skizziert; ihre politische Ausformung fand diese Einstellung in einer Ständerechtsbewegung, die sich am bekannten „Bruderzwist im Hause Habsburg“ in den letzten Regierungsjahren Kaiser Rudolphs nährte und schulte und schließlich, einige Jahre später, um 1618 aus etwas zurückliegendem, einigermaßen künstlich akzentuiertem Anlaß zur Ständerebellion und zum berühmten Fenstersturz der zwei kaiserlichen, tschechischen, aber katholischen Statthalter durch protestantische Adelige aller Konfessionen mit maßgeblichem deutschen Anteil geführt hat.

Die Geschichte vom Fenstersturz ist ein Kabinettstückchen im Rahmen eines großen weltgeschichtlichen Verlaufs. Sie entsprang einer Verschwörung des protestantischen Adels; nicht der Notwendigkeit, sondern der Absicht, Brücken abzubrechen und Unwiderrufliches zu tun. Sie führte dazu, daß die in Waffen am 23. Mai 1618 auf die Prager Burg Gezogenen erst lange mit den Statthaltern diskutieren mußten, um sich und die Ihren in die gehörige Erregung zu versetzen – Bürgerliche ausgeschlossen. Die Ver-

treter der böhmischen Städte mußten währenddessen in geziemendem Abstand vor der Tür der kleinen Beratungskammer warten. Als schließlich die Tat vollbracht, die heftig widerstrebenden Grafen Martinitz und Slawata aus dem Fenster expediert, dazu noch ihr zur Unzeit vorlauter Sekretär Fabricius, sicher auf dem großen Komposthaufen im Burggraben gelandet und vergebens auf ihrer Flucht beschossen worden waren, war eigentlich, trotz monatelanger gegenläufiger Bestrebungen, das Band der wechselweisen Treue zwischen den Ständen und dem von ihnen nun nicht mehr akzeptierten, noch ungekrönten König Ferdinand zerschnitten.

Im Sommer 1619 legten die aufrührerischen Stände ihre „Konföderationsakte“ vor; eine beachtliche Leistung juristischer Staatskonstruktion, die eine Mehrzahl von Ständerepubliken an die Stelle der Erbmonarchie setzen wollte. Die Ständevertreter aus Ober- wie aus Niederösterreich, aus Mähren und aus Schlesien traten dem neuen republikanischen Staatsganzen bei. Diese Konföderationsakte ist in Wahrheit ein erheblicher Fortschritt in der Staatstheorie vom aristokratischen Legitimierungsbedürfnis alter Rechte zum Rechtsstaat. Dementsprechend hatte ja bereits die böhmische Konfession von 1575 auch die Glaubensrechte jedes einzelnen begründet und zu wahren versucht. Demokratie war das natürlich nicht, was die Herren da aus den Händen ihrer Juristen, übrigens meist erfahrene kaiserliche Räte, in die Wirklichkeit umzusetzen suchten; aber es war ein gewaltiger Schritt in dieser Hinsicht, soweit überhaupt das ständestaatliche Modell als Vorläufer des Parlamentarismus gelten kann.

Zwischen dem Mai 1618 und dem November 1620 erwies sich der abgelehnte Thronkandidat Ferdinand, den die böhmischen Stände 1616 ursprünglich schon als künftigen König „angenommen“ hatten, als der Überlegene. Im März 1619 starb der greise Kaiser Matthias. Eineinhalb Jahre später hatte sich sein Nachfolger durchgesetzt, in der kürzesten und wohl folgenreichsten Schlacht der europäischen Geschichte, am 8. November 1620 auf dem Weißen Berg vor den Toren Prags. Damit ging die Epoche der böhmischen Renaissance zuende, politisch, kulturell, mehr oder minder deutlich auch als Zäsur in der künstlerischen Stilentwicklung, die gerade erst wenige Jahre vorher in Prag die ersten barocken Bauformen hervorgebracht hatte. Nicht ein Kampf zwischen Deutschen und Tschechen, wie voreingenommene Oberflächlichkeit immer wieder glauben macht, sondern zwischen dem protestantischen und dem katholischen Prinzip, zu leben und zu glauben, war in dieser kurzen aber blutigen Schlacht auf dem Weißen Berg entschieden worden. Der Weg in das neuere Europa führte damit zumindest auf dem Kontinent über den absoluten Staat, nicht über den Parlamentarismus der Ständepluralität.

DIE KUNST- UND KULTUREPOCHE

Von Franz Matsche

Wie die bisherigen Bände der Reihe zur Kunstgeschichte Böhmens enthält auch dieser eine stattliche Anzahl von gegenüber den vorhergehenden im Spektrum noch erweiterten und reich bebilderten Beiträgen namhafter Wissenschaftler und Spezialisten von deutscher und tschechischer Seite¹. Das gemeinsame Bemühen ist, alle Bereiche der Kunst und Kultur der unter den Begriff „Renaissance“ gestellten Epoche des 16. Jahrhunderts in den Ländern der böhmischen Krone vorzustellen. Karl M. Swoboda hatte in seinem Vorwort zur „Gotik“ 1969 die beiden Bände über Barock und Gotik als die „Hauptstücke der böhmischen Kunstgeschichte“ bezeichnet. Dies trifft hinsichtlich der Ranghöhe der künstlerischen Leistungen des Landes und seiner internationalen Bedeutung in diesen beiden Epochen zweifellos zu. Doch zeigt der jetzt erschienene Band, daß er nicht bloß eine Lücke füllt zwischen jenen beiden Glanzepochen böhmischer Kunst. Er bildet nicht nur ein notwendiges Verbindungsstück, sondern offenbart die eigenständige Bedeutung dieser Phase böhmischer Kunst und Kultur. Vielleicht hat sie nicht die Ranghöhe und Ausstrahlungskraft der böhmischen Spätgotik oder des Barock, sie bietet aber Aspekte, die heute neben einer „Höhengratwanderung“ über kunstgeschichtliche Spitzenleistungen mehr und mehr interessieren, gerade im Bereich der „Renaissance“: bei der regionalen Rezeption der italienischen Renaissance nördlich der Alpen, den verschiedenen Rezeptionsweisen und deren äußeren und inneren Faktoren. Dies ist die Grundthematik des vorliegenden Bandes, der in den verschiedenen Bereichen die internationalen Verflechtungen beschreibt, wenn auch das Renaissance-Problem als solches und die Begriffsbestimmung eigentlich nur in den Beiträgen von Erich Hubala über die Profanarchitektur ventiliert werden. Im Vorwort Swobodas zur „Gotik“ 1969 war der Band noch mit „Kunst der Renaissance und des Manierismus in Böhmen“ angekündigt worden. Der Renaissancebegriff als Code-Wort für die durchgehende Frage nach der Aufnahme und Verarbeitung italienischer oder auch antiker Vorbilder hat zentrale Bedeutung. Demgegenüber trat „Manierismus“ als Bezeichnung einer Spätform der italienischen Renaissance und gewissermaßen als Übergangsform zum Barock in der im Buchtitel ausgedrückten programmatischen Themenstellung nun zurück.

¹ Renaissance in Böhmen. Geschichte, Wissenschaft, Architektur, Plastik, Malerei, Kunsthandwerk. Hrsg. v. Ferdinand Seibt, mit 13 Beiträgen von 11 Autoren und Fotos von Werner Neumeister. Prestel-Verlag, München 1985, 444 S. – Vorher sind in dieser Reihe erschienen: Barock in Böhmen. Hrsg. v. Karl M. Swoboda. München 1964. – Gotik in Böhmen. Hrsg. v. Karl M. Swoboda. München 1969. – Romanik in Böhmen. Hrsg. v. Erich Bachmann. München 1977.

Weltliche und Kirbliche Architektur

Von den drei Beiträgen über die profane und sakrale Architektur der Renaissance in Böhmen gelten die beiden ersten, von *Erich Hubala* verfaßt, dem Profanbau, dessen vorrangige Bedeutung schon aus der Reihenfolge und dem Umfang der Texte hervorgeht. Die übersichtliche und sachgemäße Gliederung beruht auf einer genauen Kenntnis und souveränen Sicht der Denkmäler und der unterschiedlichen Situation in den beiden Kronländern Böhmen und Mähren. Der Autor gruppiert die stilgeschichtlichen Entwicklungsstadien genetisch systematisierend und zeigt dadurch an, woran „Renaissance“ in der Profanarchitektur Böhmens zu erkennen ist. Er geht nicht indoktrinierend vor, indem er etwa vorab dem Leser eine apodiktische Definition, ein Vor-Urteil insinuiert, was generell unter „Renaissancearchitektur“ zu verstehen sei – was überdies, wie sich im Verlauf der Darlegungen herausstellt, im Falle Böhmens pauschal gar nicht statthaft wäre. Hubala verfährt vielmehr induktiv; er geht von den Objekten und ihren verschiedenen Gruppencharakteren aus und läßt den Leser gleichsam an seinem eigenen Erkenntnisprozeß und seiner Urteilsbildung teilnehmen.

In seinem ersten Beitrag behandelt Hubala die wegen ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung auf den vordersten Platz gestellte Bautätigkeit der Landesherren und des Adels in der Haupt- und Residenzstadt Prag und im Kernland Böhmen. Er berührt jeweils auch ihre Auswirkungen auf die bürgerliche Bauweise bei öffentlichen Gebäuden, vor allem bei Rathäusern, und bei Bürgerhäusern, so daß sich ein umfassendes Bild der Renaissance auf dem Gebiet der Profanarchitektur in Prag und Böhmen darbietet. Der zweite Beitrag über die Architektur der Renaissance in Mähren widmet sich von vornherein dem gesamten Bereich der profanen Baukunst in diesem Nebenland des Königreichs, das in seiner Renaissance Rezeption einen eigenen Weg gegangen ist. In das Gesamtpanorama bettet der Verfasser den auch hier hinsichtlich der Renaissancevorgänge dominierenden Schloßbau ein. Dabei kommen generelle Phänomene und charakteristische Details der städtischen Bauweise, des Stadtbildes, der kommunalen Bauten und der Bürgerhäuser zur Sprache, die für die später folgenden Beiträge hilfreich sind und sie ergänzen, wo entweder sehr allgemein oder in isolierten Teilaspekten informiert wird.

Hubalas erste Abhandlung über „Palast- und Schloßbau, Villa und Gartenarchitektur in Böhmen“ (S. 27 ff.) leitet ein Abschnitt „Grundlagen – Überblick“ ein, der die kunstgeschichtlich allgemein anerkannte Bedeutung dieses Denkmälerbereiches herausstellt. Hier wird u. a. in kritischer Erwägung die Rolle der ins Land geholten italienischen Wanderkünstler für die Renaissancebaukunst in Böhmen erörtert. In diesem Zusammenhang weist Hubala auf „ein meist wenig beachtetes Ferment“ der Renaissancevorgänge nördlich der Alpen hin: auf die durch den Buchdruck verbreitete humanistische Literatur und den damit verbundenen Bilddruck als Inspirationsquelle neben den fachspezifischen Architekturtraktaten. Für besonders bemerkenswert hinsichtlich der eingangs erwähnten Diskussion der derzeitigen Renaissanceforschung halte ich den Abschnitt „Der Stilwandel in der Prager Spätgotik um 1500. Der Wladislawsaal“ (S. 31 ff.). Hier macht Hubala den gestaltanalytisch eindrucksvollen Versuch, in der Prager Nachgotik Benedikt Rieds „Renaissance“ im Sinn einer nicht nur unmittelbar und nicht allein an spezifischen Formen und Motiven, sondern in der inneren

Struktur zukunftsweisenden Entwicklungstendenz ausfindig zu machen. Er zeigt, daß Renaissance nicht nur und nicht in erster Linie durch entsprechende Formanleihen und deren Akkumulation hervorgebracht wird, sondern in Böhmen in einem Prozeß der Integration äußerer Kennzeichen in eine entsprechende strukturelle Disposition entsteht, was später sowohl im Abschnitt über „Die eingebürgerte böhmische Renaissance“ (S. 55 ff.) wie auch durchgehend in seinem Beitrag über die mährische Renaissance (S. 114 ff.) anschaulich vorgeführt wird. Bei der Analyse der frühesten und zugleich prominentesten „wahrhaften Renaissancearchitektur“ in Böhmen, dem „sogenannten Lusthaus der Königin Anna im Prager Burggarten“ (S. 52 ff.), ist Hubalas „Villen-These“ hervorzuheben. Danach bildet die – damals deutlicher und an allen Seiten sichtbare – podienartige Substruktion die maßgebliche Grundidee dieses Bauwerks und charakterisiert als antikisierendes Motiv der römischen „basis villae“ das Prager „Belvedere“ als Nachfolgerin antiker Villen in einem modernisierten Gewand nach Vorbildern der italienischen Renaissance.

Der Abschnitt über „Die eingebürgerte böhmische Renaissance“ (S. 55 ff.) stellt den Palast- und Schloßbau in Prag und im übrigen Kernland Böhmen seit den 40er Jahren des 16. Jahrhunderts vor. Es geht um eine Gruppe von Bauten, bei denen „das Gemeinsame und Wesentliche“ darin besteht, daß sie die Anregungen der italienischen Renaissance „mit den überlieferten, heimischen Baugewohnheiten zu einer charakteristischen Erscheinung“ verbinden, „die zwar ohne Italien gewiß nicht entstanden wäre, aber mit Italienischem nicht zu verwechseln ist“. Die Auswirkungen auf kommunale Bauten (Rathäuser) und Bürgerhäuser drücken sich in der Übernahme von baulichen Motiven aus wie dem sogenannten Lünettengesims unter dem weit vortragenden Dach, den Ziergiebeln der das Gesamtbild bestimmenden Dachaufbauten und dem „neuen Kleid“ der Mauern in Kratzputz (Sgraffito). Eigens hervorheben möchte ich unter den von Hubala mit seinem allerorten durchdringenden analytischen Scharfblick erkannten Kriterien die „Frontalisierung“ der einzelnen Seiten eines Baukörpers (S. 55). Sie bildet die Grundlage für die neue Wandgliederungssystematik, die Hubala immer wieder als die architektonische Hauptsache herausarbeitet.

In einem als „Südböhmisches Intermezzo“ (S. 64 ff.) überschriebenen Exkurs werden Paläste, Schlösser und Villen in diesem sowohl grundherrschaftlich wie kunstgeschichtlich besonders gearteten Gebiet Böhmens behandelt, um „die Meinung von der fast ausschließlichen Herrschaft Prags im 16. Jahrhundert“ zu korrigieren „zugunsten der Mitwirkung der Alpenländer an der Entstehung und Entwicklung der böhmischen Renaissancearchitektur“. Ein weiterer Grund ist, daß Südböhmen für die mährische Renaissance wichtig ist, die im zweiten Beitrag Hubalas behandelt wird. Aufgrund der „weithin noch intakten herkömmlichen Rahmenformen für die Baukunst“ erweist sich die „südböhmische Variante der eingebürgerten Renaissance“ als die wohl „bodenständigste“.

Mit dem Abschnitt über „Die Schloßbauten des Florian Griespeck in Katzerow und Mühlhausen“ (S. 68 ff.) befinden wir uns wieder in Zentralböhmen, westlich und nördlich von Prag. An diesen seit 1540 entstandenen Bauten konstatiert Hubala eine für Böhmen neue italienische Strömung, sowohl im Bautyp („Castello-Fortezza“) wie auch vor allem in der reliefartigen Wandgliederung nach dem damals modernsten, in Rom entwickelten Wandsystem der Pfeilerarkade mit vorgeblendeter Halbsäulen-

ordnung unter geradem Gebälk. Es handelt sich hier um das von Hubala als Hauptsache und Höhepunkt der europäischen Renaissancearchitektur verfolgte „Tabularium-Motiv“ römisch-antiken Ursprungs, anhand dessen es gelingt, die verschiedenen Entwicklungsstufen der neuen Kunstrichtung zu unterscheiden. In diesem Motiv liegt auch die stilgeschichtliche Verbindungslinie zum nächsten Abschnitt, „Die ‚maniera grande‘ des Bonifaz Wolmuet 1540–1580“ (S. 105 ff.). Er führt nach Prag zurück, zum Höhepunkt der böhmischen und Prager Renaissancebaukunst, den die Werke Wolmuets bilden, besonders das „Große Ballhaus“ im Burggarten. Hier stechen besonders Wolmuets „Klarheit der monumentalen Gesinnung“ und „Deutlichkeit der Proportionierung“ hervor. Die „anschaulichen Proportionen“ sind ein von Hubala für die neue architektonische Gliederungssystematik der Renaissance als generell konstitutiv erkanntes Kriterium, das er immer wieder hervorhebt. Damit verbindet sich Wolmuets „nachgerade palladianisches Säulenpathos“, seine „plastische und pathetische Wandform“ mit einer individuellen Variante des baulichen Hauptgliederungselements, des „Tabularium-Motivs“, das Hubala hier (S. 106 f.) wie auch beim mährischen Schloßbau (bes. S. 154 f.) als das entscheidende Kennzeichen der von der römischen Antike geprägten italienischen wie auch der davon wiederum beeinflussten böhmischen und mährischen Baukunst der Hochrenaissance herausstellt.

Die Entwicklungsgeschichte der Profanarchitektur der Renaissance im Kernland des Königreiches Böhmen beschließt ein Kapitel über „Manieristische und frühbarocke Strömungen“ (S. 108 f.). In einer kritischen Diskussion über die Verwendung des Begriffs Manierismus als Zeitstil, der den der Renaissance ablöse, wird gezeigt, daß Manierismus eine „zwar distinkte, aber partikulare Strömung der europäischen Renaissance“ darstellt (S. 109). Damit ist auch die Begründung für die Titelgebung des Bandes und für die Terminologie der anderen Beiträge erbracht, die zwar diese Frage nicht eigens erörtern, aber Hubalas Auffassung de facto bestätigen (z. B. Manfred Wundrams Beitrag über die Malerei am Hof Rudolfs II.). Als exemplarisches manieristisches Bauwerk in Böhmen behandelt er das Lustschloß Stern in Prag-Liboc (1555/56). Frühbarocke Tendenzen findet Hubala bei kommunalen Bauten, etwa dem Kleinseitener Rathaus in Prag, das Züge eines herrschaftlichen Stadthauses aufweist, und bei Bürgerhäusern. In dieser Strömung sieht er einen Neubeginn, der von der Renaissance direkt in die Epoche des Barock hinüberleitet. Diesem Aspekt folgt eine Erörterung über „Die historische Stellung der böhmischen Renaissance“ (S. 112 f.). Hier wird nochmals die besondere architekturgeschichtliche Bedeutung Prags auf dem Gebiet des Palast- und Schloßbaus im Verhältnis zur Gotik und gegenüber der „mehr bürgerlich“ geprägten Renaissancebaukunst in den angrenzenden Gebieten des Reiches hervorgehoben. Hubala berührt dabei Gesichtspunkte, die bei der Betrachtung der Renaissancevorgänge im städtischen Bereich, bei kommunalen Bauten und Bürgerhäusern in Süd- und Nordböhmen, bei der plastischen Baudekoration und auch der Bildhauerkunst allgemein zu beobachten sind. Seine Darstellung des Palast- und Schloßbaus in Böhmen erweist „die überragende Stellung der Residenzstadt Prag“ und stellt „diejenige Seite der böhmischen Baukunst des 16. Jahrhunderts“ heraus, „welche, in europäischen Zusammenhängen gesehen, den Rang dieser Epoche zur Anschauung bringt“.

Die zweite Abhandlung, „Die Baukunst der mährischen Renaissance“ (S. 114 ff.), die

einer Kunstlandschaft Böhmens mit eigentümlichem Charakter gilt, behandelt die gesamte profane Architektur, um die anfängliche Integration einzelner Renaissanceelemente in die traditionellen Baugewohnheiten und das im Vergleich zu Böhmen und den angrenzenden Ländern späte Auftreten einer „wahrhaften“ Renaissancearchitektur in seinem entwicklungsgeschichtlichen Fluß vorzuführen. Der generellen Charakterisierung dient der einführende Abschnitt über „Struktur und Physiognomie“ der mährischen Bautradition, in welche einzelne Renaissanceelemente eindringen, wie die mehrstöckigen Säulenarkaturen der Innenhöfe oder der Kratzputz (Sgraffito). Dabei fällt der wichtige Hinweis, der später für die Beurteilung des auf Material und Technik fixierten Beitrags von Jana Kybalová zu beherzigen sein wird: Nicht die Technik selbst oder gar allein, sondern die „Ikonographie“, die Motive, sind das Kriterium, um vom Sgraffito als einer typischen Erscheinung der Renaissance zu sprechen.

Infolge seines grundsätzlichen Verständnisses von „wahrhafter“ Renaissancearchitektur verfolgt Hubala vordringlich die Einführung der neuen Wand- und Gliederungsform der italienischen Hochrenaissance, also die „Reliefarchitektur“ der „römischen“ Pfeilerarkade mit vorgelegter architektonisch-plastischer Gliederung durch Pilaster oder Halbsäulen unter geradem Gebälk, das „Tabularium-Motiv“, als entscheidendem Merkmal für den grundlegend neuen Baustil der (Hoch-)Renaissance im 16. Jahrhundert – auch nördlich der Alpen. Diese neue Gestaltungsweise der Mauer wurde in Mähren – im Gegensatz zu Prag und Böhmen – erst gegen Ende der Epoche aufgenommen, in den 70er Jahren. Aber auch die Einführung der als Körper gegliederten Säule und der von freistehenden Säulen getragenen Arkaden und der Säulenarkadenwände, die seit 1560 im Schloßbau Mährens auftreten, stellen einen Renaissancevorgang dar, der sich aber „noch durchaus mit der herkömmlichen spätmittelalterlichen Bauweise, die noch ... keine Reliefarchitektur schafft, vertragen kann“. Unter diesem Aspekt der Integration von Renaissanceelementen betrachtet Hubala die Baukunst der Städte und Märkte Mährens (S. 116 ff.) hinsichtlich ihrer spätmittelalterlichen Bauweise, die an Portalen, Erkern, Türmen und Dachaufbauten sowie in den Motiven der Sgraffito-Dekoration der Außenfronten Renaissancedetails aufnahm, ohne sich in der Baustuktur grundsätzlich zu verändern. In diesem Zusammenhang ist höchst aufschlußreich, was Hubala über das damals neue Verständnis der Säule und die Laubenbauweise der Marktplätze darlegt. Deren „lateinische“ Bogenwand ist zwar eine antike, italo-römische Elementarform, jedoch nach seinem Urteil keine genuine Renaissanceform. Dies gilt natürlich erst recht für die regelmäßige, oft rechteckige Anlage der Marktplätze, die nicht erst eine Errungenschaft der Renaissance des 16. Jahrhunderts darstellt, sondern seit dem Landesausbau im 13. Jahrhundert im östlichen Mitteleuropa zum festen Bestand mittelalterlicher Stadtbaukunst gehört.

Die „Chronik der mährischen Renaissance“, ihrer „Bauten und Baumeister“ (S. 120 ff.) greift die Ansätze der Frührenaissance in Mähren im ausgehenden 15. Jahrhundert unter ungarischen Einflüssen auf, die allerdings keine eigene Fortentwicklung in Mähren erfahren haben. Erst seit 1560 setzt im mährischen Schloßbau, dem ein eigener Abschnitt gewidmet ist (S. 150 ff.), die Renaissance in diesem Nebenland des Königreiches Böhmen ein, das zuvor keinen Anteil hatte „an der epochemachenden Entwicklung des Schloß- und Palastbaus zwischen 1540 und 1570 in Österreich, Böh-

men und Prag“. Epochemachend wird hier das von Hubala als entscheidend herausgestellte Element und Leitmotiv, das „Tabularium-Motiv“. Dessen Entwicklungslinie legt Hubala kurz, aber prägnant dar, angefangen bei den antiken Beispielen in Rom, über die italienische Rezeption in der Renaissance und deren Filiation nördlich der Alpen in den österreichischen Ländern.

Im letzten Abschnitt, „Renaissancedekor der Stadt und des Hauses“ (S. 163 ff.), kehrt Hubala zur Grundthese seines Anfangskapitels über „Struktur und Physiognomie“ der mährischen Architektur und ihrer Renaissance Rezeption zurück. Die althergebrachten Grundformen im Außen- und Innenbau hätten eine Ausgestaltung im neuen Stil erfahren, wobei die wichtigsten Maßnahmen nicht dem Inneren, sondern vor allem der Hausfront galten. Meist geht es um die Ausbildung der Dachbekrönung durch Attiken mit Akroteren und durch Giebel. Gerade für das Stadtbild und das Bürgerhaus betont Hubala den „überaus großen Wert des Renaissancedekors“ und weist darauf hin, daß „die mit dem Bau verbundene monumentale Dekoration ein unerlässliches Requisite jedweder sozialen Manifestation“ darstellt und „damit nicht nur eine Verständigungs-, sondern auch ein Genußmittel der Gesellschaft“. Dies ist ein Gedanke, der begreifen läßt, weshalb der Renaissancestil, und sei es nur als applizierter Dekor, von allen Gesellschaftsschichten aufgegriffen wurde.

Klaus Merten gibt in seinem Beitrag über „Sakralarchitektur“ (S. 168 ff.) trotz der schwierigen Sachlage eine deutliche und genügend detaillierte Vorstellung vom Kirchenbau der verschiedenen Religionsgemeinschaften im Kernland Böhmen und in seinem Zentrum Prag in der Zeit von der Reformation bis zur endgültigen Rekatholisierung des Landes. Das mehrkonfessionelle Land unterscheidet sich im Kirchenbau aufgrund äußerer Faktoren von den anderen Ländern Mitteleuropas und verdient deshalb besonderes Interesse. Nachdem in Böhmen bis zum letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die Protestanten besonders auf dem Lande viele neue Kirchen errichtet hatten, meldete sich dann im Zuge ihrer gegenreformatorischen Bestrebungen auch die katholische Konkurrenz immer stärker zu Worte. Bekanntlich hatte sich gerade daran der Ständeprotest von 1618 entzündet. Dabei war Prag der Hauptschauplatz. Allerdings konnte sich eine kontinuierliche Kirchenbautätigkeit der einzelnen konfessionellen Parteien erst entfalten, nachdem Rudolf II. 1576 die Stadt zu seiner Residenz gemacht und 1575 die Confessio Bohemia für die Nichtkatholiken genehmigt hatte, die dadurch „ihre Stellung weiter festigten und dies in einer Reihe von Kirchenbauten auf dem Lande und am Ende der Epoche auch in Prag manifestierten“.

Merten gebührt das Verdienst, die Sakralarchitektur der rudolfinischen Zeit, die lange Zeit keine Beachtung gefunden hatte, deutlicher in den Blick gerückt zu haben. Denn fast alle bedeutenden Bauten dieser Epoche sind nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Merten mußte sie aus zeitgenössischen Rissen und historischen Ansichten rekonstruieren. Für diese dürftige Überlieferungslage ist es bezeichnend, daß für keinen der Bauten der Name des Architekten gesichert ist. Das entwicklungsgeschichtliche Gesamtbild, das Merten gibt, entspricht im wesentlichen dem, das Hubala für die Profanarchitektur herausgearbeitet hat. Die stilistische Vielfalt reicht bei den Kirchenbauten aller Konfessionen von der Nachgotik und ihrer Vermischung mit Renaissanceformen bis zum Frühbarock, wobei für die Renaissance Rezeption in allen Fällen italienischer Einfluß verantwortlich ist und Unterschiede allenfalls in den

Raumverhältnissen und in der Ausstattung, die sich nach den liturgischen Bedürfnissen richten, erkennbar werden.

Merten hebt die außerordentlich große architekturgeschichtliche Bedeutung gerade der Prager Kirchenbauten hervor, denn bei ihnen erscheinen erstmals jene Raumformen und Fassadengestaltungen, „die für die Sakralarchitektur der folgenden Jahrhunderte dann geradezu bestimmend werden: die Kreuzkuppelkirche, die Wandpfeilerkirche, der Ovalbau, die kolossale Pilasterordnung“. Faszinierend ist das Phänomen der konfessionellen „Kirchenbaukonkurrenz“, bei der keine grundsätzlichen stilistischen Unterschiede, sondern im Gegenteil sogar wechselseitige Beeinflussungen zu beobachten sind wie z. B. zwischen der Dreifaltigkeitskirche der Lutheraner auf der Kleinseite (die später von den Katholiken umgebaute Kirche Sancta Maria de Victoria) und der katholischen Wallfahrtskirche in Altbunzlau. In dieses Bild fügt sich auch der unter der Regierung Rudolfs II. rege Synagogenbau in Prag, der am protestantischen Kirchenbau orientiert ist.

Städtebau, Kunstgewerbe und Bildhauerkunst

Die drei nächsten kunsthistorischen Beiträge haben mehr Überblickscharakter und lassen eingehendere Analysen und die Erörterung der Renaissancevorgänge weitgehend vermissen, vielleicht auch wegen der vorgegebenen Begrenzung des Textumfangs. Dabei kommt es jedoch bei gemeinsamen Objektbereichen zu etlichen Überschneidungen (und Wiederholungen), sowohl zwischen diesen Beiträgen als auch denen Hubalas und anderer Autoren, die nicht genügend abgestimmt sind. Dies führt auch dazu, daß andere Aspekte überhaupt unbeachtet bleiben.

Der Beitrag von *Božena Borgesa-Kormundová* („Die Städte“, S. 196ff.) enthält meist sehr allgemeine und summarische Feststellungen über das Stadtbild, dessen Ensemblecharakter und die städtischen Bauten, die kommunalen Bauaufgaben und die Bürgerhäuser des 16. Jahrhunderts in Böhmen und bietet gegenüber den bei Hubala genauer analysierten Erkenntnissen entweder nichts oder nicht viel Neues. Teilweise begegnen wir Aussagen, die Hubala widersprechen, die hier im einzelnen zu erörtern, zu weit führen würde. Generell bestätigt sich aber Hubalas Charakterisierung der Situation der profanen Architektur Böhmens im 16. Jahrhundert, sowohl was die Renaissancevorgänge innerhalb der städtisch-bürgerlichen Bauweise als auch ihr Verhältnis zur dominierenden Bautätigkeit des Adels betrifft; auch hier wird betont, daß sich gegenüber dem starken Erbe der Gotik der neue Stil der Renaissance erst um die Jahrhundertmitte allmählich, „aber erst oft nur in Einzelheiten“ durchsetzte, in Anlehnung und teilweise im Wettstreit mit städtischen Adelsitzen. Was die sehr summarisch behandelten bzw. nur aufgezählten verschiedenen baulichen Motive und Dekorationselemente anbelangt, ist deren genauere Betrachtung und kunstgeschichtliche Einordnung bereits zuvor bei Hubala zu finden. Der im großen und ganzen sicher hilfreiche Überblick der verschiedenen Bereiche der kommunalen und privaten Bautätigkeit des Bürgertums in den Städten bestätigt aus seiner Sicht, daß der Renaissancebaustil in Böhmen im Grunde eine Angelegenheit der Aristokratie und ihrer Bauaufgaben war und nur in begrenztem Maße beim damals in den langen Wirren und standespolitischen Auseinandersetzungen politisch und wirtschaftlich geschwächten Bürgertum Eingang gefunden hat.

Von den beiden Beiträgen *Jana Kybalová*s behandelt der erste, „Innenraum und Kunstgewerbe“ (S. 205 ff.), nach einer Art Materialliste geordnet, die Innenausstattung und die entweder mit ihr ortsfest verbundenen oder als mobile Gebrauchsgegenstände und Luxusartikel des Wohn- und Lebenskomforts dienenden Erzeugnisse unterschiedlichster Arten und Grade künstlerischer Tätigkeiten. Ich stoße mich an dem dafür im Titel verwendeten Sammelbegriff „Kunstgewerbe“, der, genau genommen, für viele der darunter behandelten Rubriken nicht zutrifft und zum Teil die Tatsache verstellt und verkennt, daß die bei der Innenausstattung von Räumen an erster Stelle behandelten Sparten „Stuck“ und „Fresken“ Werke der bildenden Kunst betreffen und die unter „Holzdecken“ erwähnten Kassettendecken mit gemalten biblischen und antiken Darstellungen zwar im Zusammenwirken von Künstlern und Handwerkern entstanden sind, aber nicht einfach als „Kunsth Handwerk“ und noch weniger als „Kunstgewerbe“ zu bezeichnen sind. Hierzu darf ich an zwei Aussagen Hubalas erinnern: einmal, daß nicht die Technik, auch nicht eine neu eingeführte (wie Sgraffito, Chiaroscuro-Malerei oder Stuck) schon allein Renaissance ausmache, sondern die Ikonographie, die mit dem Material gestaltete Motive; zum anderen, daß „die Trennung von Bau und Ornament, von Dekoration und Architektur nicht Sache der Renaissance“ gewesen sei. Letzteres bedeutet hier, daß stets der Bezugsrahmen und die Rangordnung der Gestaltungselemente zu beachten sind. Selbst wenn eine eigene Betrachtung der Architektur- und Raumdekoration aus Gründen der spezialisierten Aufgabenverteilung an verschiedene Autoren durchaus vertretbar ist, nivelliert die hier praktizierte Gleichbehandlung der künstlerisch unterschiedlichen Sparten unter dem vordergründigen Aspekt des Materials die Leistungen und Schöpfungen in unzulässiger Weise.

Unterbewertet in diesem Sinne wird die Deckendekoration im zentralen Erdgeschoßraum des Schlosses Stern (Prag-Liboc) mit der damals neuen, in Stil und Motivik für die Renaissance charakteristischen Art der Dekoration von Mauerflächen durch Stuckreliefs, wie sie in Rom in den antiken kaiserzeitlichen Ruinen entdeckt worden waren und bald über Italien hinaus Verbreitung gefunden hatten. Der Deckenstuck in Schloß Stern ist ein höchst bemerkenswertes Werk der getreuen Antikenimitation. Der Verweis auf die antiken Vorbilder hätte präziser ausfallen können; nur der Fachmann kann an den genannten Daten erkennen, welche etwa gemeint sind. Dabei handelt es sich um ein nicht nur ästhetisch der Antike eng verpflichtetes Werk. Das Mittelmedaillon mit der Darstellung der Flucht des Aeneas mit seiner Familie aus dem brennenden Troja stellt ein für den sagenhaften Ursprung des römischen Volkes (s. Vergils „Aeneis“ für Kaiser Augustus) zentrales Ereignis dar, bei dem zu fragen wäre, inwieweit der fürstliche Prager Bauherr sich seinerseits ebenfalls auf Aeneas als den ideellen Stammvater eines neuen „Römergeschlechts“ berufen wollte. Zudem ist die gleiche Szene, neben anderen Darstellungen aus dem trojanischen Krieg, auch im Reliefschmuck des königlichen Lusthauses im Prager Burggarten zu finden, dessen bedeutsame bildliche Ausstattung im zweiten Beitrag von *Kybalová* unter „Bauplastik“ nur kurz gestreift wird. Die gleiche Unterbewertung praktiziert die Autorin mit der malerischen und plastischen Ausstattung des Schlosses Butschowitz, wobei verschiedene Räume durch die allzu knappe Aufzählung zu einem einzigen vereint werden. Bei den vollplastischen großformatigen Stuckfiguren des Kaiserzimmers, die wohl verdient hätten, unter „Plastik“ behandelt zu werden, ist mir unerfindlich, wes-

halb deren „Qualität mit den manieristischen Bildwerken in Schloß Fontainebleau“ verglichen wird. Der Stil ist jedenfalls nicht vergleichbar. Für die im Kaiser- und im Hasenzimmer verwendete Grotteskenmalerei wäre doch zuerst an Italien zu erinnern gewesen, an die Entdeckung der antiken Vorbilder dieses Dekorationsstils in den unter der Erdoberfläche gefundenen Räumen der römisch-kaiserlichen Ruinen, in den „Grotti“, die diesem Dekorationsstil („Grotteschi“) den Namen gaben. Statt der pauschalen Benennung der Figurengruppen als „Karl V. und antike Gottheiten“ und des Hinweises auf ein nicht näher erläutertes „anspruchsvolles Stuckprogramm“ hätte man doch gerne erfahren, in welchem historischen und ideologischen Bezug die Zusammenstellung in diesem ersten „Kaisersaal“ nördlich der Alpen zu verstehen ist: Kaiser Karl V., der hoch zu Roß in Ritterrüstung mit geschlossenem Visier, ähnlich der St. Georgs-Ikonographie seines Großvaters Maximilians I., einen türkischen Reiter samt Pferd zu Boden geworfen hat – übrigens ein bedeutendes Reiterdenkmal in der Nachfolge eines antiken Typus; dazu die auf dem festlich geschmückten Stier reitende „Europa“ mit Szepter und Lorbeerkranz, den sie dem Kaiser bringt; die Jagdgöttin Diana und der Kriegsgott Mars inmitten aufgetürmter Waffen, mit der erhobenen Fackel des Krieges, der Dianas erhobenen Jagdbogen als Zeichen der friedlichen Übung des Waffenhandwerks antwortet. Hier wird die Allegorie eines Kaiserideals unter historischen und aktuellen Bezügen vor Augen gestellt. Thematisch unerörtert bleiben auch die zyklischen Kassettenbilder mit Darstellungen aus der römischen Geschichte, die unter der Rubrik „Holzdecken“ gerade nur erwähnt werden.

Zum Kunsthandwerk und Kunstgewerbe, wo die Verfasserin als Spezialistin zuhause ist, gibt Jana Kybalová einen weitgespannten und in den wesentlichen Aspekten treffsicheren Überblick über die Materialverwendung in den einzelnen Sparten der Innenausstattung und des Wohn- und Lebenskomforts der verschiedenen Gesellschaftsschichten der Renaissance in Böhmen, angefangen bei Tapeten und Möbeln, über Bucheinbände, Gegenstände aus den verschiedenen Metallen, unter denen neben Geschirr auch die Metallreliefkunst (Joachimsthaler Medaillen) und monumentale Metallplastiken wie der „Singende Brunnen“ vor dem Königlichen Lusthaus im Prager Burggarten aufgezählt werden; ferner Glasprodukte (Hohlglas), Keramiken und Textilien (Tapisserien, d. h. Bildteppiche, und Stickereien). Dieser stark gestraffte Überblick, der dankenswerter Weise die tschechischsprachige Fachliteratur verarbeitet, zeigt in den verschiedenen Materialrubriken die Bedeutung des Imports aus dem Ausland, sei es als direkter Wareneinfuhr wie bei den Möbeln und Wandteppichen oder lediglich als Import von Anregungen und künstlerischen Vorbildern, die nachgeahmt und weiter vervollkommen wurden wie beim Hohlglas, zu dessen künstlerisch bedeutender Neuentwicklung das „böhmische Kristallglas“ mit Tiefschnittverzierung gehört. Auch von den anfangs aus Italien importierten Fayencen ist zu sprechen, die von der charakteristischen einheimischen Produktion der Wiedertäufer in Mähren (Habaner) abgelöst wurden. Insgesamt erweist sich auch hier die Abhängigkeit der böhmischen Renaissance vornehmlich von Italien.

Übrigens begegnen ausnahmsweise in diesem Beitrag zahlreiche falsche Abbildungshinweise, vor allem bei den Nummern der Farbtafeln.

Im zweiten Beitrag von Jana Kybalová, über „Plastik“ (S. 246 ff.), werden aufgrund fragwürdiger Gattungsdefinitionen bezüglich der „Grenze zwischen der sogenannten

großen und der angewandten Kunst“ etliche Werkgruppen und mit äußerlichen Begründungen auch die Behandlung von Künstleroeuvres von vornherein ausgeschieden oder in andere Bereiche verwiesen: „Eingeführte Gesichtspunkte der Gliederung nach Materialien ordnen manche Werke der Metallgießerei von ausgesprochen bildhauerischem Charakter dem Kunsthandwerk zu, wie z. B. die ‚Singende Fontäne‘ im Garten des Königlichen Lustschlosses der Prager Burg, die Kleinplastik oder die Relieffriese an Kirchenglocken, Taufbecken aus Zinn u. ä.“ Nach dieser vom Material her getroffenen Einordnung, die die künstlerische Bedeutung vernachlässigt, wären also Kleinbronzen und dergleichen bloßes „Kunsthandwerk“ bzw. „Kunstgewerbe“ und keine Gegenstände der Geschichte der Bildhauerkunst. Und selbst monumentale plastische Werke werden, nur weil sie in Metall gegossen sind, aus dem Bereich künstlerischer Invention und Gestaltung verwiesen in die von der handwerklichen Herstellung bestimmte Kategorie, bei deren Betrachtung das Material an erster Stelle steht. Welch ein Glück für die Geschichtsschreibung einer so verstandenen Plastik, daß Berninis Vier-Ströme-Brunnen aus Stein ist! Es soll nicht beklagt werden, daß sich die Autorin de facto nicht immer an diese Materialsystematik hält; aber das hat doch willkürliche Züge.

Von den monumentalen Aufgaben der Bildhauerei werden in eigenen Abschnitten die „Bauplastik“ (S. 247 f.), „Brunnen“ (S. 249 f.) und die „Grabplastik“ (S. 250 ff.) behandelt. Die Bauplastik im Renaissankestil ist natürlich an die entsprechenden Bauwerke gebunden. So kommt es, daß nach den frühen und teils noch ungeklärten Ansätzen der von Ungarn beeinflussten jagiellonischen Renaissance die figürliche Renaissanceplastik in Böhmen erst seit dem 2. Drittel des 16. Jahrhunderts auftritt. Dies ist vor allem bei den eingesetzten Reliefplatten des Königlichen Lusthauses im Prager Burggarten der Fall. Über deren Formen und Themenwahl (mythologische Szenen und trojanischer Krieg) und programmatische Intention würde man doch gerne Näheres erfahren als nur die allgemeine Bemerkung, daß die „Reliefs Szenen aus den Metamorphosen des Ovid . . . , mythologische Zyklen und Historien“ darstellen, „welche die Taten der antiken Helden mit den Unternehmungen der Habsburger in Verbindung setzen, namentlich mit denen Ferdinands I.“ Wie wären in diesem Zusammenhang die dargestellten Liebesabenteuer Jupiters zu deuten? Hier hätte man die Nachwirkung des trojanischen Ursprungs in den mythologischen Stammbaumfiktionen Kaiser Maximilians I. und die Funktion des „Belvedere“ als fürstliches Lustschloß erwägen müssen. Dankenswerterweise kommt in diesem Abschnitt die von Hubala betonte Bedeutung des Bilddrucks für die Renaissancerezeption zur Sprache. Es werden Arbeiten nach Vorlagen auswärtiger Künstler angeführt, unter anderem am Erker des Haunschild-Hauses in Olmütz, wo Szenen aus den Metamorphosen Ovids nach Illustrationen von Virgil Solis begegnen, die den Einzug der paganen antiken Mythologie nach aristokratischem Beispiel als den Einzug des Geistes eines neuen „Römertums“ in Böhmen und Mähren auf breiter Front verdeutlichen.

Im Abschnitt über die Grabplastik, also des Grabdenkmals als eines anthropologisch und gesellschaftlich zentralen Aufgabenbereichs der Skulptur, wird das typenmäßig und ikonographisch vielfältige Bild in Böhmen zwischen Gotik und Barock geboten. Dabei treten die verschiedenen Einflußströmungen von außerhalb, sowohl aus den angrenzenden Nachbarländern als auch aus entfernten Herrschaftsgebieten der

habsburgischen Landesherrn, vor allem aus den Niederlanden und sogar aus Spanien, deutlich hervor. Das Wandgrabdenkmal aus der Spätgotik, das Epitaph, nun in der Renaissancearchitektur monumentalisiert, wird zusammen mit formal verwandten Altären vorgestellt, wobei auch hier noch manches etwas eingehender hätte gezeigt werden können.

Den Abschluß bildet ein Abschnitt unter dem Titel „Rudolfinische Kunst“. Darin wird vor allem die Tätigkeit des Adriaen de Vries umrissen, leider viel zu knapp und nur mit einer einzigen Abbildung versehen, der Bildnisbüste Rudolfs II. von 1603, bei der ein Wort über den Typus nach römisch-antiken Vorbildern der späten Kaiserzeit hinsichtlich der Renaissancefrage erhellend gewesen wäre. Entgegen der Ankündigung der Überschrift werden thematisch besonders eng mit Rudolf II. verbundene Werke von de Vries wie die Reliefs „Rudolf II. als Beschirmer der Künste“ und die Allegorie auf den Türkenkrieg, die mit allegorischen Darstellungen Hans von Aachens über den Kampf gegen die Türken in Ungarn in Beziehung zu setzen ist, lediglich aufgezählt. Nachdem auch die Frage nach dem Stil dieser Arbeiten und ihr Verhältnis zum Epochenstil der Renaissance nicht berührt wird, bleibt das Bild der rudolfinischen Hofkunst auf dem Gebiet der Plastik und der Eindruck von der Leistung des von Italien (Giambologna) und der Antike geprägten Adriaen de Vries, der zu Recht als einer der „bedeutendsten mitteleuropäischen Bildhauer“ an der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert, am Übergang von der Renaissance bzw. dem höfischen Manierismus zum Barock bezeichnet wird, ziemlich blaß. Vielleicht tue ich Jana Kybalová Unrecht, wenn ich von ihren beiden Abhandlungen mehr verlange, als allein schon dem Umfang nach in den vorgegebenen Grenzen möglich war. Ich möchte aber meinen, daß die gestalterischen und inhaltlichen Aspekte der Bildkünste doch gar zu kurz kommen gegenüber den Informationen über die materiellen Gegebenheiten.

Der rudolfinische Hofstil

Die nächsten drei Beiträge – auch der von Manfred Wundram über „Malerei“ – gelten speziell der Bedeutung Rudolfs II. auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet. Die Abhandlung von *Rudolf Distelberger* stellt unter dem Titel „Gold und Silber, Edelstein und Elfenbein“ (S. 265 ff.) die „Schatzkunst“ der Prager Kunstkammer Rudolfs II. vor. Distelberger charakterisiert kurz die später näher erläuterte herrschaftsideologische Bedeutung des Sammelns der im Titel genannten „edelsten Materialien aus dem Naturreich“, das heißt der von Gott geschaffenen Welt, und erörtert die für die Bewertung der daraus geschaffenen Objekte üblichen Sammelbezeichnungen „Kunstgewerbe“ und „Kunsth Handwerk“ sowie ihren Aufbewahrungsort in der kaiserlichen „Kunstkammer“ und deren verschiedene Sammlungskategorien. In diesem Beitrag geht es um die Bereiche der „Naturalia“, der Schätze und Kostbarkeiten der Natur, und deren vom Menschen vorgenommene künstlerische Gestaltung („Artefacta“), während der Bereich der Wissenschaft („Scientifica“) anschließend von Klaus Maurice behandelt wird.

Im ersten Hauptabschnitt, über „Goldschmiedekunst“ (S. 256 ff.), zeigt Distelberger an einer grundlegenden Materie die für die höfischen Aufgaben der böhmischen Gold-

schmiede des 16. Jahrhunderts charakteristische Sonderform der „Handsteine“. Sie dienten der Zurschaustellung der Bodenschätze des Landes an Metall anhand besonders gestalteter Gesteinsproben („Erzstufen“) und gehörten zu den gesuchtesten Sammelobjekten. Es wird deutlich, wie die künstlerische Ausstattung den symbolhaften Welt- und Schöpfungsbezug zur Anschauung bringt. Danach werden die wichtigsten Goldschmiede der „Prager Hofwerkstatt“ (S. 275 ff.) und ihre Werke in Edelmetall vorgestellt. Einerseits schufen sie die kostbaren Fassungen von außerordentlichen „Naturalia“ aus dem Bereich der Flora und Fauna, wie exotische Nußschalen, Hörner, Zähne, edle oder besondere und seltene Steine; andererseits kleinplastische Werke, Statuetten und Reliefs, letztere vor allem an besonderen Gegenständen, von denen als Hauptwerk die berühmte „rudolfinische Krone“ besprochen wird, mit den anderen unter Rudolf entstandenen kaiserlichen Herrschaftsinsignien Szepter und Reichsapfel. Dabei bilden die Zuschreibungsfragen und Händescheidungen der verschiedenen in der kaiserlichen Hofwerkstatt tätigen Gruppen eine besonders diffizile Problematik.

Das Kapitel „Steinschneidekunst“ (S. 282 ff.) gilt dem bevorzugten Sammelgebiet Rudolfs II., bei dem ihm der Reichtum Böhmens an solchen Mineralien entgegenkam. Nach einer Aussage seines Leibarztes de Boodt sollten diese „Naturalia“ den „Abglanz und Schimmer der Göttlichkeit“ herausstellen und, so könnte man ergänzen, auch die ebenfalls von Gott verliehene Majestät des Kaisers nach dem althergebrachten Topos des „splendor majestatis“ anschaulich werden lassen. Letztlich wird damit die kaiserliche Schatzkammer zu einer von Gott verliehenen Insignie seines Weltkaiserturns. Die Verknüpfung von Naturmaterie und Kunst oder Kunstfertigkeit des Menschen zeigt sich besonders bei den als Kameen geschnittenen Steinen, einer Technik, die, nach antiken Vorbildern seit dem Quattrocento in Italien entwickelt und dort in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zur höchsten Blüte gebracht, durch italienische Künstler am Prager Kaiserhof eingeführt wurde, sogar durch den Hauptmeister der gesamten Epoche, der damit zum Begründer der Prager Schule der Steinschneidekunst wurde: Ottavio Miserio, dessen Nachkommen und Schüler auch im 17. Jahrhundert in Böhmen auf diesem Gebiet dominierten. Als die wichtigsten Arbeiten und besonders wirkungsvolle Technik der Glyptik werden figürliche Kameen, also in erhabenem Relief geschnittene Steine, behandelt, die – vor allem bei der aus Florenz importierten Technik des sogenannten Relief-Comesso, einer aus mehreren verschiedenfarbigen Steinen zusammengesetzten „Steintarsie“ – die Wirkung von Relief und Malerei vereinen. Die Hauptaufgabe der Prager Steinschneider bestand jedoch in der Herstellung von Gefäßen aus Edelsteinen für die kaiserliche Kunstkammer, bei denen die Naturalia aus der „Kunstkammer Gottes“ durch kunstvolle Bearbeitung und kostbare Fassung in Artefacta verwandelt wurden als Manifestation des kaiserlichen Gestaltungswillens an den von Gott verliehenen Schätzen: „Abglanz und Schimmer der Göttlichkeit“, „Größe und unsagbare Macht Gottes“ im Sinne der Deutung durch den kaiserlichen Leibarzt de Boodt.

Distelberger ist es gelungen, die wahre und eigentliche Bedeutung der kaiserlichen Naturaliensammlung und der Intentionen Rudolfs II. auf dem Gebiet der „Schatzkunst“ deutlich zu machen gegenüber der herkömmlichen und weit verbreiteten Auffassung, die kaiserliche Kunstkammer als exotische Skurrilitätsammlung einer

exzentrischen Persönlichkeit mit pathologischen Zügen zu betrachten. Es wird verständlich, daß solche Gegenstände eines scheinbar bloßen Luxus zur „Rüstkammer“ des herrschaftstheoretischen kaiserlichen Selbstverständnisses gehören und den Ausweis seines universellen Machtanspruches darstellen. Nicht zuletzt hat auch die von internationalen Künstlern bevölkerte Hofwerkstatt Rudolfs II. auf dem Gebiet der Goldschmiede- und Steinschneidekunst einen bedeutenden Beitrag zur gesamteuropäischen Epoche geleistet.

Abgerundet wird dieses Bild von der herrschaftstheoretischen Bedeutung und Funktion der kaiserlichen Kunstkammer für das Gebiet der „Scientifica“, der wissenschaftlichen Erforschung der Natur und des Kosmos und der dazu notwendigen Instrumente, durch den anschließenden Beitrag von *Klaus Maurice* über Rudolf II. als „alter quidam Salomon“, als ein mit dem weisen Salomon vergleichbarer Herrscher, als gewissermaßen „neuer Salomon“. Die durchdachte, informative und gehaltvolle Abhandlung ist weit mehr als eine „Marginalie zur Wissenschaft am Hof in Prag“, wie der Untertitel angibt. Sie betrifft, über den speziellen Gegenstand der kaiserlichen Kunstkammer hinaus, das zentrale Anliegen der Renaissance, die Rationalisierung und Verwissenschaftlichung aller Bereiche. Das gilt auch der Instrumentalisierung der Kunst bei der Auseinandersetzung mit der Natur, der sichtbaren Wirklichkeit, deren Phänomene bei der Wiedergabe nach mathematischen Regeln und Gesetzen konstruierbar und meßbar gemacht wurden. Man denke nur an den zentralperspektivisch konstruierten Systemraum und an die Proportionsgesetze.

Maurice geht es darum, eine von aller Romantisierung befreite Vorstellung von den wissenschaftlichen Interessen und weitschauenden Ambitionen des Kaisers zu geben, die ihn zu einem der bedeutendsten Förderer der Naturwissenschaft in seiner Epoche werden ließen. Dies wirkte sich aufgrund der engen Beziehungen zu seiner Person „herrscherattribuierend“ aus, so daß er in der Panegyrik des Barock zu einem „zweiten Salomon“ wurde (Balbin 1687). Maurice veranschaulicht die Bedeutung Rudolfs an fünf Komplexen, nach denen seine Darstellung gegliedert ist: 1. Die Berufung der bekanntesten Konstrukteure (S. 288 f.) an seinen Hof und die Entwicklung auf dem Gebiet der Meßtechnik, der Maschinen und Instrumente für das Ingenieurwesen; 2. Der repräsentative Einsatz modernster Technologie des Abendlandes, der in seinem Reich konstruierten Uhren und Automaten, die er als Präsente an die Herrscher des Osmanenreiches, seine Gegner im Ringen um den abendländischen kaiserlichen Herrschaftsraum, sandte als Demonstrationsmittel der technischen Überlegenheit; 3. Die praktische Funktion der mit technischen Geräten ausgestatteten kaiserlichen Kunstkammer, die in dieser Hinsicht als eine Art polytechnische Lehrmittelsammlung verstanden werden kann; 4. Seine Verdienste um die Einführung einer neuen Kalenderrechnung, des Gregorianischen Kalenders, der heute noch in seinem Zuständigkeitsbereich allgemein gültig ist, mit dem Versuch, seine Verbreitung gegen die konfessionellen Hürden wissenschaftlich akzeptabel zu machen; 5. Die Widmung einer Reihe wichtiger wissenschaftlicher Veröffentlichungen an Rudolf, zum Beispiel von Tycho Brahe und Kepler, den an seinem Hof beschäftigten namhaftesten Astronomen der Zeit. Rudolf hatte die bekannten neuen Planetentafeln selbst angeregt, so daß sie zu Recht seinen Namen tragen (Tabulae Rudolphinae); er hat viele der ihm gewidmeten Bücher allein schon durch die Annahme der Widmung gefördert, die damit sein

Interesse und seine Unterstützung der Naturwissenschaft nicht nur belegen, sondern vor aller Welt demonstrieren. Die Förderung der Wissenschaft strahlte dadurch wieder zurück als publikumswirksame Propaganda seines Herrschertums und seiner Persönlichkeit, deren Bild Maurice im Verein mit Forschungen der letzten Zeit zur Prager Kunstammer einer Revision unterzogen hat, die wohlhabgewogenen freilich allzu aktualisierende Modernismen vermeidet.

Manfred Wundram charakterisiert die „Malerei“ (S. 314 ff.) zunächst anhand ihrer Entwicklungslinie, ihrer wechselnden Bedeutung in der Kunstgeschichte Böhmens seit der Gotik und ihres Provinzialismus bis weit ins 16. Jahrhundert hinein, an dessen Beginn immer noch die Gotik nachwirkt und nur vereinzelt Anzeichen neuer, der italienischen Renaissance entsprechender Entwicklungstendenzen aufscheinen (Ausmalung der Wenzelskapelle im Prager Veitsdom und Tafelbilder des Meisters des Leitmeritzer Altars, die bereits in „Gotik in Böhmen“ behandelt wurden). Als den eigentlichen Gegenstand seiner Abhandlung konzentriert sich Wundram auf die Tafelmalerei am Hof Rudolfs II., mit der in der Spätphase der Renaissance die Malerei in Böhmen schlagartig eine Hochblüte erlebte, deren Stil mit dem üblichen Epitheton „manieristisch“ zu versehen, sich der Verfasser auffallend versagt, aus Gründen, die später zur Sprache kommen. Wundram umschreibt ihn mit „rudolfinisch“ und vertritt eine bemerkenswerte These, die ihre Parallele im Bereich der kaiserlichen Kunstammer zu haben scheint. „Das Zusammenwirken von Künstlern verschiedener Nationen“ habe „nach den Wünschen und Neigungen des Kaisers . . . einen weithin homogenen Stil“ entstehen lassen; Rudolf habe „einen an seine Person gebundenen ‚Individualstil‘ internationaler Prägung“ geschaffen durch die von ihm gelenkte Verarbeitung bestimmter Vorbilder italienischer Provenienz.

Um dies zu verdeutlichen, wendet sich Wundram den einzelnen am Hof Rudolfs tätigen Malern zu. Dabei kritisiert er als erstes die übliche klischeehafte Auffassung, die Arcimboldo gerne als den Prototyp des rudolfinischen Hofkünstlers ansieht und dessen Werke als Spiegelbild des kaiserlichen Charakters nimmt. Daß Arcimboldo „nicht im Zentrum der künstlerischen Interessen am Hofe Rudolfs II. gestanden haben kann, beweist die Wahl der übrigen, generationsmäßig jüngeren Künstler, die der Kaiser seit den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts um sich versammelte“. Deren internationale Prägung in der Verschmelzung vielfältiger Anregungen und ihre Ausrichtung auf ein für Rudolf spezifisches Kunstideal zeigt Wundram an der Stilentwicklung der vom Kaiser an seinen Hof gerufenen Maler, die er „nach ihrer Affinität zur oberitalienischen Malerei“ auswählte oder „immer wieder zu Studienreisen nach Oberitalien“ schickte. Diese den Stil seiner Hofmaler dirigierende Vorliebe des Kaisers sei schon frühzeitig durch die Madrider Sammlung beim jungen Rudolf geweckt worden, der „in den oberitalienischen Cinquecentisten sein künstlerisches Ideal erkannt und für sein Leben bewahrt“ habe. Die stilgeschichtlichen Voraussetzungen und die Entwicklung des „rudolfinischen“ Hofstils werden anhand des Ausbildungsweges und der Werke der verschiedenen am Hof Rudolfs einander beeinflussenden Maler erörtert. Als besonderes Gruppenspezifikum wird die überaus sensible Farb- und Lichtgestaltung hervorgehoben, die mit den verarbeiteten italienischen Vorbildern zusammenhängt: bei Bartholomäus Spranger, der sich deutlich am venezianisch-emilianischen Kunstkreis des frühen Cinquecento orientiert, speziell an Corregio, dem Kolo-

risten der Hochrenaissance, und an Parmigianino, dem Hauptvertreter des oberitalienischen Frühmanierismus; bei Hans von Aachen, der in Venedig und den benachbarten Kunstlandschaften die entscheidende Prägung durch Tintoretto und ebenfalls durch Correggio erfuhr, die durch die Begegnung mit Spranger in Richtung des „rudolfinischen“ Hofstils vollendet wurde; bei Joseph Heintz d. Ä., dessen hauptsächlichstes Interesse während seines Aufenthaltes in Rom der Antike und der Hochrenaissance galt und der in Prag von Spranger und Hans von Aachens beeinflusst wurde, aber ebenfalls Einflüsse der Lichtführung Correggios aufweist und wie Hans von Aachen an der Jahrhundertwende „die Schwelle von der Spätrenaissance zum Barock“ überschreitet. Neben diesem „rudolfinischen“ Hofstil werden noch im Überblick jüngere Maler von Spezialfächern wie Landschaft und Vedute sowie Stilleben vorgestellt, die Rudolfs weitgespannte thematisch-gegenständliche Interessen veranschaulichen.

Abschließend faßt Wundram nochmals die verschiedenen Kriterien der „rudolfinischen Malerei“ zusammen, die – dies ist der wichtigste Punkt – „einen historisierenden Aspekt“ habe, „insofern sie die verschiedensten künstlerischen Temperamente auf die Wiederbelebung einer bestimmten, kunstlandschaftlich genau abgegrenzten Epoche drängt: die venezianische und emilianische Malerei des 16. Jahrhunderts“. Darin gründe auch „die erstaunliche Einheit der Malerei am Hofe Rudolfs II.: der unmittelbar an die Emotion sich wendende Primat der farbigen Modulation vor der ‚intellektualisierenden‘ Linie“. Von da kommt Wundram auf einen wichtigen thematischen Punkt der rudolfinischen Malerei zu sprechen: „Der sinnlich erregenden Farbe ist auch die Information erotischer Bildinhalte aufgetragen, die – ikonographisch an hervorragender Stelle stehend – niemals in abbildender Unmittelbarkeit, sondern fast stets in allegorisch stark verschlüsselter Gestalt erscheinen.“ Hierfür war die Qualifikation der Hofmaler wichtig. Nach dem Epochenideal des „pictor doctus“ mußten sie vielseitig literarisch-humanistisch gebildete Künstler sein und damit verständige Gesprächspartner des mit ihnen offenbar in engem Gedankenaustausch stehenden Kaisers und Auftraggebers, befähigt, „allegorisch verschlüsselte Bildthemen auf scheinbar spielerische Weise in anschauliche Form umzusetzen“. Hier wäre noch zu ergänzen, daß nach der Auffassung der Zeit diese allegorische „Verschleierung“ nicht bloß der Befriedigung intellektueller Spitzfindigkeit diene, sondern den tiefgründigen und geheimnisvollen Gehalt der Themen vor der Oberflächlichkeit und Banalisierung, ja Entweihung durch ein allzu wörtliches Verständnis der Gegenstände bewahren sollte.

Humanismus, Buchdruck und Rechtswissenschaft

Die drei letzten Beiträge gelten wichtigen Bereichen und Grundlagen der Renaissance und der Neuzeit überhaupt. Der Beitrag von Bernhard Kytzler, „Humanismus und Literatur“ (S. 320 ff.), beginnt mit den Beziehungen Böhmens zum italienischen Humanismus, die bis zu Petrarca zurückreichen. Der Humanismus beschränkte sich nicht auf Prag allein. Der Verfasser zeigt, daß seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vor allem das mährische Olmütz mit seinen Bischöfen ein wichtiges Zentrum darstellte, das aufgrund persönlicher Kontakte mit namhaften Vertretern des Humanismus in ganz Europa in Verbindung stand, wie zum Beispiel Bischof Stanislaus

Thurzo mit Ulrich von Hutten und Erasmus von Rotterdam. Die humanistische „Societas Marcomannia“ in Olmütz war gewissermaßen eine Zweigstelle der Wiener „Sodalitas literaria Danubiana“ des Conrad Celtis, und die Statuten des Olmützer Domkapitels hatten 1501 die Pflege der Wissenschaft zur Aufgabe der Domherren gemacht. Kytzler stellt die einzelnen böhmischen Humanisten und ihr literarisches Schaffen in unterschiedlicher Ausführlichkeit vor – je nach Bedeutung. So vor allem den hervorragendsten Humanisten des Landes, den in Italien ausgebildeten, zwar zum Bischof von Olmütz gewählt, aber vom Heiligen Stuhl in Rom abgelehnten Bohuslav Hassenstein von Lobkowicz (um 1461–1510), der eine erasmische Gelehrtenexistenz führte, ohne den Rang des Erasmus in seinen Schriften zu erreichen, aus denen Kytzler instruktive Proben zitiert. Ein weiteres Kapitel gilt einer personell starken Gruppe von Humanisten, die in Prag seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auftraten, ohne Bindung an den Hof oder den Episkopat, sondern in der Mehrzahl den Humanisten der protestantischen Universitäten im benachbarten Sachsen verbunden. Bei der Bewertung ihrer Bedeutung, die nicht in dichterischen Glanzleistungen liegt, wird die Wirkung dieser tschechischen Humanisten auf die allgemeine Sprachentwicklung hervorgehoben. Das Augenmerk richtet sich auf den „engen Grenzverkehr zwischen der neulateinischen und der tschechischen Literatur“, „zwischen lateinischem Gelehrtenidiom und tschechischer Volkssprache“. Im allgemeinen Wirken der Humanisten als Übersetzer und Sprachwissenschaftler und ihrem mit patriotischem Einschlag gefärbten Interesse für die Volkssprache lassen sich deutlich Parallelen zum italienischen Humanismus beobachten. „Das Schicksalsjahr 1620 setzte der humanistischen Tradition der böhmischen Renaissance ein schneidendes Ende“, was dadurch bedingt war, daß die meisten Humanisten protestantisch waren. Sofern sie nicht zur katholischen Religion konvertierten, mußten sie ins Ausland, ins Exil, gehen, entweder in protestantische Reichsstädte oder Reichsterritorien oder in nicht-katholische Staaten wie Holland und England, wo sie, mit Ausnahme des bedeutenden Comenius, kaum noch hervorgetreten sind. Mit diesem Beitrag wird der Blick auf die noch viel zu wenig erforschte und publizierte neulateinische Literatur der frühen Neuzeit gelenkt, wobei Kytzler besonders für die anschaulichen Textproben in genauer Übersetzung zu danken ist.

Josef Bujnochs Darstellung der „Buchdruckerkunst“ (S. 340 ff.) in den verschiedenen Regionen des Königreiches Böhmen gilt dem im 15. Jahrhundert erfundenen neuen Medium, das die Neuzeit so entscheidend bestimmt hat. Der Verfasser schildert kenntnisreich und eingehend die Entwicklung des Buchdrucks und der Buchgestaltung in den böhmischen Ländern, nach Entwicklungsphasen, historischen und regionalen Bedingungen geordnet. Er schildert den Übergang von den handgeschriebenen Codices zu den noch an ihnen typographisch orientierten frühen Inkunabeln, den Wiegendrucken in Böhmen und Mähren in der Regierungszeit Wladislaws II. Dabei zeigt es sich, daß die international vereinbarte zeitliche Obergrenze für Inkunabeln um 1500 auch in Böhmen durch einen deutlichen typographischen Wandel markiert wird, den der Verfasser in sorgfältiger Beschreibung der Schriftformen anschaulich macht, von denen Proben im Text abgebildet sind. In gleicher Weise werden die Buchveröffentlichungen und ihre Gestaltung während der gesamten Zeitspanne des 16. Jahrhunderts vorgestellt. Äußerst lehrreich ist Bujnochs Demonstration dieses

Mediums in den politischen und konfessionellen Bedingungen, die zeitweise die Entwicklung des Buchdrucks in Böhmen auch behindert haben, so daß er hinter den benachbarten Ländern des Reiches zurückblieb, auf ihre Druckereien direkt angewiesen war und auch in der Typographie abhängig wurde, etwa durch den Import der Schwabacher Schrifttypen. Erst unter den konfessionell toleranten Regierungen Maximilians II. und Rudolfs II. erreichte Böhmen mit den prominenten Buchdruckern Melantrich und seinen Nachfolgern sowie dem Buchdruck der Böhmisches Brüder (S. 369 ff.) wieder einen Höhepunkt der Produktion und Buchgestaltung, der mit dem Sieg Ferdinands II. 1620 am Weißen Berg ein jähes Ende fand.

Helmut Slapnicka richtet die Aufmerksamkeit auf die „Humanistische Jurisprudenz“ (S. 374 ff.), besonders auf die Thematik des Sammelbandes, auf den Renaissancebegriff und die Antikenrezeption, indem er in seiner Einleitung feststellt, daß im Rahmen der umfassenden Rezeption der antiken Überlieferung im 15. und 16. Jahrhundert gerade auch Rechtsvorstellungen aus römischer Überlieferung aufgegriffen wurden und bei den umwälzenden Neuerungen, die die Renaissance der frühen Neuzeit brachte, vor allem der daran geschulte juristische Humanismus eine bedeutende Rolle gespielt hat. Zwei Umstände berechtigen vor allem, die humanistische Jurisprudenz, verstanden als eine nach dem Vorbild der spätrömischen Rechtssprechung entwickelte Rechtslehre, im Rahmen der Renaissance des 16. Jahrhunderts in Böhmen zu behandeln: 1. ein genereller, daß nämlich erst seit dem beginnenden 16. Jahrhundert „die aus der Auseinandersetzung mit den Quellen des römischen und des kanonischen Rechts erwachsene, an den Rechtsschulen Italiens und Frankreichs herausgebildete neue Rechtswissenschaft zu einer Veränderung der Rechtsvorstellungen“ führte; 2. ein spezifisch böhmischer, der in den Ausführungen detailliert dargestellt wird: die Einführung der humanistischen Jurisprudenz als einer am römischen Recht geschulten „gelehrten“ Rechtskunde und Rechtsschöpfung und ihre Durchsetzung gegen die einheimische, auf dem Gewohnheitsrecht fußende Rechtssprechung. Dafür war ein beträchtlicher Widerstand bei den „konservativen“, an ihren hergebrachten Rechten und ihrer Teilhabe an der Rechtssprechung festhaltenden Ständen zu überwinden. Die Einführung neuer Rechtsgrundsätze und Verfahren und vor allem deren „Übermittler und Verbreiter, die gelehrten Juristen in Gericht und Verwaltung“, die im Ausland, in Italien, studiert hatten, wurden als eine Überfremdung kritisiert, die auch die Mitwirkung durch Schöffen verdrängte.

Dieser langwierige Prozeß in Böhmen mit der Entstehung und Ausbildung eines neuen Juristenstandes besonderer Qualifikation, das Einsickern der römischen Rechtsvorstellungen in die Landesverfassung und vor allem in die Stadtrechte wird detailliert geschildert. Dabei erfahren die Auswirkungen in den einzelnen Rechtsbereichen, auch des Privatrechts, eine sehr differenzierte Erörterung. Es wird betont, daß die Romanisierung weniger im Inhalt bestand als in der Systematisierung und Vereinheitlichung des Rechts im ganzen Land als Gebot der Gerechtigkeit in der Gleichheit vor dem Gesetz. Ein eigener Abschnitt unter der Überschrift „Die kalvinische Renaissance“ gilt den Juristen der ständischen Opposition der Monarchie. Diese waren nicht in Italien ausgebildet, sondern an nichtkatholischen Universitäten nördlich der Alpen – Prag selbst verfügte in der zweiten Hälfte des 15. und während des gesamten 16. Jahrhunderts über keine eigene Ausbildungsstätte für Juristen-, und vertraten die

kalvinische Staatslehre von der Volkssouveränität und der ständischen Demokratie, was zum Aufstand von 1618 beitrug. Erst danach kam es im böhmischen Landrecht zu gravierenden Änderungen des Herkommens zugunsten eines streng monarchischen Regiments frühabsolutistischer Prägung. Damit vollendete sich nun aber erst die Romanisierung des Rechtslebens in Böhmen, indem der Herrscher nicht mehr nach herkömmlicher mittelalterlicher Auffassung der Garant für die Einhaltung des überkommenen, gewissermaßen „natürlich“ gewachsenen Rechts war, sondern aktiver Gesetzgeber, der aus eigener Machtvollkommenheit (natürlich von Gottes Gnaden) neues Recht schuf, selbst aber darüber stand als „*legibus absolutus*“.

Das Buch stellt eine wichtige und vielseitige Untersuchung hinsichtlich der Renaissance nördlich der Alpen in der jeweils regional unterschiedlichen Auseinandersetzung mit der italienischen Renaissance und der Antike dar. Es bietet ein umfassendes Bild der kulturellen Erneuerung einer bedeutenden Kunstlandschaft des östlichen Mitteleuropa während der Renaissanceepoche, wie es für die vorhergehenden und nachfolgenden Epochen die bisherigen Bände der Reihe getan haben, so daß jetzt ein geschlossenes Kompendium der Kunst- und Kulturgeschichte Böhmens seit dem frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert vorliegt.

DIE BÖHMISCHEN LÄNDER IN DER KRISE 1870/71¹

Von Jan Křen

An den Ereignissen in Deutschland nahmen in der Habsburgermonarchie die österreichischen und die böhmischen Länder am meisten Anteil. In den böhmischen Ländern wurde die Lage durch das deutsch-tschechische Problem kompliziert.

Die hier herrschende deutsche Minderheit, die in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts eine der Hauptstützen des deutsch-österreichischen Liberalismus war², ging in der Beurteilung der deutschen Frage mit dieser politischen Bewegung konform. Das Schmerlingsche Großdeutschtum, d. h. eine lockere Verbindung der Monarchie mit einem föderativ von oben reformierten Deutschen Bund, deckte sich mit den Interessen der deutschösterreichischen Liberalen; ihre Differenzen mit Schmerling betrafen meist die Innenpolitik. Der Loyalität der Dynastie gegenüber und dem religiösen Motiv, dem Gegensatz zwischen dem österreichischen Katholizismus und dem preußischen Protestantismus, kam eher bei dem sog. verfassungstreuen Adel und im klerikalen Milieu entscheidende Bedeutung zu. In den liberalen Kreisen spielten wirtschaftliche Bedenken der österreichischen (und auch der deutschböhmischen – später als sudetendeutsch bezeichneten) Industrie gegenüber der deutschen Konkurrenz eine große Rolle. Entscheidend waren jedoch die nationalen Überlegungen, was auch die deutschliberale Presse bewies: In der Teilnahme der Donaumonarchie am Geschehen in Deutschland sah man nicht nur die Herrschaftsgarantie der Deutschen in der Monarchie (besonders in den böhmischen Länder), sondern auch einen Eckstein der künftigen nationalen Existenz der Deutschösterreicher, die durch den Zusammenhang mit dem deutschen „Muttervolk“ gesichert werden sollte³.

¹ Mit Rücksicht auf den begrenzten Umfang und den Zweck dieses Beitrages wird hier die Darstellung der allgemeinen Ereignisse auf das Notwendigste reduziert. Zur Entwicklung in den böhmischen Ländern während dieser Periode siehe Prinz, F.: Die böhmischen Länder von 1848 bis 1914. In: Bosl, K. (Hrsg.): Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 3. Stuttgart 1968, besonders 70–154. – Urban, O: Česká společnost 1848–1918 [Die tschechische Gesellschaft 1848–1918]. Prag 1983, 192–272.

² Vgl. Slapnicka, H.: Die Stellungnahme des Deutschtums der Sudetenländer zum „Historischen Staatsrecht“. In: Birke, E. / Oberdorffer, K. (Hrsg.): Das böhmische Staatsrecht in den deutsch-tschechischen Auseinandersetzungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Marburg/Lahn 1960, 17.

³ Vgl. Lades, H.: Die Tschechen und die deutsche Frage. Erlangen 1938, 209. Die politische Vertretung der Deutschen aus Böhmen und Mähren (auf die etwa 2/3 der Abgeordneten entfielen) lag in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts überwiegend in den Händen der Liberalen Partei, der sich auch der deutsch gesinnte Adel (der sog. verfassungstreue Großgrundbesitz) anschloß. Das repräsentative Presseorgan der Deutschböhmern war der „Tagesbote aus Böhmen“ (TaB), das Sprachrohr des spezifischen Prager deutsch-jüdischen Elements war die Tageszeitung „Bohemia“ (B).

Bei den Tschechen waren die Verhältnisse etwas komplizierter. Der monarchistisch und klerikal-konservativ gesinnte Adel, der jedoch nur bedingt dem tschechisch-nationalen Lager zugerechnet werden darf⁴, unterstützte in der deutschen Frage loyal die Wiener Linie, d. h. die offizielle Regierungspolitik. Zu solch einer Unterstützung war die tschechische bürgerliche Nationalpartei⁵ kaum bereit, auch wenn ihr politisches Programm von Anfang an die Existenzberechtigung der tschechischen Nation im Rahmen der Donaumonarchie beinhaltete, allerdings sollte diese Monarchie in einen föderativen Bund kleiner Völker Ostmitteleuropas umstrukturiert werden⁶. Deshalb wünschten die Tschechen, daß sich Wien der „Nebenverpflichtungen“ in Italien und Deutschland so weit als nur irgendwie möglich entledigte. In der deutschen Frage wurde die Aufhebung der bisherigen staatsrechtlichen Zugehörigkeit der böhmischen Länder zum Deutschen Bund zum zentralen Anliegen der Tschechen. In diesem im Grunde genommen leeren Rechtstitel sahen die Tschechen – ähnlich wie die Deutschen, die diesen Zustand allerdings positiv bewerteten – eine der Hauptstützen der deutschen Dominanz in den böhmischen Ländern. Diese Divergenz zum Wiener Großdeutschum, das von den Tschechen als ihr Hauptgegner angesehen wurde, wurde auch bestimmend für die politisch-aktuelle Einstellung der Tschechen⁷. In Österreich (genauso wie in Böhmen) hatte man spätestens seit den schlesischen Kriegen von Preußen kaum ein so günstiges Bild wie im übrigen Europa. Auch die Tsche-

⁴ Das war die Fraktion des sog. konservativen oder historischen Großgrundbesitzes, des landespatriotisch gesinnten Adels (etwa $\frac{1}{3}$ der Abgeordneten), die mit den Tschechen lose, besonders in den staatsrechtlichen und nationalen Fragen, zusammenarbeitete. Die Wiener Tageszeitung „Vaterland“ wurde von dieser Adelsgruppe stark beeinflusst. Vgl. O k á ě, A.: Rakouský problém a list Vaterland [Das österreichische Problem und das Blatt Vaterland]. 3 Bde. Brünn 1970.

⁵ Die tschechische politisch aktive Gesellschaft – die Integration mit den mährischen Tschechen war in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts noch nicht abgeschlossen – bestand größtenteils aus dem Bildungsbürgertum, das damals noch überwiegend zweisprachig war. In der tschechischen „Nationalpartei“, die sich im wesentlichen mit dem Leserkreis der politischen Tageszeitung identifizierte, entstanden schon 1863 zwei verschiedene, organisatorisch und ideologisch noch nicht vollkommen profilierte Strömungen – die Alt- und die Jungtschechen. Die führenden Persönlichkeiten der Alttschechen gaben den Ton in der parlamentarischen Vertretung der Tschechen an (die etwa $\frac{1}{3}$ der Abgeordneten stellten), die demokratische jungtschechische Minorität hatte einen größeren Einfluß auf die Presse. Zum Sprachrohr der Alttschechen wurde die Tageszeitung „Pokrok“, die Meinung der Jungtschechen verbreiteten die „Národní listy“ (NL). Die deutsch erscheinende „Politik“ (P), von J. S. Skřejšovský herausgegeben, näherte sich in der ersten Hälfte der 60er Jahre den Jungtschechen, danach den Alttschechen.

⁶ Im großen und ganzen teilten die Tschechen Palackýs Überzeugung, daß in der Zeit der „Weltzentralisation“ und im Schatten der Mächte (für die er nur England und Rußland hielt) die volle staatliche Souveränität der anderen Völker zweifelhaft, die der kleinen Nationen sogar unmöglich sei. Vgl. P a l a c k ý, F.: Spisy drobné [Kleine Schriften]. Bd. 1. Prag 1898, 179.

⁷ Sogar nach Sedan schrieb die tschechische Presse: „Die Hauptgefahr für uns liegt nicht im nördlichen Kaiserreich, sondern noch immer im Süden.“ Damit war Wien gemeint (Pokrok v. 11. 12. 1870). Das habsburgische „Reformprojekt“ (Fürstentag 1863; Münchener Handelstag, an dem zahlreiche deutschböhmische Vertreter teilnahmen usw.) wurde von den Tschechen abgelehnt.

chen schwankten zwischen Furcht (was besonders auf die ältere, konservativ-liberale Generation der sog. Altschechen zutraf) und Achtung vor Preußen; am Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts ging bei der jüngeren Generation der Jungtschechen diese Achtung bis zu ausgesprochener Sympathie für den verwandten preußischen Liberalismus⁸. Das war auch der Grund für ein „leichtes Zusammenspiel“ zwischen der hauptsächlich von Jungtschechen beeinflussten tschechischen Presse und der kleindeutschen Partei; dieses Zusammengehen hatte es übrigens schon 1848 gegeben⁹. Die tschechische Presse propagierte damals die „Teilung“ Deutschlands als die beste Lösung, wobei der Main als Grenze gedacht war. Dieser Plan zielte auf die Erhaltung der Selbständigkeit der Donaumonarchie und der süddeutschen Staaten und auf die Bildung eines „Norddeutschen Bundes“ mit Preußen an der Spitze – allerdings eines Preußen unter der Führung der Liberalen, was eine neue nationale und demokratische Welle in Europa auslösen sollte (früher erwartete man solch eine Initiative von Frankreich)¹⁰. „Norddeutschland bot unter solchen Gesichtspunkten anscheinend keine Angriffsflächen für Furcht vor dem Pangermanismus.“¹¹

Da die tschechische Gesellschaft damals hauptsächlich an lokalen Ereignissen interessiert, agrarisch ausgerichtet und wenig religiös motiviert war, kam in der tschechischen Publizistik kaum soziale oder religiöse Argumentation vor. Auch bei den Tschechen war die nationale bzw. politisch-doktrinäre Motivation richtunggebend. Dadurch wurde auch das Verhältnis zu Bismarck bestimmt. Im idealistischen Denken der Altliberalen vom Typ Palackýs stellte der Kanzler die Verkörperung der abstoßenden und rücksichtslosen preußischen Machtpolitik dar¹². Bei den Jungtschechen waren eher doktrinäre Überlegungen ausschlaggebend: sie standen den preußischen Liberalen nahe und übernahmen auch ihr Verhältnis zu Bismarck¹³. Doch die jungtschechischen Kreise änderten allmählich ihre Ansichten, in denen die deutsche Frage zwar eine wichtige, aber zweifellos keine dominierende Rolle spielte. Enttäuscht von der Schwäche der preußischen Liberalen, wandten sich die Jungtschechen in den Jahren 1864–65 wieder Frankreich zu, obwohl sie zum bonapartistischen Regime einen kritischen Abstand behielten. Die wachsende Abneigung dem Bismarckschen Preußen gegenüber und das damit zusammenhängende Schwinden der Sympathien für die kleindeutsche Lösung brachten Jung- und Altschechen einander näher. Palacký, der Führer der Altschechen, wurde zunehmend skeptischer und rechnete damit, „daß das kommende Deutschland ein slavenfeindlicher Block sein würde“¹⁴. Am Vorabend des Krieges von 1866 war also die tschechische Gesellschaft durchwegs österreichisch-

⁸ Vgl. Lades 1938, 197.

⁹ Vgl. ebenda 192, 206.

¹⁰ Holeček, J.: *Pero* [Die Feder]. Bd. 4. Prag 1925, 100

¹¹ Vgl. Lades 1938, 199.

¹² Die Abneigung gegenüber Bismarck bildete bei Palacký eine dauernde Komponente seiner Einstellung zur deutschen Frage.

¹³ Vgl. Lades 1938, 197 ff. – P v. 3. 12. 1862. Diese Einstellung war auch durch mangelhafte Kenntnisse der tschechischen Öffentlichkeit von Deutschland bedingt. Der einzige Sonderkorrespondent aus Deutschland, der sich überwiegend mit Politik beschäftigte, war ein Linksliterat und Teilnehmer an Garibaldi's Marsch nach Neapel, der Lausitzer E. Rüffer.

¹⁴ Vgl. Lades 1938, 211.

patriotisch und antipreußisch gesinnt¹⁵. Dies bedeutete aber keineswegs die völlige Übernahme des offiziellen österreichischen Standpunktes. Die Unbeweglichkeit der Wiener Politik gegenüber der deutschen Frage wurde von den Tschechen scharf kritisiert und auch die These von einem „Bruderkrieg“ nur widerwillig angenommen¹⁶.

Dieser österreichische Patriotismus brachte die Tschechen und die gleichermaßen antipreußisch eingestellten Deutschösterreicher einander näher¹⁷, eine politische Annäherung der beiden nationalen Partner fand jedoch nicht statt. Der Grund dafür lag u. a. darin, daß die tschechische politische Emigration sich – ähnlich wie die ungarische – in den Dienst der Bismarckschen „Diversions“ stellte, mit der der preußische Kanzler Wien zu einem raschen Friedensschluß bewegen wollte. Von der preußischen Okkupationskommandatur in Prag wurde ein Aufruf an die Bevölkerung „des glorreichen Königreiches Böhmen“ erlassen mit dem Versprechen, daß der Sieg Preußens den Tschechen die Gelegenheit, „ihr künftiges Schicksal ähnlich den Ungarn frei entscheiden zu können, geben wird“¹⁸. Diese Deklaration war das Ergebnis der Zusammenarbeit mit einigen wenigen tschechischen Emigranten, vor allem mit dem ehemaligen Studentenführer des Prager Juniaufstandes vom Jahre 1848, J. V. Frič. Dieser stand mit einer kleinen, bereits 1863 entstandenen Gruppe tschechischer Radikaler um den Fürsten R. Thurn-Taxis in Verbindung¹⁹. Das damalige Programm dieser Gruppe wurde in einem politischen Pamphlet mit dem Titel „Das Weinen der böhmischen Krone“ erläutert, das in Berlin gedruckt und in Böhmen gegen Ende des Sommers 1866 kolportiert wurde²⁰. Vor dem Hintergrund einer leidenschaftlichen Anklage der habsburgischen Politik den Tschechen gegenüber plädierte man darin für einen selbständigen, neutralen und in Hinblick auf die böhmischen Deutschen national gerechten Staat, der eine „Brücke“ zwischen Germanen und Slawen bilden sollte, ähnlich wie dies die Schweiz oder Belgien zwischen Romanen und Germanen taten. Die Radikalen waren bemüht, die politischen Führer der Tschechen zu einer antiösterreichischen Demonstration zu bewegen. Doch nicht einmal bei den ihnen am nächsten stehenden Jungtschechen hatten sie damit Erfolg. Das klassische „timeo Danaos et dona ferent-

¹⁵ Vgl. u. a. P v. 4. 4. 1866. – Beer, A.: Památnosti mého podomování [Denkwürdigkeiten meines Lebens]. Königgrätz 1978. Für die öffentliche Meinung in den böhmischen Ländern sind die Erinnerungen eines Zeitgenossen charakteristisch, in denen dieser beschrieb, wie man damals „sorgenlos nur mit unseren Heimatangelegenheiten beschäftigt lebte“, ohne dem „peußisch-österreichischen Konflikt mehr Achtung“ zu schenken. Heller, S.: Z minulé doby [Aus vergangener Zeit]. Bd. 4. Prag 1923, 67. Das gilt auch – wie weitere Quellen beweisen – für die spätere Zeit und auch für das deutschböhmische Milieu. In Hinblick auf die großen Ereignisse in Europa „beschleicht uns förmlich ein beschämendes Gefühl wegen der Kleinlichkeit der Fragen, die hier ventiliert werden“. B v. 6. 9. 1870.

¹⁶ Vgl. z. B. P v. 15. 4. 1866. – Lades 1938, 241.

¹⁷ Vgl. Handbuch der böhmischen Länder III 1968, 126.

¹⁸ Raupach, H.: Bismarck und die Tschechen im Jahre 1866. Berlin 1936, 8.

¹⁹ Vgl. Zapletal, V.: Kníže JUDr. Rud. Thurn-Taxis [Der Fürst Dr. Rud. Thurn-Taxis]. Brünn 1931. Die Teilnahme Skřejšovskýs, die von einem gut informierten Zeitgenossen vermerkt wird, konnte bis heute nicht zuverlässig bewiesen werden.

²⁰ Kotík, A.: Pláč korony české [Das Weinen der böhmischen Krone]. 2. Aufl. Prag 1919. – Vgl. Borský, L.: Znovudobytí samostatnosti [Die Wiedergewinnung der Selbständigkeit]. Prag 1928, 12.

tes“, mit dem der jungtschechische Führer K. Sladkovský die Anfragen Fričs beantwortete, brachte die vorwiegende Stimmung der tschechischen Öffentlichkeit treffend zum Ausdruck. Aus Furcht vor Preußen, das „uns bei der ersten Gelegenheit schlucken würde“, wiesen die Jungtschechen jede „Transaktion mit Preußen“ zurück, selbst wenn sie dazu „ein Mandat der Nation“ gehabt hätten; und ein solches, wie sie hinzufügten, hatten sie nicht²¹.

Die Prager Beratungen der Führungsgarnituren der Alt- und Jungtschechen im Juli 1866 (Palacký, Rieger, J. Grégr, Skrejšovský – das Haupt des konservativen Feudaladels, Graf H. Clam-Martinic, nahm daran nicht teil) führten zu einem proösterreichischen Ergebnis²². Der Prager Friede und insbesondere der Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bund, der bei den Deutschösterreichern einen Schock verursacht hatte²³, wurde von den Tschechen mit unverhohlener Befriedigung aufgenommen, vor allem wegen der Beendigung der traumatisierend wirkenden Bindung der böhmischen Länder an Deutschland. Der deutsche Nationalstaat im Norden, der föderativ sein und die Selbständigkeit der süddeutschen Staaten respektieren sollte, erschien noch immer nicht als eine akute Gefahr²⁴.

Andererseits schienen in der von der Bindung an Deutschland befreiten Monarchie nun die Chancen der Tschechen besser zu stehen. Das Projekt einer staatsrechtlich-föderativen „Pentarchie“, wie es auf Initiative der Tschechen am sog. kleinen Slawenkongreß in Wien (August 1866)²⁵ verabschiedet worden war, konnte aber keineswegs mit der auf der Grundlage des Dualismus getroffenen Vereinbarung der Krone mit den mächtigeren Magyaren konkurrieren – denn der Dualismus war für die Deutschösterreicher letztlich doch annehmbar. Die Verselbständigung Ungarns beschränkte zwar ihre Herrschaft nur auf Zisleithanien, der Verlust wurde jedoch durch die Installation einer deutschliberalen Regierung ausgeglichen. Dieser politische Erfolg half, die nationale Erschütterung des Jahres 1866 in den liberalen Kreisen zu überwinden. Vor-

²¹ Tůma, K.: Život Dra. Julia Grégra [Das Leben des Dr. Julius Grégr]. Prag 1896, 208. – Holeček IV 1925, 111.

²² Eine ähnliche proösterreichische Haltung nahmen auch die Führer der Magyaren um F. Deák ein. Vgl. Hanák, P.: Die Geschichte Ungarns. Budapest 1971, 367, 371.

²³ Angesichts dieses „Weißen Berges“ des österreichischen Deutschtums „werden die Deutschen von einem bangen und unheimlichen Gefühl beschlichen“. Fischhof, A.: Österreich und die Bürgschaften seines Bestandes. Wien 1869, 11. – Vgl. Wandruszka, A.: Großdeutsche und kleindeutsche Ideologie. In: Kann, R. A. / Prinz, F. (Hrsg.): Deutschland und Österreich. Wien-München 1980, 139 ff.

²⁴ Die tschechische Presse (z. B. P v. 30. 9. 1866, 31. 1. 1867) gab zu, daß die Haltung der Preußen in Böhmen „Sympathien weckte“, warnte aber die tschechische Öffentlichkeit mit dem Beispiel der Posener Polen. „Möge sich Deutschland auf der Grundlage der Föderation einigen, daß wird für uns keine Gefahr; gefährlich wäre für uns nur ein durch Preußen zentralisiertes Deutschland.“ Zit. nach: Prušáci v Čechách [Preußen in Böhmen]. Prag 1870, 10.

²⁵ Vgl. Zeithammer, A. O.: Zur Geschichte der böhmischen Ausgleichsversuche 1865 bis 1871. Bd. 1. Prag 1912, 15, 20. Die in Wien nicht vertretenen Jungtschechen waren mit der Art des Vorgehens der alttschechischen Führer einverstanden. Vgl. Havránek, J.: Česká politika, konservativní aristokraté a uspořádání poměrů v habsburské říši v. l. 1860–1867 [Die tschechische Politik, die konservativen Aristokraten und die Regelung der Verhältnisse im Habsburgerreich in den Jahren 1860–1867]. SbH 17 (1970) 79.

läufig wurden dadurch die separatistischen und „alldeutschen“ Tendenzen neutralisiert – auch unter den Deutschen aus den böhmischen Ländern.

Unter den Tschechen rief der Dualismus aber einen Sturm der Entrüstung hervor. „Das einzige slavische Volk der Monarchie, das seiner sozialen Struktur nach in der Lage gewesen wäre, am Ausgleichswerke teilzunehmen“²⁶, ging vollkommen leer aus, auch wenn die Tschechen aus den liberalen Umwälzungen und den „sieben fetten Jahren der Konjunktur“²⁷ Nutzen zogen. Die tschechische politische Führung reagierte nach ungarischem Muster mit der Ausarbeitung eines sehr weit reichenden staatsrechtlichen Programms: Die feierliche Deklaration aller tschechischen Landtagsabgeordneten vom 22. August 1868 vindizierte für die böhmische Krone eine ähnliche Stellung wie für die von Ungarn²⁸. Zugleich wurde von den Tschechen der passive Widerstand, d. h. der Boykott aller neuen zisleithanischen Institutionen ausgerufen, was allerdings zur Folge hatte, daß eine föderalistische Majorität im Reichsrat nicht zustandekommen konnte. Die tschechische Führung versuchte nun auch die böhmische Frage zu internationalisieren und suchte politische Unterstützung in Rußland und Frankreich²⁹; diese Bemühungen blieben allerdings noch lange nur „eine still wirkende Alternative“³⁰.

Die Lage in den böhmischen Ländern wurde damals durch eine mächtige nationale Protestbewegung gekennzeichnet, an der 1,5 Millionen Menschen teilnahmen; zum Vergleich: das tschechische Volk zählte etwa 5 Millionen Seelen. Die Zahlenangaben bezüglich dieser Protestbewegung mögen etwas übertrieben sein, trotzdem gab es zu jener Zeit in der Monarchie nichts Vergleichbares. Obwohl diese Bewegung von den Regierungsbehörden mit großer Härte verfolgt wurde, nahmen an ihr auch bisher passive Arbeiter und Bauern in großer Zahl teil. Die Initiative ging dabei nicht so sehr von den traditionellen politischen Führungsschichten aus, sondern weit mehr von den neuen demokratischen Strukturen, d. h. von den Vereinen und vor allem von den Selbstverwaltungskörperschaften, die in der Periode des politischen Vakuums in der Zeit der preußischen Okkupation (die österreichischen Behörden hatten damals ja ihre

²⁶ Görlich, E. J., / Romanik, F.: Geschichte Österreichs. Innsbruck 1970, 419. – Vgl. Denis, A.: Čechy po Bílé Hoře [Böhmen nach dem Weißen Berg]. Bd. 2. Prag 1911, 669.

²⁷ Benedikt, H.: Die Monarchie des Hauses Österreich. Wien 1968, 157.

²⁸ Minulost našeho státu v dokumentech [Die Vergangenheit unseres Staates in Dokumenten]. Prag 1971, 278 ff.

²⁹ Kazbunda, K: Pouť Čechů do Moskvy a rakouská diplomacie [Die Wallfahrt der Tschechen nach Moskau und die österreichische Diplomatie]. Prag 1926. – Kazbunda, K.: Deux memorandes de Rieger. Le Monde Slave 6 (1925). – Birke, E.: Französische Beziehungen zu Ost-Mitteleuropa im 19. Jh. ZfO 6 (1957) 379. Skrejšovský dagegen begann seit dem Frühjahr 1868 die preußische Linie zu verfolgen. „Politik“ unterstützte die Einigung Deutschlands inklusive der süddeutschen Staaten unter Berliner Führung und versicherte, Bismarck hätte keine Annexionspläne den böhmischen Ländern gegenüber, die außerdem auf den Widerstand Frankreichs und Rußlands stoßen müßten.

³⁰ Handbuch der böhmischen Länder III 1968, 145. Auch hier ist eine Differenzierung zu verzeichnen. Die Jungtschechen behielten einen größeren Abstand zu Rußland (vgl. Grégr, E.: Deník [Tagebuch]. Bd. 1. Prag 1908, 182. – Heller I 1916, 83) und waren auch kritischer dem bonapartistischen Regime gegenüber (vgl. z. B. NL v. 20. 7. 1869).

Tätigkeit eingestellt) die Verwaltung des Landes geführt und dadurch an Bedeutung und Selbstbewußtsein gewonnen hatten³¹.

Mit dieser demokratischen Bewegung hat auch der Prozeß „der Formierung der neuzeitlichen tschechischen Nation“ seinen Höhepunkt erreicht³². Der Patriarch Palacký erklärte öffentlich, daß er nun seine früheren Zweifel überwunden habe und zu der festen Überzeugung gelangt sei, „daß die Nation leben will und auch leben wird“³³. Auch das staatsrechtliche Programm, das bisher den Stempel einer anachronistischen, ständisch orientierten Idee trug, wurde in dieser Zeit „zu einer Parole des demokratischen tschechischen Nationalstaates“³⁴.

In der Krise, in der sich die Habsburgermonarchie damals befand (neben den Tschechen standen auch die Polen, Slowenen und einflußreiche klerikale Kreise in heftiger Opposition zur Regierung), und in der gespannten internationalen Lage verfehlte die tschechische Bewegung ihre Wirkung auch auf den Kaiser nicht. Im Interesse einer raschen Stabilisierung zwang er die liberale Regierung zum Ausgleich mit den nicht-deutschen Völkern; im Fall der Tschechen war dieser Versuch allerdings vergeblich.

Unter diesen Begleit-Umständen wuchs die deutsch-französische Spannung, und schließlich brach der Krieg aus. Welchen Eindruck riefen diese Ereignisse in den böhmischen Ländern hervor, und welche Haltung nahmen die einzelnen maßgeblichen Kreise ein?

Die Hofkreise, die Konservativen (und auch manche Altliberalen) waren von den preußischen Erfolgen schockiert und begannen widerwillig einen Weg zur Aussöhnung mit dem neuen Deutschland zu suchen³⁵. Unter den Liberalen und in ihrer Presse entstand dagegen „eine Welle gesamtdeutscher Begeisterung“. Der Prager „Tagesbote aus Böhmen“ schrieb zwar noch Anfang August 1870, daß es notwendig sei, „sorgsam (zu) scheiden, was unser deutsches Gefühl und unser österreichisches Bewußtsein uns eingeben“, nach den preußischen Siegen überwogen aber schon eindeutig begeisterte „Sympathien für die kriegführenden Stammesverwandten“, die sogar bis zur Rechtfertigung der preußischen Annexionen gingen³⁶.

³¹ Havránek 1970, 83. – Kořalka, J. / Crampton, R. J.: Die Tschechen. In: Wandruszka, A. / Urbanitsch, P. (Hrsg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. 3/1. Wien 1980, 503.

³² Purš, J.: Tábor v českých zemích 1865–1871 [Die Lagerbewegung in den böhmischen Ländern 1865–1871]. ČSČH 6 (1958) 687. – Vgl. Chłebowczyk, J.: Procesy narodotwórcze w wschodniej Europie środkowej [Die Prozesse der Nationsbildung in Ostmitteleuropa in der Zeit des Kapitalismus]. Warschau 1975, 187. – Wereszycky, H.: Pod berłem Habsburgow [Unter dem Szepter der Habsburger]. Krakau 1975, 178.

³³ Palacký 1898, 292.

³⁴ Urfus, V.: Die Ausprägung der Idee des historischen böhmischen Staatsrechts in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts und der österreichisch-ungarische Dualismus. In: Vantuch, A. / Holotík, L. (Hrsg.): Der österreichisch-ungarische Ausgleich 1867. Preßburg 1971, 553. – Vgl. Denis 1911, 740.

³⁵ „Ich bin tief erschüttert“, schrieb nach Sedan Ignaz Plener am 4. September 1870. In der österreichischen Außenpolitik wäre es nun unerlässlich, „ein thunliches Anschließen an Deutschland mit Anstand in Scene setzen“. In: Molisch, P.: Briefe zur deutschen Politik in Österreich von 1848 bis 1918. Wien-Leipzig 1934, 67 f.

³⁶ TaB v. 9. 8. und 2. 12. 1870. Das deutsche Kaiserreich, „für das wir uns nicht erwärmen können“, weil es die Mannigfaltigkeit liquidiert, „um in ihr zugleich den Schutz der Freiheit zu

Die Tschechen hingegen – mit Ausnahme von Skrejšovský, der davon sprach, daß ein Sieger von der Seine für die tschechische Nation gefährlicher wäre als ein Sieger von der Oder³⁷ – sympathisierten trotz ihres Unbehagens gegenüber dem Bonapartismus mit Frankreich und erwarteten dessen Sieg³⁸. Napoleon wurde – nicht ganz zu unrecht – unterstellt, er würde im Falle seines Sieges Deutschland „in die alten Bahnen vor 1866“ zurücklenken und den Deutschen Bund unter Einschluß Österreichs erneuern: „Und das ist ein Zug, den das tschechische Volk aufs entschiedenste perhorresziert.“³⁹ Die Altschechen fanden einen langandauernden Kampf am besten und hofften, daß keine Seite den Sieg davontragen würde, weil Napoleons Triumph „dieselben Befürchtungen auslösen würde, die heute die preußischen Siege erwecken“⁴⁰. Die Jungtschechen waren noch deutlicher: „Der Sieg Preußens würde uns mehr schaden als nützen“, hauptsächlich deshalb, weil dadurch „die Dominanz des deutschen Stammes in Zisleithanien bewahrt und gefestigt würde“⁴¹.

Nach den preußischen Siegen im August 1870 verstärkte sich diese Stimmung noch mehr. Für die gesamte tschechische Presse (die „Politik“ nicht ausgenommen) gewann der von Preußen geführte Krieg einen abstoßenden und aggressiven Charakter⁴². Die tschechischen Führer mußten sich bei den französischen Niederlagen „als Mitgeschlagene fühlen . . ., und wähen, das künftige deutsche Kaiserreich wird schon morgen anfangen, die tschechische Nation mit Feuer und Schwert auszurotten“⁴³. Unter dem Eindruck der preußischen Kriegsleistungen und Bismarcks Staatskunst entstanden unter den Tschechen größere Befürchtungen als anderswo in Europa: Mit Frankreich sind alle Nachbarn Deutschlands gefährdet, und „wir Tschechen sind als erste an der Reihe“⁴⁴. Diese Stimmung wurde durch die Begeisterung der deutschen Blätter und durch die Forderung nach einem österreichisch-deutschen Bündnis noch verstärkt⁴⁵. Die tschechische Öffentlichkeit wurde durch Hinweise auf andere europäische Mächte beruhigt, die sich „um die Bewahrung des Gleichgewichts kümmern werden“⁴⁶. Die Hinweise auf Rußland erschienen nicht nur in den altschechischen Zei-

vernichten“. TaB v. 7. 12. 1870. Die „Bohemia“ befürchtete, daß der preußische Militarismus „auf Deutschland lähmend und schwächend einwirken wird“, und hatte auch Bedenken wegen der preußischen Annexionen. B v. 5. 8. und 13. 12. 1870.

³⁷ Vgl. P v. 21., 24. und 28. 7. 1870.

³⁸ Vgl. Pokrok v. 12. 8. 1870. – Holeček IV 1925, 241. Die Abneigung der Tschechen gegenüber Napoleon wurde u. a. durch seine frühere Unterstützung des Wiener Zentralismus verursacht.

³⁹ P v. 17. 7. 1870.

⁴⁰ Pokrok v. 14. 8. 1870. „Das böhmische Volk steht dem jetzigen Kampf vorläufig durchaus fern und fremd gegenüber.“ P v. 19. 7. 1870.

⁴¹ NL v. 21. 7. 1870. Der anonyme Autor war ganz Nationalist: „Die tschechische Nation hat . . . nur einen Feind: die Deutschen. Die Niederlage der deutschen Politik in Preußen ist für uns ebenso von Nutzen wie ihre Niederlage in Österreich.“ NL v. 23. 7. 1870.

⁴² Pokrok v. 12. 8. 1870. – P v. 14. 9., 22. und 24. 10. 1870, 21. 1. und 1. 4. 1871. – Osvěta I (1871) 118 ff.

⁴³ TaB v. 13. 8. 1870. – Vgl. B v. 11. 8. 1870.

⁴⁴ NL v. 10. 8. 1870; vgl. 12. und 30. 10. 1870. – Pokrok v. 12. 8. 1870. – P v. 5., 8. und 30. 10. 1870. – Traub, H.: Poslední český pokus o vyrovnání s Rakouskem [Der letzte tschechische Ausgleichsversuch mit Österreich]. Brünn 1919, 1.

⁴⁵ NL v. 12. 10. 1870. – P v. 5. 8. und 30. 10. 1870.

⁴⁶ Pokrok v. 12. 8. 1870.

tungen (häufig auch in der „Politik“), sondern auch in der jungtschechischen Presse⁴⁷; mit der Zeit hat hier aber „die begeisterte Anbetung der Französischen Republik den sonst auch von ihnen cultivierten Russenschwindel fast ganz in den Hintergrund gedrängt“⁴⁸.

Das Echo auf die Errichtung des Deutschen Kaiserreiches war im allgemeinen negativ⁴⁹. Die Jungtschechen rechneten außerdem mit ihren früheren Sympathien für den preußischen Liberalismus ab: „Wo sind die Kämpfer für die Verfassung ... Sie sind mit den preußischen Hinterladegewehren in den Krieg gegangen und kehren mit Ketten ... an den Händen aus ihm zurück.“⁵⁰

Die schnelle österreichische Anerkennung des neuen Deutschen Reiches und der Verzicht Wiens, die Bestimmungen des Prager Friedens anzuwenden (die Note Beusts vom Dezember 1870), lösten bei den Tschechen und bei den Deutschböhmen unterschiedliche Reaktionen aus. Die deutsche Presse forderte „das freundschaftliche Verhältnis beider Reiche“⁵¹, die tschechischen Organe befürworteten die Neutralität und warnten, daß die Monarchie „in die Abhängigkeit von Deutschland fallen wird“⁵². Die österreichisch-deutsche Allianz „ist der erste Schritt zu einem deutsch-nationalen Offensiv-Bündnis gegen die Nichtdeutschen Österreichs“⁵³.

In Österreich-Ungarn, das durch den politischen Umsturz in Europa während der Jahre 1870/71 am stärksten berührt worden war⁵⁴, waren die Tschechen am meisten beunruhigt. Ihre Führung, der Abgeordnetenklub, hielt es sogar für opportun, seine Einstellung öffentlich zu erörtern: „Die böhmische Nation anerkennt konsequent die Vollberechtigung der verschiedenen Stämme der großen deutschen Nation, sich zu einer staatsrechtlichen Einheit zusammenzuthun, soweit sie das Bedürfnis dessen fühlen.“ Aber die Vergewaltigung anderer Stämme, die einem anderen Staate treu bleiben wollen, „wäre eben auch eine Verletzung des Prinzips der freien Selbstbestimmung der Stammesindividualitäten“. Dasselbe galt auch für den Fall, daß Deutschland „der französischen Nation eine bestimmte Regierungsform“ aufzwingen oder ihr einige Teile ihres Besitzstandes entreißen wollte. Im Zusammenhang damit erschien auch eine im damaligen Europa einzigartige Solidaritätserklärung⁵⁵ der Tschechen mit

⁴⁷ P v. 21. 7. 1870. – Holeček 1925, 85 f. In den Tagen der Versailler Kaiserkrönung wird in den NL demonstrativ ein großer Artikel des zaristischen Generals Fadejew über die Modernisierung der russischen Armee abgedruckt.

⁴⁸ Der harte Kern der Radikalen aus den Jahren 1863–1866 veröffentlichte eine Broschüre (Plány Fadějeva a Čechy [Die Pläne Fadějews und Böhmen]. Jungbunzlau 1870) mit scharfer Polemik gegen russophile Tendenzen.

⁴⁹ „Etwas anderes als vorsichtiges Mißtrauen konnte von uns das neue Deutschland nicht erwarten“, wenn es auch nicht notwendig wäre, „Deutschland gegenüber feindlich eingestellt zu sein“. Pokrok v. 26. 1. 1871.

⁵⁰ NL v. 22. 10., 21. 12. 1870; 20. 1., 2. 3. 1871.

⁵¹ TaB v. 5. 1. 1871.

⁵² Pokrok v. 18. 8. 1871; NL v. 8. 1. 1871; ähnlich auch Vaterland. Vgl. Rumppler, H.: Österreich – Ungarn und die Gründung des Reiches. HZ N.F. 6 (1980) 145.

⁵³ P v. 6 und 18. 1. 1871.

⁵⁴ Vgl. Rumppler 1980, 139 f.

⁵⁵ Dieses an Beust adressierte Memorandum wurde von den tschechischen Zeitungen am 11. 12. 1870 abgedruckt. Hier zitiert nach dem deutschen Text der „Politik“.

dem niedergeworfenen Frankreich (sie ging auf das Betreiben der französischen Diplomatie zurück): Die Tschechen könnten, so das Memorandum, ihre „aufrichtigsten Sympathien der edlen und ruhmvollen französischen Nation, die heute nur noch für die Freiheit ihrer Selbstbestimmung und die Vertheidigung ihres Vaterlandes kämpft“, nicht versagen. Das Memorandum warnte davor, daß die preußischen Annexionen zur „unausschöpflichen Quelle neuer Kriege“ werden müßten. Gleichzeitig anerkannte die Deklaration das Recht Rußlands auf Annullierung der Schwarzmeerklausel des Pariser Vertrages von 1856 und forderte die Annäherung Österreichs an Rußland. Das im modernen Sinne formulierte Prinzip des nationalen Selbstbestimmungsrechts, das die Grundlage des Dokuments darstellte⁵⁶, bezog sich auch auf die inneren Verhältnisse der Monarchie, damit „auf dieser Grundlage freier Selbstbestimmung der Völker Österreich sich umgestalte friedlich und freiheitlich“.

Unmittelbar nach der geglückten Pazifizierung Ungarns verschob sich der Schwerpunkt der Probleme der Monarchie nach Zisleithanien. Zum politischen Widerwillen des Kaisers gegen die herrschende deutschliberale Partei kam noch der Verdacht der Staatsunzuverlässigkeit der Deutschen, was durch die propreußischen und „alldutschen“ Tendenzen in ihren Reihen verursacht worden war. Die Opposition, sei es die der deutschen Klerikalen, sei es die der staatsrechtlich orientierten Polen oder der Tschechen, trat dagegen patriotisch auf und erschien aus der Sicht der Staatsraison verlässlicher. In den Hofkreisen verbreitete sich die Meinung, man müsse gegenüber Deutschland jetzt einen stärkeren Schutzdamm errichten. Von diesem Standpunkt schienen die Tschechen (und auch die Polen) „plötzlich den Staatserfordernissen fast näher zu sein als die Deutschen“⁵⁷.

Der Ausgleich mit der Opposition wurde zur Aufgabe der konservativen „kaiserlichen“ Regierungen Potockis im Jahre 1870 und Hohenwarts im Jahre 1871. Trotz des gleichen Zieles nahmen beide Versuche einen unterschiedlichen Verlauf. Die Autonomie der galizischen Polen nahmen die Deutschliberalen noch hin; auf den geplanten böhmischen Ausgleich antworteten sie mit einer Welle der Empörung und des Widerstandes. Wenn es um nationale Interessen ging, fanden sie den politisch konservativen Charakter dieser Reform⁵⁸ in ihrer Anwendung auf Galizien nicht so abstoßend wie bei ihrer möglichen Verwirklichung in Böhmen. „Man kann ... recht gut polonisieren und magyarisieren“, schrieb damals Ignaz Plener, „nicht kann man aber die Deutschen tschechisieren. „Die Verbindung der Deutschböhmen mit den übrigen Deutschösterreichern – vor allem „mittels des Central-Parlaments“⁵⁹ – wurde

⁵⁶ „Alle Nationen, ob groß oder klein, haben ein gleiches Recht der Selbstbestimmung und sind in ihrer Individualität gleichmäßig zu achten.“ P v. 11. 12. 1870.

⁵⁷ K a z b u n d a, K.: Pokusy rakouské vlády o české vyrovnání [Die Versuche der österreichischen Regierung um den böhmischen Ausgleich]. ČČH 27 (1921) 128. „Die Deutschen in Böhmen müssen jetzt kleinlaut werden ...“, stand 1870 in der Instruktion des Zisleithanischen Ministerpräsidenten für den böhmischen Statthalter, „vis a vis den Tschechen aber empfehle ich ..., mit Ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit vorzugehen.“ M o l i s c h 1934, 155.

⁵⁸ Zum böhmischen Ausgleichsversuch siehe: B ü c h s e l, E. Ch.: Die Fundamentalartikel des Ministeriums Hohenwart-Schäffle. Breslau 1941, von den tschechischen Autoren Z e i t h a m m e r, K a z b u n d a u. a.

⁵⁹ M o l i s c h 1934, 75. – Vgl. T a B v. 29. 6. 1871. – N L v. 31. 3. 1871.

in deutschliberalen Kreisen als eine elementare Voraussetzung der nationalen Existenz und der Einheit des österreichischen Deutschtums angesehen⁶⁰. Obwohl auch nach Plener die deutsche Nationalität in Österreich durch die Regierung des Grafen Hohenwart „doch nicht gefährdet“⁶¹ war, machten das Gefühl der nationalen Schwächung durch die Ereignisse der Jahre 1866/67 einerseits und das durch die preußischen Triumphe wiedererstarbte Selbstbewußtsein andererseits die österreichischen Deutschen noch weniger kompromißbereit als früher⁶². Dazu kam noch ihre Ablehnung der konservativen Wende.

Dies alles war der Grund für ihre nicht einmal so übertriebene Reaktion. Den Anlaß dazu bildete die Zusammenkunft der deutschliberalen Führer in Wien im Februar 1871, bei der die Verteidigung des deutschen nationalen Besitzstandes in jedem zisleithanischen Land zur gemeinsamen Aufgabe erklärt worden war⁶³. Besonders aggressiv wurde dabei die Autonomie Böhmens angegriffen, die man als Errichtung eines Barbarenstaates und als Kapitulation vor den Großmachtplänen der Tschechen bezeichnete; diese Pläne wären angeblich nicht „ohne Vergewaltigung der Deutschen“ zu verwirklichen⁶⁴. Der Anspruch der Deutschen auf Herrschaft in Zisleithanien, der durch liberale Argumente, historische Verdienste und kulturellzivilisatorische Überlegenheit begründet wurde, kam in den Presseorganen der Deutschliberalen ganz offen zum Ausdruck⁶⁵. Aus den Reihen der Deutschböhmen, besonders der Jungliberalen (Pickert u. a.), erhoben sich „Schmerzensschreie“, die an die Adresse der „Mutter Germania“, d. h. des neugegründeten Deutschen Reiches, gerichtet waren⁶⁶. Diese „Schmerzensschreie“ fanden in Deutschland, besonders bei den Nationalliberalen, ein starkes Echo. Neben einer Reihe von Solidaritätskundgebungen im ganzen Land zeigte auch J. Miquel in einer Rede vor dem Reichstag seine Sympathie für den Hegemonieanspruch der österreichischen Deutschen „wenigstens auf dem Boden der alten deutschen Reichsländer“⁶⁷.

Analog zu dieser Agitation stand auf tschechischer Seite die triumphal-provokative Interpretation des geplanten Ausgleichs, die in der Aussage gipfelte, daß die Errichtung eines böhmischen Staates „die Antwort auf die Restauration des Deutschen Reiches“ sei⁶⁸. In einer offiziellen Erklärung vom 9. Oktober 1871, in der es hieß, daß die

⁶⁰ Vgl. TaB v. 29. 6. 1871.

⁶¹ Molisch 1934, 71.

⁶² Vgl. Hantsch, H.: Die Geschichte Österreichs. Bd. 2. Graz 1962, 389 f. – Zwitter, F.: Příčiny a následky rakousko-uherského vyrovnání [Ursachen und Folgen des österreichisch-ungarischen Ausgleichs]. HČ 16 (1968) 35 f. – Vgl. die Übersicht der Wiener Presse in: NL v. 25 und 28. 10. 1871.

⁶³ Traub 1919, 5. – Vgl. Schäßfle, A.: Aus meinem Leben. Bd. 2. Berlin 1905, 26.

⁶⁴ Knoll, A.: Die Deutschen in Böhmen und der „Ausgleich“. Wien 1871, 12 f.

⁶⁵ Vgl. TaB v. 11. 12. 1870 und 16. 3. 1871.

⁶⁶ Vgl. Traub 1919, 13. – Pokrok v. 11. und 14. 6. 1871. – NL v. 6. und 9. 10. 1871.

⁶⁷ Zit. nach Ableitinger, A.: Ernst von Koerber und das Verfassungsproblem im Jahre 1900. Wien-Graz-Köln 1973, 28. – Vgl. Traub 1919, 5. – NL v. 11. 6. und 9. 10. 1871. – Pokrok v. 11. und 14. 6. 1871.

⁶⁸ Zit. nach Fischel, A.: Der Panlawismus bis zum Weltkrieg. Stuttgart 1919, 343. – Vgl. Malý, J.: Naše znovuzrození [Unsere Wiedergeburt]. Bd. 1. Prag 1879, 6. – Kazbunda 1921, 367. – Traub 1919, 62. – Denis 1911, 697.

tschechischen Vorschläge „keine feindliche Absicht gegen das benachbarte Deutschland“ enthielten⁶⁹, versuchte Rieger die Wogen zu glätten.

Die Angelegenheit des böhmischen Ausgleiches, d. h. der Autonomie Böhmens, bzw. der böhmischen Länder im Rahmen Zisleithaniens, nahm im Sommer 1871 in den Verhandlungen zwischen der Regierung und der böhmisch-staatsrechtlichen Opposition konkrete Formen an. Das Projekt war keineswegs problemlos. Einerseits war der Ausgleich ein Schritt zur staatlichen Selbstbestimmung der bisher auf diesem Gebiet nicht emanzipierten Tschechen, wobei das Riegersche Nationalitätengesetz den Deutschen in den böhmischen Ländern „die denkbar großzügigste Durchführung des Prinzips der Gleichberechtigung“ garantierte⁷⁰. Andererseits stellte der Ausgleich einen politischen Rückschritt dar, weil in den geplanten autonomen Institutionen die Machtausübung überwiegend den konservativen Elementen zufallen sollte. Weiter induzierte das nur von den politischen Spitzen ausgehandelte, unklare und zu komplizierte Ausgleichswerk (die sog. Fundamentalartikel, die vom Führer des historischen Adels in Böhmen, Graf Clam-Martinic, ausgearbeitet worden waren) mehr als nur eine auf Böhmen beschränkte Reform. Im Rahmen des Ausgleiches verpflichtete sich der Kaiser, auch den „Rechtsansprüchen der übrigen Länder und Völker unseres Reiches“ entgegenzukommen⁷¹.

Durch die Unnachgiebigkeit der Tschechen (besonders des Grafen Clam-Martinic, der, und nicht Rieger, der eigentliche Wortführer bei den Verhandlungen war) und durch die Unentschlossenheit der Regierung wurde der geeignetste Zeitpunkt für das Vorhaben, das Jahr 1870, als der Krieg noch nicht entschieden war, verpaßt. Die Ausgleichsgegner, wie die Deutschliberalen, die Magyaren, die Wiener Bürokratie, Kardinal Rauscher, weite Teile des Militärs und der österreichische Reichszkanzler Beust, gewannen dadurch Zeit, sich zu organisieren. Der so entstandene Druck auf den Kaiser war umso wirksamer, als in Wien die Überzeugung wuchs, Österreich müsse sich mit Deutschland arrangieren⁷². Die Bedenken hoher Persönlichkeiten des neuen Deutschen Reiches gegenüber dem böhmischen Ausgleich (vor allem die Äußerungen Kaiser Wilhelms, die Bismarck durch ein formales Dementi nur noch unterstrich)⁷³ gaben Beust jene Waffe in die Hand, mit der er dem Ausgleich den Todesstoß ver-

⁶⁹ Traub, H. (Hrsg.): *Řeči Dra. F. L. Riegra* [Reden des Dr. F. L. Rieger]. Brünn 1923, 149.

⁷⁰ Hantsch 1962, 389. – Vgl. Hugelmann, K.: *Das Nationalitätenrecht des alten Österreich*. Wien 1934, 111.

⁷¹ Zit. nach Zeithammer II 1912, 34.

⁷² Rumpler 1980, 141 ff.

⁷³ Kaiser Wilhelm intervenierte indirekt mit dem Argument, es wäre unerwünscht, wenn sich Deutschösterreicher mit ihren Beschwerden nach Deutschland wenden. Bismarck versicherte Beust, daß er an der Annexion der „Erbländer“ keineswegs interessiert sei, und versuchte die offensichtliche Wirkung von Wilhelms Äußerungen abzuschwächen. Vgl. Beust, F. F. Graf von: *Aus drei Viertel Jahrhunderten*. Bd. 2. Wien 1887, 485 f., 493 f. – Kazbunda 1921, 371. – Traub 1919, 4, 14, 19, 20, 24. – Auch wenn die tschechische Presse den Mißerfolg des Ausgleiches sofort den Deutschösterreichern und den Magyaren anlastete, wurde auch die Rolle Preußens kritisiert: „Der österreichisch-böhmische Ausgleich soll zunichte gemacht werden, damit Preußen . . . Die Monarchie in seine . . . Vormundschaft bringt.“ *NL v. 18. 10. 1871*. – Vgl. Palacký I 1898, 366.

setzen sollte. Die Regierung Hohenwart reichte ihre Demission ein, und der schwankende Kaiser nahm die feierlichen Zusagen des Reskripts vom 12. September 1871 größtenteils zurück⁷⁴. Von den Tschechen wurden neue Zugeständnisse erwirkt, hier vor allem die Zustimmung zu einer neuen Rechtskonstruktion, die die böhmische Autonomie von der österreichischen (zisleithanischen) Verfassung und nicht vom böhmischen Staatsrecht ableitete⁷⁵. Aber auch diese Lösung ging weiter, als es dem Status entsprach, den die Tschechen dann bis zum Ende der Monarchie hatten. Darüber hinaus gab es noch andere, positive Aspekte. Die Beschickung des Reichsrates durch die Tschechen bot den föderalistischen Parteien eine reale Chance auf die Majorität in diesem Gremium. Für die Tschechen bestand in diesem Fall Aussicht auf Verwirklichung weiterer nationaler Wünsche, und – insofern die böhmische Frage darin eine Rolle spielte – auch die Monarchie hätte ihre Handlungsfreiheit erweitern können, besonders in bezug auf Deutschland, also gerade auf jenem Gebiet, an dem die Tschechen am meisten interessiert waren.

Der stolze und doktrinäre Clam-Martinic hat jedoch diese Möglichkeiten mit seinem strikten Nein zunichte gemacht; die tschechischen Führer stimmten ihm dabei zu⁷⁶. Die beiden Koalitionspartner der böhmischen staatsrechtlichen Opposition, der

⁷⁴ Die Ursachen des Scheiterns des böhmischen Ausgleichs gilt es komplex zu sehen. Der Einfluß Deutschlands war nur einer der Faktoren, der außerdem nur in der gegebenen inneren Konstellation Österreich-Ungarns wirksam werden konnte, wobei die Probleme der nichtemanzipierten Völker der Monarchie diese Konstellation mitbestimmten. Die Tendenz, die Intervention Deutschlands für die Hauptursache des Scheiterns zu halten, erscheint z. B. bei Denis 1911, 700 oder bei Gonda, I.: Verfall der Kaiserreiche in Mitteleuropa. Budapest 1977, 269, der sich – nicht ganz zu Recht – auf Kann, R. A.: Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie. Bd. 1. Graz-Köln 1964, 185 beruft. Erstaunlicherweise teilt die tschechische Historiographie nicht diese Meinung, sondern hebt eher den indirekten Einfluß der hegemonialen Stellung Deutschlands hervor, vgl. z. B. Traub 1919, 101.

⁷⁵ „Zwischen den beiden Vorschlägen war praktisch kaum ein Unterschied, er lag eher in der Rechtsauffassung.“ Tobolka, Z.: Politické dějiny československého národa od roku 1848 až do dnešní doby [Die Geschichte der tschechoslowakischen Nation von 1848 bis zur heutigen Zeit]. Bd. 2. Prag 1933, 273.

⁷⁶ Diese Entscheidung wurde besonders von den mährischen Abgeordneten und den Jungtschechen kritisiert, vor allem von Grégr, E.: Naše politika [Unsere Politik]. Prag 1876, 6 f., und von K. Sladkovský. – Vgl. Penížek, J.: Z mých pamětí [Aus meinen Erinnerungen]. Bd. 1. Prag 1923, 175. Das Problematische dieser Entscheidung trat deutlich hervor im Vergleich mit den weit kleineren Zugeständnissen des Grafen Taaffe im Jahr 1879, als die Tschechen schließlich den Reichsrat beschickten. In den politischen Kämpfen der folgenden dreißig Jahre wurde die Entscheidung von 1871 einer sehr scharfen Kritik unterzogen. Die erste umfassende Analyse, die die tschechischen Fehler von 1871 hart anprangerte, stammte von dem Jungtschechen Eim, G.: O nás pro nás [Über uns für uns]. NL v. 8., 17., 18. und 22. 9. 1885. Diese Meinung wurde von der Mehrzahl der Politiker mehr oder minder geteilt: außer den schon genannten Jungtschechen auch von manchen Alttschechen, z. B. Matuš. Vgl. Srb, A.: Politické dějiny národa českého [Politische Geschichte der tschechischen Nation]. Bd. 1. Prag 1898, 641. – Sogar Clam-Martinic rang sich in den 80er Jahren zu der Erkenntnis durch, daß eine Wiederholung der einzigartigen Chance von 1871 wahrscheinlich unwiederbringlich verlorengegangen war; vgl. Bráf, A.: Listy politického kacíře [Blätter eines politischen Ketzers]. Prag 1902, 64. Diese Ansicht teilten auch die führenden Persönlichkeiten der Vorkriegszeit, wie z. B. Masaryk, T. G.: Česká otázka [Die tschechische

konservative historische Adel und die tschechische Nationalpartei, kehrten wieder zu dem sehr weitgehenden Programm der Deklaration von 1868 und zur konsequenten passiven Resistenz zurück⁷⁷. In der hochgradig empörten und enttäuschten tschechischen Öffentlichkeit fand diese Wende eine laute Zustimmung; dies ist nicht ganz unverständlich, wenn man sich das gegebene – und nicht gehaltene – Versprechen des Kaisers und den triumphalen Widerhall in der deutschen Presse vor Augen hält und außerdem bedenkt, daß die Tschechen bezüglich ihrer früheren Forderungen und im Vergleich zum ungarischen Ausgleich große Zugeständnisse gemacht hatten⁷⁸.

Trotzdem gab es in der tschechischen Führung Bedenken. Unnachgiebig zeigte sich hier aber vor allem der konservative Adel – eine erstaunliche Einstellung bei dieser zahlenmäßig kleinen, doch mächtigen, aber immer monarchistisch loyalen und anti-radikalen Gruppierung, die – nicht ganz befriedigend – durch das politische Temperament ihrer Führer zu erklären versucht wird; mit den einst rebellischen böhmischen Baronen aus der Zeit vor 1618 hatten sie nichts mehr gemein. Auch Palacký, der dabei von Skrejšovský unterstützt wurde, nahm eine ebenso unnachgiebige Haltung ein, setzte sie kraft seiner Autorität durch und behielt sie auch starrsinnig bis zu seinem Tod im Jahre 1876 bei⁷⁹. Palackýs Schriften aus dieser Zeit sind „durch eine zornige Leidenschaft, mit der er Deutsche, Magyaren und Juden angriff“, gekennzeichnet⁸⁰. Wenn er auch öfters bei den Deutschen zu differenzieren suchte⁸¹ – was in das tschechische politische Bewußtsein als ein gedankliches Stereotyp unter der Parole „Nicht jeder Deutsche ist wie der andere“ eingegangen ist –, leitete er aus seiner Geschichtsauffassung die Vorstellung einer ewigen Aggressivität der Deutschen ab, die durch die letzten Triumphe noch gesteigert worden war⁸². Damit hängt auch seine „innere Abkehr von Österreich“ zusammen⁸³. Palacký sah voraus, daß die Abhängigkeit von

Frage]. Prag 1895; Kaizl, J.: *České myšlenky* [Tschechische Gedanken]. Prag 1896; ja sogar der national radikalste von ihnen, Kramář, K.: Anmerkungen zur tschechischen Politik. Wien 1906. Von den Historikern näherten sich dieser Meinung am meisten der tiefblickende Franzose Denis 1911, 690f. und Tobolka 1933, 267f. Die Urteile von Kazbunda 1921, 568 und Traub 1919, 92ff. sind ausgeglichener; die neueste Arbeit von Urban 1983, 252ff. ist trotz ihres kritischen Charakters „staatsrechtlicher“.

⁷⁷ Vgl. NL v. 5. 9. 1871.

⁷⁸ Die Verwirklichung der Fundamentalartikel hätte keineswegs die Gleichheit der böhmischen mit der ungarischen Krone gebracht und also auch keinen Trialismus. In dieser subdualistischen Ordnung (nur im Rahmen Zisleithaniens) war außerdem ein wesentliches Attribut der nationalen Staatlichkeit, die Integrierung Mährens, nicht genügend berücksichtigt worden. R. A. Kann charakterisierte diese Reform trefflich als „ein Mittelding“ zwischen Föderation und Autonomie, wobei es der bloßen Autonomie näher war, in: Vantuch, A. / Holotík, L. (Hrsg.): *Der österreichisch-ungarische Ausgleich 1867*. Preßburg 1971, 1003. – Vgl. die interessante Charakteristik Kossuths, gedruckt in: NL v. 16. 11. 1871.

⁷⁹ Vgl. Eim in: NL v. 22. und 26. 9. 1885. – Denis 1911, 748. – Srb, A.: *Z púlstoletí* [Aus fünfzig Jahren]. Prag 1913, 243. – Srb, A. / Skrejšovský, J. S. in: *Osvěta* 48 (1918) 514. – Arbes, J.: *Z ovzduší politiky* [Aus der Atmosphäre der Politik]. Prag 1957. – Holeček IV 1925, 15 und 84.

⁸⁰ Kaizl 1896, 59.

⁸¹ Palacký I 1898, 327 und 374.

⁸² Ebenda 327, 357 und 410.

⁸³ Wierer, R.: Palackýs staatsrechtliches Programm. *ZfO* 6 (1957) 257.

Deutschland in der Außenpolitik und vom deutsch-magyarischen „Rassendespotismus“ im Innern notwendigerweise zum Zerfall der Habsburgermonarchie führen mußte⁸⁴. Das Gegengewicht sah er in Rußland. Die Gefahr einer russischen „universalen Monarchie“ schien ihm nun nicht mehr so akut wie im Jahre 1848, weil „alle ehrlichen Völker sich widersetzen würden“⁸⁵. Nach Meinung von Kaizl handelte es sich dabei bei Palacký eher um „eine Pose und vielleicht auch eine drohende taktische Diversion“, deren „Zusätze“ jedoch im politischen Bewußtsein der tschechischen Öffentlichkeit fortan Wurzeln schlugen⁸⁶. Aus diesen Überlegungen leitete Palacký die historische Notwendigkeit „einer Allianz der romanischen und slawischen Rasse gegen die germanische“ ab⁸⁷, eine Allianz, die die Zukunft der Tschechen sichern sollte, weil „die Deutschen durch das Übergewicht ihrer Feinde im Osten und Westen doch besiegt werden“⁸⁸.

In der tschechischen politischen Praxis der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts degenierte diese perspektivische Vision zu naiven, ungeduldigen und entarteten Berechnungen, deren Kern, „die einzige Hoffnung – der Krieg“ wurde⁸⁹. Der Glaube an das Eingreifen von Außen war nicht nur für Skrejšovský charakteristisch⁹⁰. Aber gerade diese Kalkulation stellte sich als Irrtum heraus. Anstelle der erwarteten Unruhen und Zwistigkeiten in Europa kam eine Ära der Stabilität und eines neuen Gleichgewichts, und auch innerhalb der Habsburgermonarchie konsolidierte sich die Lage. Ungeachtet aller Schwierigkeiten zeigte sich der Dualismus als lebensfähig, und die deutschliberale Regierung überlebte auch die Krise von 1873. Unter diesen Umständen und bei der rücksichtslosen, keineswegs liberalen Verfolgung durch die Regierung gelang es den Tschechen nicht, wiederum einen ähnlichen Massenwiderstand wie in den Jahren 1867–1870 zu organisieren. Die tschechische Presse entfaltete eine massive Propaganda mit häufigen antidynastischen und staatsfeindlichen Zügen – die Idee der Selbständigkeit eines böhmischen Staates, die 1866 der Öffentlichkeit unterbreitet worden war, hatte ihre Anziehungskraft nicht gänzlich verloren –, doch in der Praxis „rührte sich nirgends eine Hand“⁹¹. Skrejšovskýs Plan eines Steuerboykotts und andere radikale Formen des Widerstandes kamen nie zum Tragen. Nach der Niederlage von 1871 blieb die tschechische Öffentlichkeit zwar nach wie vor in ihrer oppositionellen Haltung, verhielt sich aber ansonsten passiv⁹². Die deutschliberale Regierung ignorierte

⁸⁴ Palacký I 1898, 359, 407 ff.

⁸⁵ E b e n d a 362 f., 365 f., 375.

⁸⁶ Kaizl 1896, 62. – Masaryk: Česká otázka 1968, 132, 174 ff.

⁸⁷ Palacký am 5. 9. 1870 in: Stloukal, K.: Rodinné listy Fr. Palackého [Familienbriefe Fr. Palackýs]. Prag 1930, 251.

⁸⁸ Palacký I 1898, 410. – Pokrok v. 23. 4. 1871. – Bauer, O.: Die österreichische Revolution. 2. Aufl. Wien 1965, 39.

⁸⁹ Malý VI 1879, 103.

⁹⁰ H. Traub in: Řeči Dra. F. L. Riegra I 1923, VII. – Vgl. Tobolka 1933, 351.

⁹¹ Traub, 1919, 89.

⁹² Diese für die Tschechen so typische Reaktion auf eine Niederlage – die übrigens „eher schmerzlich als gefährlich war, weil sie ihren Aufschwung nicht zum Stehen gebracht hatte“ – Denis 1911, 560 –, war auch durch die politische Konstellation in den tschechischen Reichen bedingt. Der konservative Charakter der Führungsgarnitur, die vom Adel und den Alttschechen gestellt wurde, hat einen radikalen, kämpferischen und von den Volksmassen ge-

die böhmische Frage völlig. Die während der passiven Resistenz angestauten Energien entluden sich in den verheerenden inneren Kämpfen zwischen den Alt- und den Jungtschechen. Trotz des allmählichen Zerbröckelns der einstigen Geschlossenheit des deutschen Liberalismus zeigten sich die Deutschösterreicher als eine Kraft, die zumindest auf absehbare Zeit fähig war, ihre Herrschaft zu behaupten, die durch einen einmütigen direkten „Angriff“ nicht zu brechen war⁹³.

Als Irrtümer stellten sich auch die tschechischen außenpolitischen Überlegungen heraus, besonders in bezug auf Deutschland. Die Hegemonie Berlins in Mitteleuropa festigte sich schneller, als die Tschechen angenommen hatten und alle die, welche ein aktiveres Eingreifen der anderen Mächte erhofft hatten. Die äußerlich dramatischen Erschütterungen der inneren Entwicklung Deutschlands (der Kulturkampf usw.) waren vielmehr Begleiterscheinungen des Aufstiegs, der durch sie nicht, wie die Tschechen angenommen hatten, gebremst wurde. Jene Machtkonstellation, die sich zur Zeit des Scheiterns des böhmischen Ausgleichsversuches gebildet hatte, schien von Dauer zu sein. Bismarcks Reich wurde zu einem Machtfaktor, mit dem sogar Wien – und nicht nur die politisch isolierten Tschechen – zunehmend rechnen mußte.

Nach 1871 herrschte in ganz Europa Besorgnis über Bismarcks zukünftige Pläne; Österreich brauchte lang, um diese Besorgnis zu überwinden, die Tschechen noch länger. Die Einsicht, daß die deutsche Realität „ganz anders“ war, als es am Anfang der 70er Jahre schien, setzte sich bei den Tschechen erst allmählich durch. Bismarck „hatte sich nicht durch die Ideologie der nationalistischen Parolen bis zum Äußersten treiben lassen“⁹⁴; trotzdem wurden die Tschechen niemals den Verdacht los, er hätte seine Annexionsgelüste in bezug auf Österreich nicht gänzlich verloren. Vor diesem Hintergrund muß man auch die Aussage eines Zeitgenossen sehen, daß nämlich die Tschechen, „was Bismarck betraf, immer zu stark aufgetragen hatten“⁹⁵.

Was die Habsburgermonarchie betraf, war der „eiserne Kanzler“ der Ansicht, daß ihre Bewahrung „für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa ist“⁹⁶. Das Verhältnis zu ihr faßte er aber staatlich, nicht national auf. Ein Bestandteil seiner „saturierten“ Einstellung war auch ein relativ kaltes und teilnahmsloses Verhältnis gegenüber den Deutschen außerhalb des Reiches, inklusive der Deutschen Österreichs, was übrigens im wesentlichen auch für die reichsdeutsche Öffentlichkeit galt. Der Kanzler, dem die Deutschösterreicher als Liberale und Katholiken nicht ins

tragenen Widerstand a priori ausgeschlossen. Und die jungtschechische Minderheit hatte zu einer solchen Resistenz weder die Kräfte noch das Interesse. Seiner konservativen Züge wegen waren sie dem Ausgleich von Anfang an mißtrauisch gegenübergestanden, so daß dann von ihnen „die allgemeine Empörung schwer zu erwarten war“. Kazbunda 1921, 566. Ein Nachlassen der Bindung an die Monarchie und der von Kaizl so genannte „Zusatz“ der Russophilie blieben jedoch in der tschechischen Öffentlichkeit als ein dauerndes Residuum erhalten.

⁹³ Denis 1911, 731. – Vgl. S. Knirsch, (Diskussionsbeitrag) in: Vantuch/Holotík: Der österreichisch-ungarische Ausgleich 1971, 1002.

⁹⁴ Šusta, J.: Světová politika v letech 1871–1914 [Die Weltpolitik in den Jahren 1871–1914]. Prag 1924, 153.

⁹⁵ Holeček IV 1925, 119. Ähnlich, jedoch mit umgekehrten Vorzeichen, wurde Bismarck auch von den nationalistischen Kreisen der Deutschösterreicher gesehen.

⁹⁶ Vgl. Bismarck, O. v.: Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart 1959, 466.

politische Konzept paßten, hielt sie außerdem für stark genug, um die Macht in der Monarchie zu behaupten⁹⁷. Ohne hier näher auf die Frage einzugehen, wie genau das Prinzip der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten der Monarchie unter Bismarck befolgt wurde, war für den deutschen Reichskanzler – wie es sich zum erstenmal beim böhmischen Ausgleichsversuch von 1871 gezeigt hatte – die Bewahrung des dualistischen Systems eine unabdingbare Voraussetzung für die Anwendung dieses Prinzips überhaupt⁹⁸. Bismarck vertrat immer folgende Auffassung: „Die Errichtung von kleinen Nationalstaaten im Osten Europas ist unmöglich; es sind dort nur historische Staaten möglich.“⁹⁹ Damit distanzierte er sich zwar von den „alldutschen“ Tendenzen der Deutschösterreicher, stellte sich aber gleichzeitig gegen die staatsrechtlichen Aspirationen anderer Völker dieser Region, vor allem die der Polen und der Tschechen¹⁰⁰. Die gleichen Interessen Deutschlands und der dualistischen Kräfte in Österreich-Ungarn stellten also für die staatlichen Emanzipationsbemühungen der nichtdeutschen Völker der Habsburgermonarchie eine Hürde dar, die, solange es in Mitteleuropa zu keiner Änderung der Machtverhältnisse kam, in der Unantastbarkeit der Dezemberverfassung von 1867 und dem mehr oder minder deutsch gefärbten Zentralismus in Zisleithanien ihren Ausdruck fand.

Die tschechische Politik mußte schließlich aus diesen Umständen die Konsequenz ziehen. Die ersten Anzeichen dazu traten schon kurz nach 1871 zutage, zunächst bei den mehr pragmatisch denkenden mährischen Tschechen, in Böhmen dann besonders bei den Jungtschechen. Als erster formulierte das neue Programm einer der jungtschechischen Repräsentanten, E. Grégr, im Todesjahr Palackýs, wobei er bezeichnenderweise Bezug auf Deutschland nahm: „Ich halte die Durchführung der Fundamentalartikel in Österreich für eine Unmöglichkeit, hauptsächlich seitdem Deutschland geeint und zur größten Militärmacht Europas geworden ist.“ „Wir Tschechen allein“, meinte er weiter, „sind zu schwach, um unsere verbündeten Feinde, die Deutschen und die Magyaren, zu besiegen.“ Anstelle des Staatsrechtes, das, wie er provokativ erklärte, ohne die angemessene Macht „keinen Pfifferling wert ist“, befürwortete Grégr die Idee des Naturrechtes, im wesentlichen also nur die nationale Autonomie. Im gleichen Sinn sprach er sich gegen die radikale Taktik des passiven Widerstandes und für eine aktive staatsbejahende oder wenigstens den Staat nicht negierende Politik aus¹⁰¹.

⁹⁷ Vgl. Gause, F.: *Deutsch-slavische Schicksalsgemeinschaft*. Würzburg 1967, 246. – Kleinwachter, F.: *Der Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Leipzig 1920, 254. – Weidenfelder, G.: *VDA – Verein für das Deutschtum im Ausland*. Allgemeiner Deutscher Schulverein (1881–1918). Bonn-Frankfurt 1976, 102 ff. – Kluge, P.: *Selbstbestimmung*. Göttingen 1963, 35, 50. – Mommsen, W.: *Bismarcks kleindeutscher Staat und das großdeutsche Reich*. In: Böhme, H. (Hrsg.): *Probleme der Reichsgründungszeit 1848–1879*. Köln-Berlin 1972, 360 f.

⁹⁸ Vgl. Kann, R. A.: *Das Deutsche Reich und die Habsburgermonarchie 1871–1918* (144, 147) und ders.: *Deutschland und das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie aus österreichischer Sicht* (416) sowie Burian, P.: *Deutschland u. das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie aus deutscher Sicht* (404 ff.), alles in: Kann / Prinz: *Deutschland und Österreich 1980*. – J. Kořalka u. R. A. Kann in: *HČ* 16 (1968).

⁹⁹ Zit. nach Gause 1967, 245.

¹⁰⁰ Vgl. Kluge 1963, 34 f. – Münch, H.: *Böhmische Tragödie*. Braunschweig 1949, 371.

¹⁰¹ Grégr: *Naše politika 1876*, 12 ff.

Mit der allmählichen Änderung der politischen Orientierung begannen auch die Korrekturen in den tschechischen Vorstellungen über Deutschland. Ein umfangreicher Bericht Grégrs von seiner Studienreise nach Deutschland im Jahre 1884 gab davon Zeugnis. Die traditionelle deutsche Neigung zur „Zersplitterung“ gehörte seiner Meinung nach schon der Vergangenheit an. Deutschland sei, wenn auch im preußischen Geist, in Wirklichkeit geeint. Es sei jedoch nicht ratsam, die „brandenburgischen Sandbänke“ zu unterschätzen. Das neue Deutschland war nach Grégrs Ansicht „ein Staat nicht nur in voller politischer, nationaler, sondern auch in wirtschaftlicher Entfaltung“ und vom zunehmenden „sichtbaren Wohlstand“ gekennzeichnet. Für die benachbarten Völker birgt dieser Aufschwung eine Drohung, die Tschechen können aber beruhigt sein. Der innere Prozeß der Prussifizierung ist noch nicht abgeschlossen, und Deutschland hat dringendere Sorgen, als auf die „Rufe unserer österreichischen Prussophilen“ zu achten. Deutschland „braucht die Freundschaft Österreichs“, das „sich, sollte es vernünftigt geführt werden, nicht vor der wachsenden Macht Deutschlands fürchten muß“¹⁰².

Obwohl Grégrs Artikel sicher beruhigend wirken sollte, darf der relative Optimismus des Autors nicht als künstlich angesehen werden. Der Zusammenhang zwischen der dualistischen Ordnung in Österreich-Ungarn und der Hegemonie Deutschlands in Mitteleuropa¹⁰³ verhinderte zwar die Entwicklung der Donaumonarchie zum Trialismus oder Föderalismus und begrenzte dadurch die staatlichen Chancen der benachbarten Völker Deutschlands. Die Lage war andererseits nicht so aussichtslos, und die Grenze, die diesen Völkern auferlegt wurde, war nicht so eng gezogen, daß ihre gesamte Entwicklung blockiert worden wäre. Ist es nicht auffallend, daß im Gegensatz zu den Staatsnationen dieser Region (z. B. den Magyaren und, bis zu einem gewissen Grad, auch den galizischen Polen), bei denen der Staat einen nicht geringen Teil der nationalen Energie absorbierte, die Entwicklung jener Volksguppen ohne einen eigenen Staat (z. B. die Posener oder die „russischen“ Polen, die Tschechen) manchmal rascher verlief? Die Begrenzung der nach außen gerichteten Möglichkeiten auf dem Gebiet des Staates und die daraus folgende Konzentration des gesellschaftlichen Potentials auf das Geschehen im Inneren, auf den Ausbau und auf die Entwicklung der eigenen nationalen Gesellschaft brachten beachtenswerte Erfolge in der Wirtschaft, der Kultur, ja sogar bei der Demokratisierung der Politik.

Die tschechische Realität in den Jahrzehnten nach 1871 bietet ein interessantes und bisher nicht genügend erforschtes Bild der Suche nach Möglichkeiten des gesellschaftlichen, aber auch national-politischen Aufstiegs auch in dem gegebenen Rahmen¹⁰⁴.

¹⁰² NL v. 3., 4. und 10. 10. 1884.

¹⁰³ Vgl. Böhme, H.: Politik und Ökonomie in der Reichsgründungs- und späteren Bismarckzeit (37); Becker, J.: Der Krieg mit Frankreich als Problem der kleindeutschen Einigungspolitik Bismarcks 1866–1870 (84); Hillgruber, A.: Zwischen Hegemonie und Weltpolitik. Das Problem der Kontinuität von Bismarck bis Bethmann Hollweg (187); alle in: Stürmer, H. (Hrsg.): Das kaiserliche Deutschland. Politik und Gesellschaft 1870–1918. Kronberg/Ts. 1977.

¹⁰⁴ Vgl. Křen, J.: Nationale Selbstbehauptung im Vielvölkerstaat: Politische Konzeptionen des tschechischen Nationalismus 1890–1938. In: Křen, J. u. a.: Integration oder Ausgrenzung. Deutsche und Tschechen 1890–1945. Bremen 1986, 15–66

Das Problematische, die eng begrenzten Möglichkeiten zur staatlichen Selbstverwirklichung der kleinen Nachbarn Deutschlands, blieb dennoch bestehen und wurde von diesen Völkern doppelt schmerzlich empfunden. Das Schicksal der Tschechen, aber auch der Österreicher und der osteuropäischen deutschen Minderheiten legt davon auch ein beredtes Zeugnis ab.

HISTORISCHE ARGUMENTE IM SUDETENDEUTSCHEN VOLKSTUMSKAMPF 1918–1938*

Von Rudolf Jaworski

Die Themenstellung „Historische Argumente im sudetendeutschen Volkstumskampf in den Jahren 1918 bis 1938“ ist nicht gerade eng und daher auch nicht sonderlich präzise. Doch diese Ungenauigkeit entspricht dem Charakter des zu untersuchenden Gegenstandes. Der sudetendeutsche Volkstumskampf der Zwischenkriegszeit stellte die nach außen hin demonstrierte Einheitsfront eines in sich sehr unausgeglichenen Meinungs- und Organisationsgefüges dar¹. In seinem Konzept waren alle diejenigen Bestrebungen zusammengefaßt, die sich die geistige und materielle Besitzstandswahrung des deutschen Bevölkerungsanteils in den böhmischen Ländern zum Ziel gesetzt hatten und die Verteidigung gegenüber Tschechisierungsmaßnahmen jeglicher Art. Dabei haben Verweise auf die Geschichte eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Daß es eine der sudetendeutschen Volkstumsideologie entsprechende Verwertung der böhmischen Geschichte für nationalpolitische Ziele auch auf tschechischer Seite gegeben hat, versteht sich von selbst. So ist beispielsweise die Enteignung deutschen Grundbesitzes in der Tschechoslowakei als ein Akt der Wiedergutmachung hingestellt worden für das historische Unrecht, „das an den Tschechen vor 300 Jahren nach der Schlacht am Weißen Berge begangen worden war“². Doch die inhaltlichen und funktionalen Besonderheiten des tschechischen Geschichtsbildes sowie die komplementären Zusammenhänge mit seinem sudetendeutschen Pendant bilden ein Thema für sich, dem gesondert nachzugehen wäre.

Um den hier speziell interessierenden Vorstellungskomplex von vornherein in klareren Konturen hervortreten zu lassen, werden einige Bemerkungen zu den Propagandisten und zu den Artikulationsorten der in Frage stehenden historischen Argumentationsweisen vorausgeschickt. Danach sind folgende Schwerpunkte vorgesehen: 1. die sudetendeutsche Geschichte im Dienste der Legitimation und Integration; 2. die

* Der nachfolgende Beitrag stellt eine leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags dar, den der Autor unter demselben Titel auf der Jahrestagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee am 24. November 1984 gehalten hat.

¹ Die Kontroversen über die Lage und die Haltung der Sudetendeutschen in der Ersten Tschechoslowakischen Republik verlaufen längst nicht mehr entlang der nationalen Fronten. Für die unterschiedlichen Sehweisen in der Bundesrepublik vgl. z. B. die beiden Problemaufrisse von Hilf, Rudolf: Die Sudetendeutschen in der Vorkriegs-Tschechoslowakei (1918–1938). Don 26 (1981) 47–67. – Jaworski, Rudolf: Die Sudetendeutschen als Minderheit in der Tschechoslowakei 1918–1938. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Frankfurt 1985, 29–38.

² Zitiert nach Rád1, Emanuel: Der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen. Reichenberg 1928, 150.

gesamtdeutsche Einbindung des sudetendeutschen Geschichtsverständnisses; 3. das Bild der Tschechen im sudetendeutschen nationalen Geschichtsbild. Eine zusammenfassende Bewertung bildet dann den Schluß dieser Studie.

Gegenstand der Erörterung ist nicht die sudetendeutsche Geschichtsschreibung, auch nicht in ihrer politisierten Form, wie sie z. B. in manchen Schriften Joseph Pfitzners ihren Niederschlag gefunden hat³. Ausgespart bleiben ferner die zahlreichen historischen Exkurse sudetendeutscher Politiker in ihren Reden vor dem Prager Parlament, desgleichen die populären Geschichtsbilder, wie sie damals in den sogenannten Grenzlandromanen verbreitet worden sind. Obwohl sich dort vieles wiederfinden läßt, was auch hier zur Darstellung kommen soll, bedürften die oben benannten Beobachtungsfelder eigener Untersuchungsgänge. Die vorliegende Studie konzentriert sich demgegenüber auf allgemein gehaltene, volkstumpolitische Traktate mit historischem Bezug in der zeitgenössischen Publizistik inner- und außerhalb der Sudetenländer. Ausgewertet wurden Aufsätze aus führenden Organen der Volkstumspflege wie z. B. der „Deutschen Arbeit“, aber auch Beiträge aus den auflagestarken sudetendeutschen Tageszeitungen „Bohemia“ und „Sudetendeutsche Tageszeitung“, dazu Einzelschriften, von denen angenommen werden kann, daß sie in den vielen sudetendeutschen Volks- und Vereinsbüchereien vorhanden gewesen, in jedem Fall aber öffentlich diskutiert worden sind.

Zitiert werden namhafte Volkstumstheoretiker und -pädagogen, Schriftsteller, Publizisten, Politiker und Amtsträger diverser Volkstumsorganisationen. Dabei handelt es sich in der Regel um Vertreter der gebildeten Mittelschichten, die im neuen tschechoslowakischen Staat von Deklassierung bedroht oder bereits betroffen gewesen sind und sich besonders nachhaltig im sudetendeutschen Volkstumskampf engagiert haben. Aufgrund ihrer sozialen Mittelstellung und ihres intellektuellen Vermögens waren sie am ehesten geeignet, ihr partikulares Los in dem der gesamten sudetendeutschen Volksgruppe widerzuspiegeln und der vielfach vorhandenen Unzufriedenheit mit den herrschenden Verhältnissen in der ČSR einen historischen Begründungszusammenhang zu geben⁴. Die politische Nähe vieler sudetendeutscher Volkstumsführer zur DNP und zur DNSAP ist zwar signifikant, reicht aber nicht aus, die hier zur Debatte stehenden Argumentationsweisen auf die Positionen dieser beiden negativistischen Parteien einzugrenzen. Denn nicht eine bestimmte Parteizugehörigkeit legte den Wirkungsradius dieser Meinungsmacher fest, sondern ihre Einbindung in das weitverzweigte, in allen Regionen und sozialen Schichten verankerte Netz der sudetendeutschen Volkstumsorganisationen.

Volkstumsorganisationen, das waren die aus der Vorkriegszeit überkommenen Schutz-, Turn- und Sängerbünde, die Burschenschaften, das breitgefächerte Spek-

³ Siehe Pfitzner, Josef: Das Sudetendeutschtum und seine Geschichte. In: Sudetendeutschtum. Böhmisch-Leipa 1936, 19–27. – Ders.: Sudetendeutsche Einheitsbewegung. Karlsbad 1937. – Vgl. in diesem Zusammenhang auch Seibt, Ferdinand: Der Nationalitätenkampf im Spiegel der sudetendeutschen Geschichtsschreibung 1848–1938. Stjb 6 (1959) 18–38.

⁴ Dazu ausführlicher Jaworski, Rudolf: Vorposten oder Minderheit? Stuttgart 1977, 44–46. – Zur politischen Verwertung von Geschichte siehe vergleichsweise auch Bach, Wolfgang: Geschichte als politisches Argument. Stuttgart 1971. – Faber, Karl-Georg: Zum Einsatz historischer Aussagen als politisches Argument. HZ 221 (1975), 265–303.

trum der bündischen Jugend, aber auch viele berufsständische Vertretungen und genossenschaftliche Zusammenschlüsse, die sudetendeutschen Selbstverwaltungskörper, die Reichenberger Volksbildungsanstalten und die sudetendeutsche Auslandsbewegung in Deutschland und Österreich seit 1918. Alle diese Vereinigungen und Institutionen waren vorzugsweise überparteilich organisiert und stellten sich in den Dienst einer einheitlichen nationalen Interessenvertretung aller Sudetendeutschen. Wenngleich eine gesamtudetendeutsche Position in der praktischen Politik nicht einzulösen war, ist ihre gesinnungsbildende Wirksamkeit in der Öffentlichkeit kaum zu überschätzen. In den Volkstumsorganisationen wurde auch eine rege Geschichtspflege getrieben, die zwar jeweils einige Nuancen aufzuweisen hatte und sich auch innerhalb der einzelnen Verbände nicht gleich geblieben ist⁵, die aber dennoch über einen gemeinsamen Grundbestand historischer Argumente verfügt hat. Nur darauf kommt es hier an.

1. Der Zusammenbruch der Donaumonarchie und die Entstehung eines tschechoslowakischen Staates hatte den Großteil der Sudetendeutschen nach übereinstimmendem Urteil der Zeitgenossen in Orientierungslosigkeit, ja in panische Existenzängste gestürzt⁶. Man war auf den nationalen Machtwechsel weder psychisch noch politisch vorbereitet gewesen. In geographisch aufgesplitterter Siedlungslage, ohne ein in sich geschlossenes Sozialgefüge und Parteiensystem, ohne tragfähige politische Programme, sahen sich die Sudetendeutschen den gezielten nationalstaatlichen Absichten der tschechischen Mehrheitsnation gegenüber. Die Befürchtung nationaler Existenzgefährdung und sozialen Abstiegs schuf ein bis dahin nicht gekanntes Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Deutschen in den böhmischen Ländern. Gewiß ist der Begriff „sudetendeutsch“ älter als die Erste Tschechoslowakische Republik, und gewiß hat es auch schon vor 1914 Einigungsbestrebungen unter den Deutschen in den böhmischen Ländern gegeben; als politisch abgrenzbare und bewußte Gemeinschaft existierten die Sudetendeutschen aber erst seit 1918⁷. „Sudetendeutsche“, schrieb der Publizist Rudolf Fischer im Jahre 1934, „das sind die Österreicher Südmährens, die Bayern des Böhmerwaldes, die Franken des Egerlandes, die Sachsen des Erz- und Mittelgebirges, die Schlesier des Iser-, Riesen- und Altvatergebirges, die armseligen Häusler, Glasbläser und Heimarbeiter, die Arbeiter in den Schächten, die Frauen in den Webereien, die (ehemals) reichen Hopfenbauern im Flachland und die armen

⁵ Siehe beispielsweise L u h, Andreas: Geschichtsbild und Geschichtsbewußtsein im Deutschen Turnverband in seiner Entwicklung vom Turnvereinsbetrieb zur volkspolitischen Bewegung. In: Se i b t, Ferdinand (Hrsg.): Vereinswesen und Geschichtspflege in den böhmischen Ländern. München 1986, 281–305.

⁶ Siehe z. B. L e d e b u r - W i c h e l n, Eduard: Staatsgefühl und Volksbewußtsein. Bohemia v. 1. Januar 1927. – P e t e r s, Gustav: Der neue Herr in Böhmen. Berlin 1927, 58. – P f i t z n e r: Einheitsbewegung 1937, 33. – Vgl. außerdem die Stimmungsberichte des deutschen Gesandten in Prag bei A l e x a n d e r, Manfred (Hrsg.): Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag. Teil 1: 1918–1921. München 1983.

⁷ Vgl. dazu u. a. J e s s e r, Franz: Volkstumskampf und Ausgleich im Herzen Europas. Aufgez. v. H e r r, Arthur. Nürnberg 1983, 38. – L e h m a n n, Emil: Der Sudetendeutsche. Potsdam 1925, 5. – P s c h e i d t, Edgar: Achtzig Jahre ‚sudetendeutsch‘? Mitteilungen des Sudetendeutschen Archivs 73 (1983) 1 ff. – U l l m a n n, Hermann: Das werdende Volk. Hamburg 1929, 32 f.

Gebirgsbauern auf den Kämmen, das ist ein sinnlos zurückgebliebener Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie, ein Schemen ohne Blutkreislauf, ohne Kopf, ohne Herz, das ist nichts Ganzes und nichts Halbes, das ist von allem etwas, aber es ist nur eine Eigenschaft, die sie alle ausnahmslos kennzeichnet: daß sie unter dem Siegerrecht der Tschechen stehen, daß sie alle Prügel beziehen, daß sie alle im Kerker leben. Das ist es, was aus ihnen allein eine Gemeinschaft macht.“⁸

Auf der Basis eines solchen Zerrissenheitsgefühls ließ sich kein kollektives Selbstverständnis der Sudetendeutschen aufbauen. Die junge sudetendeutsche Nachkriegsgemeinschaft konnte aber andererseits unmöglich die tschechoslowakische Staatsgründung zu ihrer Geburtsstunde erklären, sondern suchte begrifflicherweise nach tiefergehender geschichtlicher Verankerung. Vorrangig ging es erst einmal um den historischen Nachweis der grundsätzlichen Daseinsberechtigung des deutschen Bevölkerungselementes in den böhmischen Ländern, gab es doch den unseligen Ausspruch T. G. Masaryks aus dem Jahre 1918 von den deutschen „Emmigranten und Kolonisten“. „Seit Christi Geburt wohnten hier deutsche Stämme und die altdeutsche Sprache erklang uneingeschränkt von den Quellen der Eger bis tief in die Karpaten“⁹, hieß es stolz in dem mehrfach aufgelegten und mehrfach beschlagnahmten „Katechismus für die Sudetendeutschen“ des Reichenberger Volkstumsforschers und Volksbildners Erich Gierach. Fünfhundert Jahre früher sei man vor den Slawen schon im Land gewesen, später habe deutsche Siedlung, deutsches Recht, deutscher Städtebau und deutscher Gewerbefleiß die Kultur dieses Raumes geprägt. „Der Heimatschein der Sudetendeutschen ist“, versicherte derselbe Autor darum folgerichtig der Zuhörerschaft seines Breslauer Rundfunkvortrages im Jahre 1932, „kein vergilbtes Pergament, das man zerreißen kann [...]. Was ihre Ahnen geschaffen, auch deutsch ihren Nachfahren zu übergeben, empfinden sie nicht nur als ihr gutes Recht, sondern auch als ihre heilige Pflicht.“¹⁰

Die Rückbesinnung auf deutsche Siedlung und Kulturleistung diente dergestalt der historischen Verbriefung eines unaufhebbaren Heimatrechtes der Sudetendeutschen in den böhmischen Ländern, des Beweises der Alteinsässigkeit. In dieser Beziehung unterschied sich das sudetendeutsche Geschichtsbild nicht wesentlich von anderen historischen Rückbezügen in Ostmitteleuropa. Die sudetendeutsche Besonderheit, oder genauer: die sudetendeutsche Schwierigkeit lag darin, daß bei derartigen historischen Bestandsaufnahmen zwangsläufig die stammliche Vielfalt der Sudetendeutschen zutage trat, die keinen gemeinsamen historischen Ausgangspunkt zu erkennen gab, es sei denn in der etwas gewaltsamen Konstruktion eines „sudetendeutschen Neustammes“ oder „sudetendeutschen Stammeskörpers“. Der Reichenberger Volksbildner Emil Lehmann bemerkte dazu im Jahre 1923: „Alles in allem aber ist die Gesamtanschauung, die uns unsere Stammesgeschichte liefert, nicht besonders scharf profiliert. Sie hat etwas Schwankendes und Unbestimmtes. Abgesehen von den unerklärten

⁸ Fischer, Rudolf: Gefesseltes Volk. Berlin 1934, 49.

⁹ Gierach, Erich: Katechismus für die Sudetendeutschen. 5. Aufl. Eger 1920⁵, 3.

¹⁰ Volkman n, E. [Pseudonym Gierachs]: Geschichte des Deutschtums in den Sudetenländern. Wir Schlesier 13/7 (1932/33) 130. – Ähnlich Rothacker, Gottfried: Sudetendeutschtum. München 1936, 137.

Zwischenzeiten läßt sich nicht recht deutlich erkennen, ob die Reihenfolge dieser Geschehnisse inneren Zusammenhang genug besitzt, um überhaupt als eine selbständige Geschichtsentwicklung aufgefaßt zu werden [...].¹¹ – Der Rekurs auf die deutsche Siedlungs- und Stammesgeschichte lohnte sich also nur in legitimatorischer Hinsicht, taugte aber weniger zur historischen Begründung eines integralen Selbstverständnisses der Sudetendeutschen.

War die Behauptung, die Ersten und die Besten im Lande gewesen zu sein, in erster Linie an die Adresse der „neuen Herren von Böhmen“ gerichtet, so diente die Auseinandersetzung mit der Habsburgermonarchie mehr der internen historischen Anschauung und Belehrung innerhalb der sudetendeutschen Volksgruppe. Doch selbst für die jüngste Vergangenheit fiel es schwer, eine gemeinsame sudetendeutsche Geschichte und Tradition herauszuarbeiten. „Die Deutschen hatten keine Ursache, sich besonders herauszuheben“, urteilte 1927 Gustav Peters, langjähriger Leiter der Deutschpolitischen Arbeitsstelle in Prag, „denn der große, Böhmen beherrschende deutsche Kulturkreis bot Raum nicht nur für sie alle, sondern auch für ihre Besten.“¹² In dieser günstigen Ausgangslage hatten die Deutschen in den böhmischen Ländern wie die Monarchiedeutschen überhaupt nach Auffassung Peters so manche wichtige Entwicklung verschlafen. „Seit dem Revolutionsjahr 1848“, schrieb derselbe Autor in der Jubiläumsausgabe der ‚Bohemia‘ zum 10jährigen Bestehen der ČSR, „irrten wir in der Bewertung von Staat und Volk und verkannten die Zeichen der Zeit, die den Völkern die staatsbildende Kraft zuschrieb. Wir dienten ausschließlich dem Staat, und was wir an Nationalem erraffen vermochten, das blieb, gemessen an der starken, frischen Selbstbesinnung der anderen Völker in der österreichisch-ungarischen Monarchie, eine Halbheit, ein Schwanken zwischen politischer Unfreiheit von uns selbst und dem Versagen der Freiheit der anderen [...].“¹³

Während der gesamten Zwischenkriegszeit wurde der historische Selbstvorwurf ständig wiederholt, die Sudetendeutschen hätten sich bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs hinein im Dienst für das sterbende Altösterreich zerrieben, seien dadurch von einer konsequenten Verteidigung ihrer unmittelbaren nationalen Rechte und Ziele abgehalten und „völkisch entmannt“ worden¹⁴. Die Vorteile und Nutznießerschaft dieser Gefolgschaft blieben dabei meist unerwähnt. Und die praktisch-politische Moral dieser historischen Lehre war eindeutig genug: Wenn sich schon Loyalität innerhalb eines deutsch geführten Staatsverbandes nicht gelohnt hatte, um wieviel weniger war sie dann in einem Staatswesen angebracht, das von einem anderen Volk nationalstaatlich beansprucht wurde. Als Alternative wurde nun in der Regel nicht zu militanter Irredenta aufgerufen, sondern zu selbstbezogener, vorstaatlicher Volkstumsarbeit und zum Volkstumskampf im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten. Damit war einem Rückzug auf alles, was deutsch war, das Wort geredet. Und das war wiederum

¹¹ Lehmann, Emil: *Sudetendeutsche Stammeserziehung*. Eger 1923, 13(–15).

¹² Peters: *Der neue Herr* 1927, 96.

¹³ Ders.: *Unsere Umstellung*. *Bohemia* v. 28. Oktober 1928.

¹⁴ Ders.: *Probleme der sudetendeutschen Geistigkeit*. In: Lemberg, Eugen (Hrsg.): *Der sudetendeutsche Intellektuelle*. Reichenberg 1930, 8–12. – Ähnlich Lehmann: *Der Sudetendeutsche* 1925, 29 f. – Lochner, Rudolf: *Sudetendeutschland*. Langensalza 1937, 56 ff.

zwangsläufig mit einer Abschottung und Horizontverengung verbunden – freilich nur dem tschechischen Nachbarvolk gegenüber; zugleich war dadurch der Blick frei gemacht für eine gesamtdeutsche Perspektive.

2. Der sudetendeutsche Volkskampf und die sudetendeutsche Volkstumsideologie der 20er und 30er Jahre sind ohne ihre gesamtdeutsche Einbindung nicht hinreichend zu verstehen¹⁵. Die keinesfalls nur einseitig von sudetendeutscher Seite gesuchten ideellen, persönlichen und organisatorischen Verbindungslinien nach Deutschland und Österreich bildeten ein dichtes Beziehungsgeflecht, das auch auf die nationalen Auseinandersetzung innerhalb der Tschechoslowakei zurückgewirkt hat. Allein der Zwang, sich in Österreich und vor allem in Deutschland als eine geschlossene Volksgruppe präsentieren zu müssen, um unterstützungs- und koalitionswürdig zu erscheinen, erlaubte kein Verweilen bei sudetendeutschen Besonderheiten und Widersprüchen, sondern erforderte groß geschnittene Gesamtdarstellungen der sudetendeutschen Frage und ihrer Geschichte. Nicht zufällig sind viele Gesamtdarstellungen zum Sudetendeutschtum in den Jahren 1918 bis 1938 außerhalb der Sudetenländer erschienen.

Am einfachsten war der historische Bezug zu dem „deutschen Muttervolk“ wieder über siedlungs- und stammesgeschichtliche Reminiszenzen herzustellen. Die historischen Gemeinsamkeiten mit Schlesiern, Sachsen und Bayern wurden beschworen, um über diesen geistigen Brückenschlag der Vereinzelung und Absonderung vom „gesamtdeutschen Volkskörper“ zu entgehen¹⁶. Wir gehören seit alters her zu euch, laßt uns nicht im Stich, laßt uns nicht mit den Tschechen allein, denn letztlich verteidigen wir hier auf vorgeschobenem Posten auch eure Sache, wenn wir fallen, dann wird der slawische Druck auf eure Grenzen stärker werden – so ließe sich der Quintessenz vieler Traktate zu diesem Thema grob zusammenfassen. Die altdeutschen Stammesbeziehungen wurden auf diese Weise bemüht, einen naturwüchsigen Zusammenhang auf beiden Seiten der deutsch-tschechoslowakischen Grenze zu suggerieren und eine reichsdeutsche Hilfestellung für den sudetendeutschen Volkstumskampf als die Wahrnehmung ureigenster nationaler Interessen für stammliche Außenzweige im staatlichen Vorfeld erscheinen zu lassen.

Die zweite, globale gesamtdeutsche Verbindungslinie konnte historisch über die jahrhundertelange Zugehörigkeit Böhmens zum alten Deutschen Reich gezogen werden. Sie wurde allgemein als eine Glanzzeit in Erinnerung gerufen. So stellte sich z. B. die Zeit Karls IV. für Erich Gierach folgendermaßen dar: „Nie hat Böhmen glücklichere Zeiten gesehen als damals, wo es mit dem Deutschen Reiche am innigsten verknüpft war. Der böhmische König trug die deutsche Kaiserkrone, Böhmen war zum

¹⁵ Zu den organisatorischen Querverbindungen ausführlich Jaworski: Vorposten 1977, 70ff.

¹⁶ Vgl. Leibl, Ernst: Sudetendeutschland, Volk und Raum. In: Haller, Kurt (Hrsg.): Der Grenzkampf des Deutschtums im sudetendeutschen Raume. Frankfurt 1927, 8. – Zu den historischen Stammesverbindungen siehe u. a. auch Pleyer, Kleo: Sachsen und der Sudetenraum. Amt und Volk 2 (1928) 2–8. – Schneck, Bernhard: Schlesische Stammeskulturarbeit. Schlesische Monatshefte 8 (1931) 359–361. – Widnauer, B.: Die Zersplitterung des Bayernstammes. Alldeutsche Blätter 43 (1933) 13, 130f.

Vorland, Prag gleichsam zur Hauptstadt des Deutschen Reiches geworden.“¹⁷ Die Schlußfolgerung aus dieser historischen Sehweise hatte Gustav Peters schon zwei Jahre zuvor in seinem Buch „Der neue Herr in Böhmen“ gezogen: „Böhmen kann nur Teil unter Teilen sein.“¹⁸ Damit war auch für eine gedeihliche Zukunft der Tschechoslowakei eine wie immer geartete Zu- oder Unterordnung dieses Landes unter eine deutsche Hegemonialstellung in Zentraleuropa prognostiziert.

Im Vergleich zu diesen politisch sehr weitgehenden Geschichtsauslegungen waren die kulturhistorischen Bezüge mehr werbender Natur. „Liebe Landsleute!“, sprach Erich Gierach die Reichsdeutschen in dem bereits erwähnten Breslauer Rundfunkvortrag an: „Haben Sie je das Bismarckdenkmal in Hamburg gesehen? Gewiß doch. Aber waren Sie sich bewußt, daß ein Sudetendeutscher, Hugo Lederer, es geschaffen hat? [...] Sind Sie je mit einem Schraubendampfer gefahren? Ein Sudetendeutscher, Josef Ressel, hat die Schiffsschraube erfunden. Beschäftigen Sie sich mit Familienforschung? Der Begründer der Vererbungslehre Gregor Mendel ist ein Deutscher aus dem Kuhländchen in Mähren [...]. Die erste deutsche Bibel entstand in Böhmen, anderthalb Jahrhunderte vor Luther. Die Wiege der neuhochdeutschen Schriftsprache stand in Prag“¹⁹ usw. Der Kanon sudetendeutscher Kulturleistungen diente in diesem Kontext dem Nachweis, ein wertvolles, ebenbürtiges und darum erhaltenswürdiges Glied der deutschen Kulturnation zu sein.

Überhaupt glaubte man sich bei derartigen historischen Eingliederungsbemühungen in das Gesamtdeutschtum durchaus nicht nur in der Rolle der armen Verwandten. Neben den schon erwähnten Kulturleistungen und Vorpostenfunktionen wurden die historischen Erfahrungen im Nationalitätenkampf als ein Schatz begriffen, von dem auch das von Feinden gedemütigte Nachkriegsdeutschland profitieren könnte. Wiederholt wurde das Sudetendeutschtum als Vorbild, Lehrer und Schule für das Binnendeutschtum empfohlen. Nicht selten war in diesem Zusammenhang von einer „geschichtlichen Sendung“ der Sudetendeutschen die Rede, das Deutsche Reich mit Grenzlandgeist zu erfüllen, die dortigen Deutschen aus ihrer klein- und staatsdeutschen Verkapselung zu befreien, ihnen wieder das Denken in völkischen Kategorien geläufig zu machen und den Gedanken vorstaatlicher Selbsthilfe nahezubringen²⁰. Aus der jahrhundertealten Nachbarschaft mit den Tschechen im „Herzland Germaniens“ sah man sich zugleich als natürlicher Anwärter auf die Vermittlerposition zwischen dem Binnendeutschtum und dem Tschechentum.

Stammes-, Reichs- und Kulturgeschichte wurden solchermaßen bemüht, die Zugehörigkeit, die enge historische Verbundenheit der Sudetendeutschen mit ihrem Muttervolk zu unterstreichen. Diese Einbettung relativierte subjektiv den Minder-

¹⁷ Volkmann, Erich [Gierach]: Die Sudetendeutschen. Langensalza 1929, 37.

¹⁸ Peters: Der neue Herr 1927, 4f.

¹⁹ Volkmann [Gierach]: Geschichte des Deutschtums 1932/33, 109.

²⁰ Vgl. dazu Lehmann: Der Sudetendeutsche 1925, 76. – Leibl: Sudetendeutschland 1927, 7. – Leppa, Karl Franz / Mühlberger, Josef (Hrsg.): Ringendes Volkstum. Karlsbad 1931, 5. – Ullmann, Hermann: Das Sudetendeutschtum im Gesamtdeutschtum. In: Wagner, Hans Otto (Hrsg.): Von Kampf und Arbeit der Sudetendeutschen. Berlin 1930, 5–11. – Viererbl, Karl: Die geschichtliche Sendung des Sudetendeutschtums. Sudetendeutsche Tageszeitung v. 9. Januar 1930, Beil.

heitenstatus der Sudetendeutschen innerhalb der Tschechoslowakei und stellte folglich eine beachtliche, zugleich aber auch problematische Rückendeckung für den sudetendeutschen Volkstumskampf dar.

Auffallend ist dabei, daß die historischen Gemeinsamkeiten mit Deutschland stärker hervorgehoben wurden als die viel engeren und noch bewußt erlebten Bande zum alten Österreich. Doch diese Schwerpunktsetzung entsprach der unkritischen Glorifizierung einer „sudetendeutschen Frühgeschichte“ wie der Rolle Böhmens im alten deutschen Reichsverband auf Kosten der schwerer zu bewältigenden sudetendeutschen Vergangenheit im Rahmen der Habsburgermonarchie. Aktuell nationalpolitisch spiegelte sich derselbe Sachverhalt in der Umorientierung der sudetendeutschen Politik von Wien nach Berlin seit Ende des Ersten Weltkrieges wider.

3. Das Bild der Tschechen in der historisch-politischen Publizistik der Sudetendeutschen während der Zwischenkriegszeit war vor allem geprägt von dem gekränkten Vorwurf der Undankbarkeit: Als Unfreie seien die Tschechen ins Land gekommen, im Troß der Avaren, und von halbasiatischer Wildheit gekennzeichnet. Von den Deutschen hätten sie das Christentum, die Staatsverfassung, Wirtschafts- und Siedlungsformen, Stadtrecht und Vereinswesen übernommen. Selbst ihre nationale Wiedergeburt sei nur durch deutsche Hilfestellung möglich geworden. Der aus Mähren stammende Publizist und zeitweilige Pressereferent des „Deutschen Kulturverbandes“ Fritz Koberg hat diese Auffassung einmal in folgendes Bild gekleidet: „Wie aus einem Dornröschenschlaf ist das tschechische Volk [...] wieder aufgewacht, der Prinz aber, der es aufgeküßt hat, war der deutsche Geist [...]. Ohne Schläzer und Herder, ohne die deutsche Aufklärung und ohne die deutsche Romantik kein tschechisches Volk!“²¹ Alles, selbst den Dom auf den Briefmarken des neugegründeten tschechischen Staates verdankten die Tschechen den Deutschen. Dabei ist selten zwischen sudetendeutschen und allgemein deutschen Anregungen und Impulsen unterschieden worden.

Emil Lehmann interpretierte sogar die positiven Züge im vermeintlichen tschechischen Nationalcharakter als direkte Reflexe dieses überwältigenden deutschen Einflusses: „Man kann sagen, je mehr deutsch bestimmt ein Tscheche ist, um so tüchtiger ist er, und je weiter sich das Tschechentum wieder vom Deutschen entfernt, um so mehr gibt es die Grundlagen seiner Erfolge auf.“²² Es war nur konsequent zu Ende gedacht, wenn manche sudetendeutsche Autoren aus dieser Sicht die Eigenständigkeit einer tschechischen Nationalität prinzipiell in Frage stellten und sie als eine politisch motivierte Chimäre, als eine historische Verirrung der „Sudetenslawen“ verstanden, die es so bald wie möglich zu revidieren galt²³.

Faßt man diesen Aussagenstrang über die historische Rolle der Tschechen zusammen, so ergibt sich das ebenso farb- wie trostlose Bild von impulslosen, kulturell impotenten, parasitären Nachbarn, deren gute Seiten nicht mehr waren als die Summe

²¹ Koberg, Fritz: Der Aufstieg der Tschechen in den letzten hundert Jahren. Reichenberg 1929, 9. – Zum folgenden Gierach, Erich: Der deutsche Dom auf den tschechischen Briefmarken. Sudetendeutsches Echo 4 (1926) 45 f.

²² Lehmann: Der Sudetendeutsche 1925, 73.

²³ Leibl, Ernst: Sudetendeutsche Kultursendung. Deutsche Welt (1926) H. 3, 104–106. Eine entsetzte tschechischnationale Reaktion auf diese von Leibl schon früher verbreitete These findet sich in den Národní Listy v. 22. Februar 1925.

der an ihnen erwiesenen deutschen Kulturtaten und deren schlechte Seiten im wesentlichen von der Zurückweisung derselben herzuleiten waren. Das Unhistorische an dieser Betrachtungsweise lag nicht einmal so sehr in den behaupteten Leistungen, sondern in ihrer Uminterpretierung als bewußte Wohltaten und Gaben für das tschechische Volk – vor allem von seiten der einheimischen Deutschen – sowie in der Fixierung auf einen immerwährenden Überlegenheitsanspruch in Form einer Kulturträgerideologie.

Wie all die deutschen Einflüsse in der tschechischen Nationalkultur aufgenommen und verarbeitet worden sind, darüber wußten die meisten sudetendeutschen Volkstumsexperten schon nichts mehr zu berichten. Einsichtige Zeitgenossen, wie der in Deutschland lebende sudetendeutsche Publizist Hermann Ullmann, haben den Mangel ausreichender Kenntnisse ihrer Landsleute von den internen Verhältnissen und Vorgängen beim tschechischen Nachbarvolk mehrfach gerügt: „Die Kenntnis der Tschechen ist bei den Sudetendeutschen auch heutigen Tages noch nicht sehr verbreitet. Wirklich gute Kenner tschechischer Art und Geschichte sind unter den deutschen Publizisten auch jetzt noch zu zählen. Das ist natürlich, besser: verständlich, denn die Tschechen waren durch lange Jahre in jeder Beziehung unsere Kostgänger. Daß aber auch jetzt, da wir den Tschechen doch so ziemlich auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind, dieser Zustand vorhält, ist schon ein Verhängnis.“²⁴ Ullmanns Kritik sollte auch für das nächste Jahrzehnt seine Gültigkeit behalten: Die Tschechen wurden auch weiterhin historisch wie aktuell hauptsächlich aus globaler Außensicht wahrgenommen.

Die gesamte Geschichte des tschechischen Volkes wurde also im wesentlichen nach den Kriterien der Annahme bzw. der Abweisung des deutschen Kultureinflusses periodisiert: Je enger die Tschechen in die deutsche Kultur und Herrschaft eingebunden gewesen seien, umso mehr hätten sie sich als wertvolle Glieder in der europäischen Völkerfamilie erwiesen. Und jedes Mal, wenn sie aus dieser Abhängigkeit von der deutschen Hemisphäre hätten ausbrechen wollen, sei dies für sie selbst und für ganz Europa zum Verhängnis geworden. Generalbeweis für diese These waren meist die „hussitischen Mordbrennerbanden“, deren Taten in düstersten Farben ausgemalt wurden²⁵. Mit Haß, Fanatismus und Größenwahn hätten die Tschechen seither immer wieder gegen ihre Lehrer und Wohltäter rebelliert und Gutes mit Bösem vergolten. Wo die Deutschen aufgebaut hätten, da hätten die Tschechen zerstört, und wo die Deutschen Treue bewiesen hätten – wie z. B. im Ersten Weltkrieg –, da hätten die Tschechen Verrat geübt.

Mit dieser Bewertung der jüngsten Zeitgeschichte war aber ein kritischer Punkt in der historisch-politischen Argumentation erreicht. Die Tschechen als Totengräber

²⁴ Ullmann, Hermann: Zu Beginn des 25. Jahrgangs. DArb 25/1 (1925) 18. – Ähnliche Klagen hatte Franz Jesser schon vor dem Ersten Weltkrieg geäußert, z. B. in seinem Beitrag: Aufgaben der vorbeugenden Nationalpolitik. DArb 13 (1913) 7 f.

²⁵ Vgl. u. a. Jung, Rudolf: Die Tschechen. Berlin 1937, 31 ff. – Rauscher, J.: Die Vernichtung des Deutschtums durch die Hussitenstürme. Der junge Deutsche 7 (1928) Nr. 13/14, 4–8. – Zum folgenden Fischel, Alfred: Das tschechische Volk. Breslau 1928, 20 f., 64 ff. – Strobl, Karl Hans: Tschechen. Leipzig 1920, 45 f., 52. – Viererbl, Karl: Deutscher Aufbau und tschechische Zersetzung. DArb 38 (1938) 273–279.

der Donaumonarchie und als Vaterlandsverräter im Krieg hinzustellen, mochte vordergründig geeignet sein, ein selbstzufriedenes Gefühl historischer Pflichterfüllung unter den Sudetendeutschen zu nähren. Für die Meisterung der aktuellen Situation und für das kollektive Selbstverständnis einer Minderheit, die selbst in einem gewissen Widerspruch zu den herrschenden Verhältnissen stand, war ein solches Verdikt jedoch von zweischneidiger Natur. Denn damit war unwillkürlich erneut der eben noch verdammte, weil volkstumsschädlich, altösterreichische Standpunkt bezogen²⁶. Auch begab man sich mit einem solchen Urteil jeden Rechtes auf Widerstand und Protest innerhalb der Tschechoslowakei.

Unter solchen praktisch nationalpolitischen Gesichtspunkten wandelten sich die passiven Kostgänger deutscher Kulturleistungen zu nachahmenswerten Lehrmeistern für den sudetendeutschen Volkstumskampf. Ihr Deutschenhaß und nationaler Fanatismus erschien in diesem pädagogischen Licht als bewunderungswürdiges Durchhaltevermögen und Zusammengehörigkeitsgefühl, ihre nationalen Kampftechniken in der Habsburgerzeit als vorbildlich. Viele sudetendeutsche Schriften, aber auch viele sudetendeutsche Reden im Prager Parlament lebten vom Verweis auf die tschechische Nationalbewegung zur Zeit der Habsburgermonarchie. Immer wieder wurden Zitate vom *Tomaš G. Masaryk*, *Edvard Beneš* und *Karel Kramář* aus der Vorkriegszeit bemüht, um sie dann mit der aktuellen Nationalitätenpolitik in der ČSR zu konfrontieren und zur Untermauerung der eigenen nationalen Forderungen einzusetzen²⁷.

Selbst *Konrad Henlein* hielt seinen Turnern wiederholt die historische Bedeutung des „Sokol“ für die tschechische Nationalbewegung vor Augen und forderte zu gleicher Geschlossenheit und Tatkraft auf²⁸. In kurzschlüssiger Analogie glaubte die Mehrzahl der sudetendeutschen Volkstumspolitiker die tschechische nationale Emanzipation unter Mißachtung der historisch veränderten Situation und unter Verkenning der unterschiedlichen internen Voraussetzungen einfach „auf sudetendeutsch“ wiederholen bzw. nachahmen können. Und dieser Trugschluß war wiederum nur möglich, weil davon ausgegangen wurde, daß sich im Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen seit den Hussitenkriegen eigentlich nichts Wesentliches geändert habe und daß im ewigen Auf und Ab der Geschichte jetzt die Sudetendeutschen dran seien, wieder einmal „nach oben“ zu gelangen²⁹. Der sudetendeutsche Dichter *Karl Hans*

²⁶ Vgl. in diesem Zusammenhang die Überlegungen von *Peters, Gustav*: Die Tschechen in der österreichisch-ungarischen Monarchie: 1. Sudetendeutsche Vorurteile. *Der Weg* 1 (1929) 11–15. – *Ders.*: Grundsätzliches zur sudetendeutschen Geschichtsbetrachtung. *E b e n d a*, 261–264.

²⁷ Typisch für diese Sehweise war z. B. der Leitartikel: Was sich die Tschechen im alten Österreich leisten durften. *Sudetendeutsche Tageszeitung* v. 10. April 1927. – Vgl. in diesem Zusammenhang auch *Peters, Gustav*: Erinnerungen aus den Jahren 1885–1935. o. O. 1959 [MS], 71. – *Jaksch, Wenzel* in: *Schausberger, Dominik* (Hrsg.): Die sudetendeutsche Politik im Lichte der Parteien. *Reichenberg* 1931, 40.

²⁸ *Henlein, Konrad*: Reden und Aufsätze zur völkischen Turnbewegung 1928–1933. Hrsg. v. *Walter Brandner*, *Karlsbad* 1934, 19, 38. Dieser Hinweis hatte im Deutschen Turnverband schon Tradition, siehe: *Deutsche Volkskunde*. Hrsg. v. *Deutschen Turnverband*. *Brüx* 1921, 275.

²⁹ Vgl. z. B. *Schmidtmayer, Alfred*: Geschichte der Sudetendeutschen. *Karlsbad* 1936, 301. – Zum folgenden *Strobl*: Tschechen 1920, 86 f.

Strobl hatte 1920 dafür sogar ein festes Datum errechnet. Seiner Meinung nach betrug die Dauer einer Pendelschwingung von Glück zu Unglück im historischen Schicksal der Tschechen 250 Jahre. Demzufolge war nach der Gründung des tschechoslowakischen Staates im Jahre 1919 der nächste tschechische Niedergang im Jahre 2169 fällig. Der Pendelschlag kam früher als erwartet, freilich ohne den erhofften Aufschwung auf sudetendeutscher Seite.

*

Die hier vorgestellten historischen Argumente im sudetendeutschen Volkstumskampf während der Zwischenkriegszeit weisen bei aller Vielfalt eine Reihe gemeinsamer Merkmale auf. So sind die meisten Aussagen von „einem nationalpolitischen Rentnerideal“³⁰ gekennzeichnet, das sich aus den Verdiensten der deutschen Vergangenheit ableitete. Diese Einstellung hatte der renommierte Volkstumstheoretiker Franz Jesser schon für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg diagnostiziert. Aus ihr resultierte eine passive Anspruchshaltung: Das Bewußtsein bereits erbrachter historischer Leistungen verleitete dazu, der Geschichte gegenüber als Gläubiger aufzutreten.

Die Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern wurde im wesentlichen als eine Geschichte des Leidens und des Ausharrens begriffen in Anbetracht permanenter historischer Unrechtserfahrungen. Seit dem Mittelalter von undankbaren tschechischen Nachbarn bedrängt, später von der Wiener Zentralmacht unzureichend geschützt, ohne Rückhalt im Gesamtdeutschtum, seien die Sudetendeutschen über Jahrhunderte hinweg auf einsamem und oftmals verlorenem Posten gestanden in der Verteidigung deutscher Art und Sitte, bis sie schließlich wider ihren Willen dem neugegründeten tschechoslowakischen Staat einverleibt worden seien. Dieser pessimistisch-fatalistische Grundton drückte sich in solchen häufig gebrauchten Begriffen aus wie z. B. sudetendeutsche „Zwangs“- , „Not“- , „Schicksals“- oder „Leidensgemeinschaft“³¹. Das Ohnmachtgefühl der Gegenwart, keine Geschichte mehr zu machen, wie es Konrad Henlein einmal ausgedrückt hatte³², dieses Gefühl wurde auf frühere Epochen der böhmischen Geschichte zurückprojiziert und die beklagte historische Subjektlosigkeit damit zusätzlich verstärkt.

Alle zitierten historischen Bezugnahmen waren präsentistisch und statisch konstruiert. Die Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern war darin entweder zur unmittelbaren Vorgeschichte des sudetendeutschen Volkstumskampfes in der ČSR verkürzt oder zur Lehrfibel für den ewigen Kampf zwischen Deutschen und Tschechen umgewandelt. Die Reduzierung des gesamten historischen Prozesses auf den deutsch-tschechischen Antagonismus begünstigte seine Verräumlichung. Die böhmischen Länder verwandelten sich zu einem ewigen Kampfring und schlossen sich zu einem Schicksalsraum mit eigener Gesetzlichkeit zusammen. War aber die Geschichte erst einmal zu einem geopolitischen Szenarium erstarrt, dann war es nur ein

³⁰ J e s s e r, Franz: Die nationale Frage in den Sudetenländern. Der Weg 1 (1929) 9.

³¹ Siehe z. B. K r e b s, Hans / L e h m a n n, Emil: Wir Sudetendeutsche! Berlin 1937, 16, 23. – W a t z l i k, Hans: Unsere Heimat. In: Sudetendeutschtum. Böhmisches-Leipa 1936, 18.

³² Nach L o c h n e r: Sudetendeutschland 1937, 88.

kleiner Schritt zur vollständigen Enthistorisierung des deutsch-tschechischen Gegensatzes: Deutschtum und Tschechentum standen sich nicht mehr als historische Subjekte gegenüber, sondern als biologische Kräfte. Wenn man überhaupt von einem Wandel der historischen Argumentationsweisen zwischen 1918 und 1938 sprechen will, so war es eben dieser Trend, von kultur- und siedlungshistorischen Gesichtspunkten der zwanziger Jahre hin in Richtung geopolitischer und volksbiologischer, rassistischer Vorstellungen bis zur Mitte der dreißiger Jahre.

Wenn vor dem Münchner Abkommen häufiger vom deutsch-tschechischen „Rassenkampf“ in Vergangenheit und Gegenwart die Rede war oder eine Verwandtschaft zwischen Hussitismus und Bolschewismus unterstellt wurde, so waren damit keine wirklich neuen Bewertungsmaßstäbe in die historische Betrachtung eingebracht³³. Neu war höchstens der aggressivere Ton, und der wurde damals in erheblichem Maße von einer politischen Konjunkturlage mitbestimmt, deren Kraftzentrum außerhalb der Sudetenländer lag.

In den historischen Argumenten des sudetendeutschen Volkstumskampfes der zwanziger und dreißiger Jahre wird kein zusammenhängender Geschichtsmythos sichtbar. Auch fehlte den Sudetendeutschen ein vergleichbar schlagfertiges historisch-politisches Instrument, wie es die Tschechen vor dem Ersten Weltkrieg in ihrer Staatsrechtstheorie entwickelt hatten. Dergestalt blieben nur Vorlieben für bestimmte historische Bezugspunkte (z. B. Siedlungs- und Stammesgeschichte) und eine gewisse Konstanz der Interpretationsmuster (tschechischer Angriff und deutsche Verteidigung). Für diesen Mangel lassen sich verschiedene Gründe anführen. Zunächst ist der relativ kurze Zeitraum von 20 Jahren in Rechnung zu stellen, in dem sich eben erst ein gesamtudetendeutsches Geschichtsbild zu formieren begonnen hatte. Dabei ist auch die besondere Qualität der hier ausgebreiteten Belege zu bedenken. Es handelte sich durchwegs um nationalpolitisch zweckgebundene Aussagen mit gezielten historischen Beweisabsichten, diktiert von den aktuellen Erfordernissen des sudetendeutschen Volkstumskampfes und nicht von einem systematischen antiquarischen Interesse oder beschaulicher Geschichtsromantik.

Es gibt aber auch inhaltliche Gründe für die Inkohärenz sudetendeutscher Geschichtsbezüge in der Zwischenkriegszeit. So war der historische Rekurs auf die bodenständigen Wurzeln des Sudetendeutschtums, also auf die Stammes- und Heimatgeschichte, zwangsläufig mit einer Zersplitterung des Geschichtsbildes verbunden. Wurde über diese authentische Plattform argumentativ hinausgegangen, ergaben sich erhebliche Schwierigkeiten für eine sudetendeutsche Ortsbestimmung im Rahmen der allgemeinen deutschen Kultur- und Reichsgeschichte, aber auch, eingeschränkter zwar, innerhalb des Deutschtums in der Habsburgermonarchie. Beide Bezugspunkte, der gesamtdeutsche wie der altösterreichische, waren nicht einfach auf einen Bewertungsnenner zu bringen und widersprachen einander sogar bis zu einem gewissen Grad.

³³ So z. B. bei Jung: Tschechen 1937, 18. – Vergleichbare Einschätzungen hat es aber bereits wesentlich früher gegeben, so etwa bei Perko, Franz: Die politische und wirtschaftliche Lage des Deutschtums in Böhmen. In: Grothe, Hugo: Deutschböhmen. Leipzig 1918, 22.

Als weiteres Hindernis für ein in sich stimmiges sudetendeutsches Geschichtsbild wirkte sich die reaktive Abhängigkeit vom tschechischen nationalen Geschichtsverständnis aus. Diese Fixierung widersprach in merkwürdiger Weise der gleichzeitig vorhandenen Ignoranz und Beziehungslosigkeit dem nationalen Gegner gegenüber. Sie setzte aber nicht nur die historischen Maßstäbe für das eigene Nationalprogramm wie bei der Zitierung von Aussagen tschechischer Politiker aus der Habsburgerzeit, sondern bestimmte auch die Wahl der historischen Bezugspunkte (z. B. Hussitismus) und führte zur Übernahme der Palackýschen Geschichtsteleologie vom deutsch-tschechischen Kampf als Sinn der böhmischen Geschichte. Diese reflexhafte Außenbestimmtheit und der damit verbundene „apologetische Grundansatz“³⁴ waren gleichfalls verantwortlich dafür, daß es im sudetendeutschen Volkstumskampf wohl historische Argumente, aber keine zusammenhängende Geschichtsauffassung gab.

³⁴ Vgl. Lemberg, Eugen: Selbstbeurteilung und Geschichtsbewußtsein der Sudetendeutschen. In: Sudetendeutsches Geschichtsbild in Vergangenheit und Gegenwart. München 1954, 28 f.

SOZIALDEMOKRATISCHE SELBSTAUFGABE DURCH EINHEIT MIT KOMMUNISTEN

Einheitsfrontpolitik des deutschen Exils aus der Tschechoslowakei 1939–1945

Von Jan Foitzik

Vor vierzig Jahren wurde in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands die „Sozialistische Einheitspartei Deutschlands“ (SED) durch Verschmelzung der zonalen Organisationen der Sozialdemokratie und der kommunistischen Partei gebildet. In den zahllosen Festansprachen zur Feier des runden Jahrestages einer der nach SED-Lesart größten Errungenschaften in der deutschen Geschichte suchte man vergeblich nach der bloßen Erwähnung des Beitrags deutscher Mitglieder der kommunistischen und sozialdemokratischen Parteien aus der ČSR, wengleich beispielsweise der amtierende Außenminister der DDR Oskar Fischer oder der Direktor der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED Otto Reinhold auf eine plakative Weise die parteiliche Integration dieser Personengruppe demonstrieren. Der folgende Beitrag versucht, an vernichtete, verschüttete und verdrängte Traditionselemente zu erinnern.

Ausgangsbedingungen

In den Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie stand in der Zwischenkriegszeit die politische Entwicklung im Zeichen heftiger nationalpolitischer Konflikte, sie akzentuierten und überschatteten auch soziale und ökonomische Auseinandersetzungen nachhaltig. Zum anderen unterschied sich die dortige Arbeiterbewegung von der deutschen insbesondere infolge der Nachwirkungen des militanten Austromarxismus. In Ungarn und in der Slowakei kam es nach 1918 zu revolutionären Entladungen, in der Tschechoslowakei und in Jugoslawien geriet die Arbeiterbewegung vorübergehend mehrheitlich in den Sog der Kommunistischen Internationale, in beiden Ländern entstanden kommunistische Massenparteien. Zwar erholte sich die Sozialdemokratie noch in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre von ihren anfänglichen schweren Schläppen, indirekt stark gefördert durch die für die jungen kommunistischen Parteien ruinöse abenteuerliche „linke“ Politik der Komintern, doch hinterließ dieser Prozeß in der ostmitteleuropäischen Sozialdemokratie tief verwurzelte Ressentiments gegen die Kommunisten, die noch in den dreißiger Jahren nicht den geringsten Ansatzpunkt für eine Politik der Einheitsfront erlaubten. Die Sozialdemokratien Ostmitteleuropas zählten in der Zwischenkriegszeit zum „rechten“ Flügel der SAI. Weder die tschechoslowakische Sozialdemokratie noch die „Deutsche Sozialdemokratische Arbeiter-Partei in der Tschechoslowakischen Republik“ (DSAP) bildeten eine Ausnahme. Während die dreißiger Jahre in der (reichs)deutschen Arbei-

terbewegung im Untergrund und im Exil mit zahllosen Einheitsinitiativen auch von sozialdemokratischer Seite erfüllt waren, blieb in dieser Beziehung die tschechoslowakische Arbeiterbewegung ereignislos. Lokale Kooperation zwischen deutschen Sozialdemokraten, längst zum Sammelbecken aller deutschen demokratischen Kräfte in der Arbeiterbewegung geworden, und Kommunisten ist in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre in der ČSR nur vereinzelt feststellbar. Sie war eine unmittelbare Reaktion auf die massive Bedrohung durch Hitler-Deutschland. Mit dem politischen Pragmatismus einher ging ein Niedergang der politischen Theorie und Programmatik sowohl bei den Sozialdemokraten als auch bei den Kommunisten. In der deutschen Sozialdemokratie der ČSR herrschten, durch die außenpolitische Entwicklung überschattet und unterdrückt, seit 1935 Spannungen zwischen sog. Traditionalisten/Loyalisten und der volkssozialistischen Richtung um Wenzel Jaksch, der im Frühjahr 1938 die Parteiführung übernehmen konnte. Diese Richtungskämpfe hatten nicht nur abstrakte Probleme der sozialdemokratischen Theorie und Programmatik zum Gegenstand, sondern beinhalteten auch zwei verschiedene Wege zur Lösung des Problems der deutschen Minderheit in der ČSR: die sog. Traditionalisten/Loyalisten im Rahmen des tschechoslowakischen Staates, Wenzel Jaksch auf der Basis einer Autonomie-Lösung im übergreifenden mitteleuropäischen Rahmen (zwar nicht grundsätzlich den Verbleib in einer föderalen ČSR ausschließend, jedoch gleichzeitig auch für großräumige sozialistische Konzepte offen).

Eine weitere Besonderheit muß in der tschechoslowakischen Arbeiterbewegung beachtet werden: Agierten die Kommunisten seit der Gründung ihrer Partei im Jahr 1921 in einer einheitlichen gesamtstaatlichen Organisation, so entstand nach 1918 eine unabhängige tschechoslowakische und eine deutsche Sozialdemokratie, die erst gegen Ende der zwanziger Jahre zur parlamentarischen Kooperation zusammenfanden.

Rahmenbedingungen

Das Münchener Diktat Deutschlands, Italiens, Frankreichs und Großbritanniens, von den Tschechen als unmittelbare Bedrohung der nationalen Existenz wahrgenommen, zerschlug die Erste Tschechoslowakische Republik und ihre Arbeiterbewegung. Die tschechoslowakische Sozialdemokratie trat im Herbst 1938 aus der SAI aus. Es war kein formaler Akt, sondern ein unmißverständlicher Protest gegen die fehlende Unterstützung durch die britische und vor allem die französische Arbeiterbewegung. Im Exil gewannen linke Exponenten an Einfluß, und bereits in den ersten Jahren fand im nationalpolitischen Interesse eine Annäherung an das sowjetrussische Vorbild statt, Bereitschaft zur Zusammenarbeit und Fusion mit den Kommunisten wurde kundgetan. 1943 hatte sich diese Linie im Exil weitgehend durchgesetzt. Slowakische Sozialdemokraten schritten in diesem Jahre bereits zur organisatorischen Fusion mit den Kommunisten – formal eigenmächtig und ohne jeden Kontakt zum Exil – und vollzogen am 17. September 1944 auf der Basis ihrer Eingliederung in die kommunistische Partei ihren Beschluß. Auf der ersten sozialdemokratischen Konferenz im befreiten Gebiet im April 1945 in Kaschau (Košice) traten sogar die Gemäßigten für die Einheit mit den Kommunisten „um jeden Preis“ ein. Die Sozialdemokratie befand sich längst im Schlepptau der kommunistischen Partei, nicht nur politisch, sondern auch

organisatorisch und teilweise auch schon personell. Nachdem im Exil die Kommunisten Anfang 1944 die Bildung eines Blocks der drei tschechoslowakischen sozialistischen Parteien (Sozialdemokraten, Kommunisten und nationale Sozialisten) erreicht hatten und damit alle wichtigen Vorentscheidungen über das politische System der Nachkriegs-ČSR gefallen waren, hemmte in der befreiten ČSR einzig und allein die KPTsch aus machtpolitischem Kalkül die Zusammenfassung der sozialistischen Parteien der Tschechoslowakei zu einer Einheitspartei.

Durch Einheit ins Abseits

Mit etwa 5000 Sozialdemokraten und 1500 Kommunisten waren etwa 6% bzw. 11% der jeweiligen Parteimitglieder im Exil. Insgesamt befanden sich damit ungefähr zweieinhalb Prozent der in der deutschen Arbeiterbewegung der ČSR organisierten Kräfte während des Krieges außerhalb des Landes. Politisches Zentrum des tschechoslowakischen Exils war London, der Sitz der Exilregierung um den Präsidenten Edvard Beneš. Moskau als Sitz der Exilleitung der KPTsch gewann schon zu Beginn der vierziger Jahre zentrale politische Bedeutung, allerdings befanden sich dort keine deutschen Sozialdemokraten aus der ČSR.

Erste Phase: In Opposition vereint

Im Zeichen der Einheits- und Volksfrontpolitik standen die ersten organisationspolitischen Aktivitäten der deutschen KPTsch-Gruppe in England (sog. Beuer-Gruppe), jäh unterbrochen durch den Abschluß des deutsch-sowjetischen Beistandspakts im August 1939. Die noch kurz zuvor durch Kommunisten gebildete überparteiliche und übernationale Jugendorganisation „Young Czechoslovakia“ wurde zum bloßen Anhängsel der kommunistischen Partei; gegenüber dem tschechoslowakischen Auslandswiderstand um Beneš wurde ein Kollisionskurs eingeschlagen.

Im deutschen sozialdemokratischen Exil brachen 1940 die in den letzten Jahren unterdrückten Differenzen auf, im Oktober 1940 schieden die sog. Loyalisten/Traditionalisten aus der von Jaksch geführten „Treuegemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten“, der Exilorganisation der DSAP, aus. Ungefähr ein Drittel der sozialdemokratischen England-Gruppe konstituierte sich als „Auslandsgruppe der DSAP in der ČSR“, auch „Zinner-Gruppe“ genannt, in bewußter Frontstellung zu der in der „Treuegemeinschaft“ zusammengefaßten Mehrheitsgruppe. Schon auf ihrer ersten Vollversammlung am 5. Oktober 1941 bekannte sich die Zinner-Gruppe auf der Grundlage der Auffassung, daß der Entwicklung der letzten Jahre nicht nationale, sondern ökonomische und soziale Ursachen zugrunde lagen, zum Ziel der Schaffung einer neuen Ordnung unter der Führung der Arbeiterschaft und bekannte, „alle Bestrebungen zur Einigung der Arbeiterschaft zu unterstützen“¹.

Vorläufig bestand jedoch objektiv eine weitgehende Interessenidentität zwischen der Politik der KPTsch und der „Treuegemeinschaft“. Die Forderung von Wenzel Jaksch nach Autonomie und nach Gewährung des Selbstbestimmungsrechts für die

¹ Sozialistische Nachrichten. Organ der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiter-Partei in der Tschechoslowakischen Republik (Auslandsgruppe), London, Nr. 25 vom 15. Oktober 1941.

Deutschen in der ČSR deckte sich mit der ablehnenden Haltung der Kommunisten zum Ziel der Wiederherstellung der ČSR in ihren vormünchener Grenzen. Beuers Bemühungen um die Schaffung einer autonomen sudetendeutschen sozialistisch-demokratischen Exilbewegung war ein erster Erfolg beschieden, als am 28. Juni 1941 in London eine gemeinsame Kundgebung aller deutschen politischen Exilgruppen aus der ČSR stattfinden konnte. Neben den beiden sozialdemokratischen Gruppen um Wenzel Jaksch und Josef Zinner nahmen die Kommunisten und auch die Exilgruppe der deutschen Liberalen aus der ČSR teil².

Nach dem Abschluß der Übereinkunft der tschechoslowakischen Exilregierung mit der UdSSR über Zusammenarbeit im Krieg vom 18. Juli 1941 erfuhr die Politik der KPTsch erneut einen radikalen Richtungswechsel. Die Kommunisten reihten sich in den Auslandswiderstand um Beneš ein und nahmen den Kampf um seine Führung auf. Anfang 1942 wurde die anfänglich weitreichende Selbständigkeit der deutschen Exilgruppe der KPTsch aufgehoben.

Zweite Phase: Proletarische Einheit durch nationale Unterwerfung

Nach der britischen Erklärung über die Unverbindlichkeit des Münchener Abkommens vom 5. August 1942 stand der völkerrechtliche Weg zur Wiederherstellung der ČSR in ihren alten Grenzen offen. Die Diskussion über die Stellung der Deutschen in der ČSR erreichte damit eine neue Dimension. Rudolf Bechyně, ein namhafter und von antideutschem Chauvinismus freier Führer der tschechoslowakischen Sozialdemokratie, nahm nach diesem Datum in einem Grundsatzartikel ausdrücklich gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker der ČSR und insbesondere der Deutschen Stellung, den das Organ der deutschen KPTsch-Mitglieder im britischen Exil umgehend auszugsweise wiedergab. Die Sudetendeutschen, hieß es darin, seien keine Nation, auch kein Bestandteil der deutschen Nation, sondern eine „besondere deutschsprachige Volksgruppe“ mit engen wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Bindungen zur tschechischen Nation³.

Jaksch änderte auch nach diesem Datum seine Haltung nicht. Er bestand weiterhin auf einer rechtlich verbindlichen Autonomie-Garantie der tschechoslowakischen Exilregierung für die Deutschen in der ČSR und setzte auf Spitzenverhandlungen mit Beneš. Schon ein Jahr später denunzierte Gustav Beuer seine Politik als „gegen die tschechoslowakische Regierung gerichtet“⁴, nach einem weiteren Jahr galt Wenzel Jaksch bereits im tschechoslowakischen Lager und bei mit ihm kooperierenden deutschen Gruppen als zu bekämpfender „Hochverräter“ und „Staatsfeind“. Dennoch berichtete Beuer über ergebnislose „monatelange Verhandlungen“ mit Jaksch und seiner Gruppe im Sommer 1942⁵.

Am 12. September 1942 brachte die kommunistische *Einheit* eine „Erklärung der sudetendeutschen antifaschistischen Emigration in Großbritannien“⁶, unterzeichnet am 1. September von Gustav Beuer und Karl Kreibich für die Kommunisten, Josef

² E b e n d a Nr. 14/15 vom 15. Juli 1942.

³ *Einheit*. Sudeten German Anti-fascist Fortnightly, London, Nr. 16 vom 15. August 1942.

⁴ E b e n d a Nr. 19 vom 11. September 1943.

⁵ E b e n d a.

⁶ E b e n d a Nr. 18 vom 12. September 1942.

Zinner und Josef Lenk für die DSAP (Auslandsgruppe) sowie von Alfred P. Peres und Rudolf Popper für die „Deutsch-Demokratische Freiheitspartei in der ČSR“ (DDFP). Als einzige deutsche politische Exilgruppe aus der ČSR nahm die „Treuegemeinschaft“ die Einladung der Kommunisten nicht an. Die Erklärung enthielt ein Bekenntnis zur ČSR „mit allem Nachdruck“, betonte die Einreihung der Deutschen in die tschechoslowakische Anti-Hitler-Front und stellte damit die „nationale“ Einheitsfront her. An spezifischen deutschen Anliegen enthielt sie lediglich die Forderung nach regelmäßiger Rundfunkpropaganda für die deutsche Bevölkerung der ČSR und nach Erweiterung der Vertretung der demokratischen Deutschen in den Körperschaften der tschechoslowakischen Auslandsbewegung. Im gleichen Sinne äußerte sich auch in einer Rede am 31. August 1942 das einzige deutsche Mitglied im tschechoslowakischen Staatsrat Karl Kreibich, der diesem wichtigen Exilgremium allerdings nur in seiner Eigenschaft als Kommunist angehörte⁷. Wie ferner Beuers Rede vom 16. September 1942 zu entnehmen ist, wurde das tschechische Volk als „der grundlegende, entscheidende und führende Faktor des gemeinsamen Kampfes um die Befreiung der Tschechoslowakei von der Naziherrschaft“ anerkannt, doch sprach er sich gleichzeitig auch gegen eine „individuelle Lösung der nationalen Frage“ aus⁸. In dem im Herbst 1942 gebildeten zwölköpfigen „Einheitsausschuß der sudetendeutschen Antifaschisten in Großbritannien“ der KPTsch, der DSAP-Auslandsgruppe und der DDFP⁹ war die Jaksch-Gruppe nicht vertreten. Allein die plakative Benutzung des inzwischen inkriminierten Adjektivs „sudetendeutsch“ indiziert jedoch, daß noch keine vorbehaltlose Unterwerfung unter die tschechische Politik stattgefunden hatte¹⁰. Man hoffte noch, die vielen nur als Gerüchte kursierenden tschechoslowakischen Aussiedlungsspläne korrektiv beeinflussen zu können. Doch die Entwicklung eskalierte; Meinungsunterschiede zwischen dem tschechischen und dem deutschen Lager waren noch durchaus vorhanden. Als zum Beispiel im Herbst 1942 der Exilminister Ripka den Verzicht auf das Selbstbestimmungsrecht der Sudetendeutschen, den „Transfer“ derjenigen Deutschen, „die dem Henleinismus und Nazismus geholfen haben“, nach Deutschland und schließlich die Preisgabe der sudetendeutschen Terminologie forderte und im Gegenzug lediglich versprach, daß das Zusammenleben zwischen Tschechen und Deutschen ausschließlich von den konkreten Verhältnissen der Zukunft abhängen werde, und alle Abmachungen über den „Transfer“, jede Forderung nach Sicherung der Rechte der Deutschen ablehnte, protestierte selbst die kommunistische *Einheit* verhalten und wiederholte die alten Forderungen nach Gewährung von Sendezeiten und nach Propagandamöglichkeiten¹¹. Am 1. Oktober 1942 lud Beuer im Namen des „Einheitsausschusses“ die „Treuegemeinschaft“ erneut zur Teilnahme ein. Zwei Wochen später antwortete Richard Reitzner im Namen der Gruppe, daß keine Möglichkeit zur ständigen Kooperation gegeben sei, solange keine Einigung über ein positives Mindestprogramm und die Vorbereitung einer Lösung der

⁷ E b e n d a Nr. 18 vom 12. September 1942.

⁸ E b e n d a Nr. 19 vom 26. September 1942.

⁹ E b e n d a Nr. 20 vom 10. Oktober 1942.

¹⁰ E b e n d a.

¹¹ E b e n d a Nr. 22 vom 7. November 1942.

sudetendeutschen Frage auf der Grundlage demokratischer Gleichberechtigung vorlägen¹². Die Bemühungen um die Gewinnung der Jaksch-Gruppe wurden von den Kommunisten noch 1943 fortgesetzt. Im Sommer 1943 trat sogar Jaksch an den „Einheitsausschuß“ heran und schlug Verhandlungen über eine Zusammenarbeit vor. Ein vorbereitendes Treffen verlief allerdings ergebnislos, weil Jaksch nicht bereit war, von seiner Forderung nach einer verbindlichen Fixierung der künftigen staatlichen Stellung der Deutschen in der ČSR abzurücken¹³. Doch die Kritik an den Kommunisten war auf sozialdemokratischer Seite auch grundsätzlicher Art: „Der Ruf nach mechanischer Einheit der Arbeiterklasse, ohne gemeinsamen ideellen Inhalt, ohne den Versuch einer Beantwortung der großen Schicksalsfragen der Völker, ohne neue Formulierung ihrer sozialistischen Aufgabe, wäre eine Wiederholung bankrotter Schlagworte aus den Dreißigerjahren. Die Sudeten-Kommunisten machen heute eine Politik des Haschens nach kleinen taktischen Vorteilen in der Emigration, eine Politik gegen die oppositionellen Kräfte der Heimat“, hieß es im Organ der „Treuegemeinschaft“ zur Komintern-Auflösung¹⁴.

Im „Einheitsausschuß“ setzte sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1943 die offizielle tschechische Auffassung durch, daß die Mehrheit der Sudetendeutschen Hitler unterstützt und dafür die Verantwortung zu tragen habe (Beuer), sogar Vansittartsche Positionen, die von einer Gesamtschuld (Zinner) ausgingen, sind auszumachen. Die neue Lesart lautete, daß nur eine sehr kleine Minderheit der Deutschen in der ČSR aktive Antifaschisten seien.

Am 16. und 17. Oktober 1943 fand unter der Teilnahme von 500 Delegierten eine Landeskonzferenz der deutschen Antifaschisten aus der Tschechoslowakei statt. Alle Ansprachen standen im Zeichen des Widerstandes gegen Hitler, unter demselben Motto stand auch „Der Aufruf an das sudetendeutsche Volk“¹⁵. Die Konferenz ging zu Ende mit der Wahl eines fünfzigköpfigen „Sudetendeutschen Ausschusses. Vertretung der demokratischen Deutschen aus der ČSR“, dem neben Vertretern aller „Einheitsausschuß“-Gruppen auch parteipolitisch unabhängige Persönlichkeiten angehörten. Am 28. November 1943 folgte auch in Stockholm eine Konferenz deutscher Antifaschisten aus der ČSR, die ebenfalls einen „Einheitsausschuß“ aus drei Sozialdemokraten und zwei Kommunisten bildete¹⁶.

Die hinter Wenzel Jaksch stehende sozialdemokratische Gruppe wurde nach diesem Datum ausgegrenzt. In einem Grundsatzartikel, „Unsere große Chance“, sprach sich Beuer¹⁷ gegen die Zulassung der sozialdemokratischen Mehrheitsgruppe in der neuen Republik aus. Zuzulassen sei nur die Zinner-Gruppe, die „konsequent den Weg des antifaschistischen Kampfes und der Einheit der antifaschistischen Bewegung gegangen [ist]. Sie wird auf der einen Seite mit der tschechischen Sozialdemokratie, auf der anderen Seite mit den Kommunisten eng zusammenarbeiten. Die deutschen

¹² E b e n d a Nr. 22 vom 7. November 1942.

¹³ Gustav Beuer in: *Einheit* Nr. 19 vom 11. September 1943.

¹⁴ Vgl. Kommunisten ohne Komintern, in: *Sozialdemokrat*, London, Nr. 45/46 vom 15. Juli 1943.

¹⁵ *Einheit* Nr. 22 vom 23. Oktober 1943.

¹⁶ E b e n d a Nr. 3 vom 29. Januar 1944.

¹⁷ E b e n d a Nr. 16 vom 29. Juli 1944.

Kommunisten werden weiterhin Mitglieder der Kommunistischen Partei sein. So wird [. . .] der Neuaufbau der deutschen Arbeiterbewegung [. . .] in unserer Heimat auf das engste mit dem Block der drei tschechoslowakischen Arbeiterparteien und der tschechoslowakischen Nationalen Front verbunden sein.“

Die DSAP (Auslandsgruppe) übernahm auf ihrer Parteikonferenz am 1. Oktober 1944 weitgehend das damalige tschechoslowakische Schema zur Lösung der deutschen Frage in der Nachkriegs-ČSR:

1. Bestrafung aller, die sich gegen die Republik vergangen und die Nazis aktiv unterstützt haben, unter Einschluß der Ausbürgerung und der Vermögenskonfiskation;
2. Garantie der ČSR-Staatsbürgerschaft für aktive deutsche Antifaschisten;
3. für alle anderen Optionsfreiheit für Deutschland oder die ČSR, wobei allerdings tschechoslowakischen Organen die letzte Entscheidung zugestanden wurde¹⁸.

Schon eine Woche später stand tschechischerseits eine neue Lösung dieses Kardinalproblems ins Haus. Die tschechoslowakischen Deutschen seien nazistisch verseucht, ein weiteres Zusammenleben zwischen Deutschen und Tschechen sei unvorstellbar, führte Minister Ripka auf der Konferenz der „Vertretung der demokratischen Deutschen aus der ČSR“ vom 7./8. Oktober 1944 aus. Um diese Frage „ein für alle Mal“ zu lösen, heiße die neue Lösung der tschechoslowakischen Exilregierung: Aussiedlung der Mehrheit und Assimilation der staatsloyalen Deutschen. Beuer bezichtigte auf der Tagung Jaksch des Hochverrates und stimmte dieser „Endlösung“ zu. Auch Zinner legte ein „bedingungsloses Bekenntnis“ des Ausschusses zum Nationalstaat der Tschechen, Slowaken und Karpatho-Ukrainer ab, ferner erklärte er dessen Bereitschaft, gegenüber der Republik seine Pflicht zu erfüllen¹⁹.

Dritte Phase: Einheit durch Selbstaufgabe

Am 1. Oktober 1944 führte Josef Zinner vor Funktionären seiner Gruppe unter Hinweis auf die Fusion der slowakischen Sozialdemokraten mit den Kommunisten aus, daß „die Zusammenarbeit zwischen uns und den kommunistischen Freunden [sich] derart vertieft hat, daß mit der vollkommenen Liquidierung der Spaltung der Arbeiterklasse gerechnet werden kann“²⁰. Mit Beuer beschloß er am 22. November, eine gemeinsame Delegierten-Konferenz beider Gruppen für den 27. und 28. Januar 1945 einzuberufen, um „die politische und ideologische Grundlage der Zusammenarbeit und Aktionseinheit [zu] erweitern und [zu] verstärken“²¹. In einem Grundsatzartikel, „Die Funktion der Sozialdemokratie bei der Einigung der Arbeiterbewegung“, nahm Zinner zu diesem Thema noch vor Konferenzbeginn Stellung: Die Mehrheit der deutschen Arbeiter der ČSR kämpfte auf der Seite der Reaktion, die deutschen Arbeiter [. . .] „haben [. . .] Verrat an ihrer eigenen Klasse begangen“, hieß es dort, und also sei die Vorbedingung zur Einigung der deutschen Arbeiter in der

¹⁸ E b e n d a Nr. 21 vom 7. Oktober 1944.

¹⁹ E b e n d a Nr. 22 vom 21. Oktober 1944.

²⁰ Sozialistische Nachrichten Nr. 19/20 vom 15. Oktober 1944.

²¹ Einheit Nr. 25 vom 2. Dezember 1944.

ČSR die Einheit gegen den Faschismus. Diese Schlußfolgerung verrät den im dialektischen Materialismus ungeübten Sozialdemokraten. Doch Zinner schloß daran eine radikale Kritik an und die eindeutige Ablehnung der Traditionen der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung, die in der Feststellung gipfelte, daß nach 1917 „die Führung der modernen Arbeiterbewegung übergegangen [war] in die Hände der Bolschewiki“. Die deutsche Sozialdemokratie in der ČSR werde daher vor allem mit den Kommunisten in enger Aktionseinheit zusammenarbeiten²². Euphorisch berichteten im Februar die *Sozialistischen Nachrichten* der DSAP-Auslandsgruppe über die Konferenz: Die Hauptreferenten Beuer und Zinner „stellten unter begeisterter Zustimmung der Konferenzteilnehmer fest, daß die Spaltung der deutschen Arbeiterklasse in unserem Sektor überwunden sei. Die Einheit der Arbeiterfront marschiere. Sie zu einer Einheitspartei zu verschmelzen, sei eine heimatische Aufgabe.“²³

Mit der Einsetzung eines gemeinsamen Ausschusses war die Einheit faktisch vollzogen. Offene Fragen, wie sie sich auch beispielsweise aus der Anwesenheit eines hochrangigen Vertreters des Blocks der drei tschechoslowakischen sozialistischen Parteien ergeben, müssen als Fragen nach der fulminanten Taktik der KPTsch im Kampf um die totale Macht zurückgestellt werden.

Bilanz²⁴

Gustav Beuer, der kommunistische Initiator und Organisator der erfolgreichen Einheitskampagne, wählte nach Kriegsende Berlin zur Heimat; sein sozialdemokratischer Partner Josef Zinner blieb im englischen Exil. Nur in wenigen Ausnahmefällen wurde Anhängern der sudetendeutschen Einheitsbewegung nach Kriegsende von der

²² E b e n d a Nr. 27 vom 30. Dezember 1944.

²³ Sozialistische Nachrichten Nr. 3/4 vom 15. Februar 1945. Gesperrt im Original.

²⁴ Weiterführende Literatur: B a c h s t e i n, Martin K.: Wenzel Jaksch und die sudetendeutsche Sozialdemokratie. München 1974. – B e u e r, Gustav: Sudetendeutsche wohin? O. O., o. J. [London 1943]. – D e r s.: Berlin or Prague? London 1944. – Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Hrsg. v. Institut für Zeitgeschichte München und der Research Foundation for Jewish Immigration Inc. New York. Bd. 1. München u. a. 1980. – B r o d, Toman: Beseda s bývalými příslušníky „Mladého Československa“ a komunistické emigrace ve Velké Británii [Diskussion mit den ehemaligen Mitgliedern der „Jungen Tschechoslowakei“ und der kommunistischen Emigration in Großbritannien]. Odboj a revoluce. Zprávy. 4/3, 4 (1966). – B r ü g e l, Johann Wolfgang: Tschechen und Deutsche 1939–1946. München 1964. – D e r s.: Zur Geschichte der Zinner-Gruppe. Hrsg. für die Arbeitsgemeinschaft ehemaliger deutscher Sozialdemokraten aus der Tschechoslowakei von R u d o l f Z i s c h k a. Tann/Niederbayern o. J. – F o i t z i k, Jan: Kadertransfer. Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 31/2 (1983) 308–334. – G r ü n w a l d, Leopold: In der Fremde für die Heimat. München 1982. – K a p l a n, Karel: Das verhängnisvolle Bündnis. Wuppertal 1984. – K r e j č i, Jaroslav (Hrsg.): Sozialdemokratie und Systemwandel. Berlin-Bonn 1978. – K ř e n, Jan: V emigraci [In der Emigration]. Prag 1969. – K u h n, Heinrich: Der Kommunismus in der Tschechoslowakei. Köln 1965.

Fundstellen der zitierten Zeitschriften: Einheit. Sudeten German Anti-fascist Fortnightly, London 1940–1945, beim Collegium Carolinum München; Sozialistische Nachrichten. Organ der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiter-Partei in der Tschechoslowakischen Republik (Auslandsgruppe), London 1940–1945, am Lehrstuhl für politische Wissenschaft und Zeitgeschichte II der Universität Mannheim.

tschechoslowakischen Regierung die Rückkehr in die Heimat erlaubt. Nicht anders erging es ihrer politischen Klientel, den deutschen Sozialdemokraten in der Tschechoslowakei: Innerhalb eines Jahres wurden sie nach Kriegsende des Landes verwiesen. Die Kommunisten gingen in die sowjetisch besetzte Zone Deutschlands, die Sozialdemokraten in die amerikanische Besatzungszone. Der Überstellung ging eine Überprüfung ihres „einheitspolitischen Bewußtseinsstandes“ durch eine Sonderkommission des ZK der KPTsch voraus. Lediglich 1 500 deutsche Sozialdemokraten aus der ČSR, etwa zwei Prozent der Parteimitglieder, wurden von den Kommunisten für reif befunden, der sich noch in der Planungsphase befindlichen SED zur Verfügung gestellt zu werden.

Die tschechoslowakischen Kommunisten standen nicht unter der Zwangssituation eines geteilten Landes, ihre Geschichtsschreibung braucht daher im Unterschied zur SED wenig Rücksicht nehmen auf ihre legitimatorisch-agitatorischen Aspekte. Die Wiederherstellung der Einheit der Arbeiterbewegung hat in ihrem Geschichtsverständnis keinen eigenständigen Stellenwert, sie ist lediglich eine Fußnote wert und wird unmißverständlich als die „Liquidierung der Sozialdemokratie“, d. h. „der traditionellen Stütze der Bourgeoisie in den Reihen der Arbeiterschaft“, interpretiert und abqualifiziert.

Die Einheitsbestrebungen in der deutschen Arbeiterbewegung aus der ČSR im Exil wurden nach diesem Schema zunichte gemacht. Die Vielfalt der taktischen Möglichkeiten entsprach der nicht zuletzt auch infolge der außenpolitischen Imponderabilien und endogenen organisationspolitischen Faktoren äußerst komplexen politischen Struktur des tschechoslowakischen Auslandswiderstands. Diese Komplexität bot gleichzeitig weitreichende organisatorische Handlungsfreiheit derjenigen politischen Kraft, die in einem besonderen Vertrauensverhältnis zu der Großmacht stand, die sich im außenpolitischen Fokus der tschechoslowakischen staatlichen Regeneration nach dem Krieg befand: der Sowjetunion.

Vor diesem Hintergrund kann der Verlauf der sudetendeutschen Einheitsbestrebungen in der Arbeiterbewegung klar periodisiert werden: Mit dem Ausklang der Phase der Einheits- und Volksfrontpolitik der dreißiger Jahre begann im August 1939 eine kurze Phase der Unsicherheit und Widersprüche, die nach dem deutschen Einfall in die Sowjetunion überwunden wurde. In der daran anschließenden Zeitspanne erfolgte die Anerkennung der Führungsrolle der Tschechen und Slowaken im Befreiungskampf zunächst durch die sudetendeutschen Kommunisten, eine landesspezifische Anwendung der Komintern-Politik der „Nationalen Front“. Abgeschlossen wurde diese Phase im Sommer/Winter 1943. Als markanter Punkt ist nicht nur die Auflösung der Komintern im Sommer, sondern auch der Abschluß des sowjetisch-tschechoslowakischen Freundschaftsvertrages im Dezember 1943 zu nennen. In dieser Phase fanden die letzten Verhandlungen mit der sozialdemokratischen Mehrheitsgruppe um Wenzel Jaksch statt. Sie wurden im Sommer 1943 zu einem Zeitpunkt abgebrochen, als die Einheitskräfte bereits auf Gedeih und Verderb der politischen Linie der Kommunisten ausgeliefert waren. Die Preisgabe der nationalen und kulturellen Identität wurde im letzten Zeitabschnitt mit der völligen Preisgabe der politischen Identität der einheitsoffenen deutschen Sozialdemokraten an der Jahreswende 1944/45 abgeschlossen.

Die vielschichtige Komplexität der Prozesse wirft zahlreiche Fragen auf. Zwei seien aus exemplarischen Gründen kurz angeschnitten:

Erstens: Die Politik der DSAP-Auslandsgruppe war sowohl in ihrem nationalen als auch im spezifischen „proletarisch-sozialistischen“ Gehalt mit evidenten immanenten Widersprüchen behaftet. Denn zum einen war die KPTsch-Gruppe um Gustav Beuer ein weisungsgebundener Bestandteil der gesamtschechoslowakischen kommunistischen Partei und keine Organisation der Deutschen aus der ČSR. Zum anderen können im britischen Exil, trotz persönlicher Kontakte, keine Ansätze zur institutionellen Kooperation zwischen deutschen und tschechoslowakischen Sozialdemokraten festgestellt werden, was unter den gegebenen Umständen nähergelegen hätte als die Zusammenarbeit mit tschechoslowakischen Kommunisten. Komplizierte Sachverhalte können oft auf eine sehr einfache Weise gelöst werden, durch den Hinweis auf bestehende Sprachbarrieren beispielsweise.

Zweitens: Die klassische Devise „Spalten und Vernichten“ wurde durch die KPTsch im Exil auch gegenüber anderen konkurrierenden Gruppen stringent angewandt, nicht nur gegenüber Teilen der sudetendeutschen Sozialdemokratie. Auf Initiative der KPTsch wurde schon im Exil das institutionelle Geflecht des politischen Systems der Nachkriegs-ČSR (Einheitsgewerkschaft, Sozialistischer Block, Nationale Front, in einigen Sektoren auch die Einheitspartei) weitgehend geschaffen. Doch wiederum waren es die Kommunisten, die nach Kriegsende aus machttaktischem Kalkül nunmehr die Fortschreibung dieser politischen Praxis hemmten, um sie auf diese Weise zu kontrollieren und zu steuern, und dies damit begründeten, daß das Volk in der Heimat die letzte Entscheidung haben müsse. Mit dem nämlichen zutiefst „demokratischen“ Argument hatte die „bürgerliche“ tschechoslowakische Exilregierung alle Bemühungen der deutschen Sozialdemokraten und Kommunisten aus der ČSR zunichte gemacht.

ZUM ENDE DER TABORITEN UND ZUR KONKRETEN DIALEKTIK DER BÖHMISCHEN REFORMATION

Von Robert Kalivoda

Eine Abhandlung aus dem neuesten größeren Werk von Amedeo Molnár¹ gibt mir besonderen Anlaß, über den eigenartigen dialektischen Prozeß des Überganges der hussitischen Revolution zur Konsolidierungsphase der böhmischen Reformation – vom Taboritentum nach Lipany zur Epoche Georgs von Podiebrad – erneut nachzudenken. In dem Kapitel über den taboritischen Priester und Hauptmann Friedrich von Strážnice geht es nämlich auf fast 90 Seiten nicht nur um einen biographischen Überblick², sondern im Grunde um die Rekonstruktion des Lebensschicksals der führenden Gestalt im Taboritentum nach Lipany. Es handelt sich also um eine ganz eigenständige Arbeit, deren Perspektive und Bedeutung völlig anders sind als die des übrigen Textes: Wir haben es hier mit einem außerordentlichen Beitrag zur Erforschung von Hussitentum und Taboritentum nach Lipany zu tun, der uns die sich herauskristallisierenden Anfänge der Epoche Georgs von Podiebrad wesentlich zu erhellen vermag.

Was die Stellung dieser Studie innerhalb der eigentlichen Molnárschen hussitologischen Forschung anbelangt, so hat Amedeo Molnár, Schüler und Nachfolger von F. M. Bartoš, mit dieser Abhandlung über Friedrich von Strážnice die Auffassung seines Lehrers über das Hussitentum vor und nach Lipany der bislang deutlichsten Kritik unterzogen. Gegenüber der Verdammung als „Verräter“, mit der F. M. Bartoš Friedrich von Strážnice belegt hat, und gegen die Vorstellungen, die mit der inneren Parteinahme Bartošs für die „Unversöhnlichkeit der Waisen“ zusammenhingen, hat Molnár nun eine neue Sehweise für eine tiefere und gerechtere Beurteilung des Sachverhaltes entwickelt.

In Molnárs Rekonstruktion geben die Einzelheiten in ihrer jeweiligen Bedeutung den Ausschlag. Molnár selbst verzichtet allerdings auf weiterführende Schlußfolgerungen, die, wie es uns scheint, sich durchaus aufdrängen. Er selbst – und darin liegt ein großer Vorzug seines Vorgehens – urteilt gegenüber Friedrich sehr bedachtsam. Wenn er ihn vor der heutigen tschechischen Öffentlichkeit endlich von der Schmach eines „Verräters und Krämers“ befreit, vermeidet er andererseits auch jegliche Idealisierung. Er verweist auf die persönliche Begrenztheit, gelegentlich auch auf die Anfechtbarkeit seiner Haltung und beurteilt ihn damit aus einer menschlichen Perspektive, die auch Verständnis dafür aufbringt, daß sich Menschen in einer so stürmischen

¹ Molnár, Amedeo: Na rozhraní věků. Cesty reformace [An der Zeitenwende. Wege der Reformation]. Prag 1985. Vgl. dazu meine Rezension in *BohZ* 28/1 (1987) 173–175.

² Nicht einmal im Kapitel über Stojkovič, denn Stojkovič hatte augenscheinlich keine andere geschichtliche Bedeutung als die, über die Molnár berichtet.

Zeit, wie sie der revolutionäre Hussitenkrieg darstellte, vorsehen mußten, nicht die Herrschaft über Situationen zu verlieren, in welche sie die Umstände hineingetrieben hatten; daß die Werte, die den Menschen als Subjekt ausmachen, durch den Lauf der Dinge in Mitleidenschaft gezogen werden können und daß es zu fatalen Konstellationen führt, wenn Menschen in ihrer individuellen Begrenztheit aneinandergeraten und Ideale mit den menschlichen Realitäten kollidieren. Für diese Perspektive, die den Menschen in seinen beschränkten Möglichkeiten ernst nimmt, besitzt Molnár ein sehr feines Einfühlungsvermögen. Seine Darstellung Friedrichs von Strážnice läuft daher nie Gefahr, in eine die Realität verzeichnende Glorifizierung abzugleiten. Er entledigt sie vielmehr ihrer historischen Entstellung durch ein hartnäckiges ideologisches Vorurteil.

Worum geht es in unserem Fall? Friedrich von Strážnice und Martin Húska sind ohne Zweifel die bedeutendsten mährischen Hussiten, die in Böhmen wirkten. Martin Húska, die einflußreichste Persönlichkeit des durch die Partei Žižkas liquidierten frühen Tabors, personifiziert die „jakobinische“ Anfangsphase, während man Friedrich von Strážnice als die Verkörperung der taboritischen Endphase der hussitischen Revolution nach Lipany betrachten kann. Natürlich endet die hussitische Revolution nicht in diesem Stadium. Ihre endgültige Konsolidierung verwirklicht sich vielmehr mit dem Sieg der Podiebrader Seite³.

Und diese Podiebrader Wendung beginnt sich bereits in der Lipany-Krise und in den taboritischen Aktivitäten nach Lipany abzuzeichnen, wobei nun die geistliche Führung hauptsächlich bei Nikolaus von Pilgram liegt, die politische hingegen bei

³ Dieser Ansicht, die ich eingehend auf einer Konferenz in Podiebrad 1964 dargelegt habe (vgl. Die hussitische Revolution und die Podiebrader Epoche. In: *Cultus pacis*. Prag 1966, 167–178), ist inzwischen insgesamt von der tschechischen Historiographie übernommen worden; vgl. Šmahel, František: *La révolution hussite, un anomalie historique*. Paris 1985, 11. – Nun auch in Petr Čornejs Rezension meiner Arbeit *Husitsví a jeho vyústění v době předbělohorské a pobělohorské* [Der Hussitismus und sein Ausgang in der Epoche vor der Schlacht am Weißen Berg und in der Epoche danach]. *Studia comeniana et historica* 25 (1983) 3–44, veröffentlicht in: *Husitský Tábor* 6/7 (1983/84) 514–516. – Ich bin erfreut, daß Čornej einer Reihe von Ansichten zustimmt, die ich in dieser Studie geäußert habe. Er stimmt zu, obwohl dem Anschein nach, wie er eingesteht, das Gegenteil der Fall sein könnte. Aber natürlich steht jedem das Recht zu, eine solche exponiert persönliche Ansicht zu äußern. Ich erlaube mir aber an dieser Stelle einige Anmerkungen zu dieser Rezension von Čornej, denn sie sind jetzt innerhalb der interdisziplinären Hussitenforschung am Platze. Čornej hat Recht, wenn er sagt, daß ich von meiner eigentlichen Profession her Philosoph bin. Meine Arbeit entsprang dem Bedürfnis nach Interpretation und Würdigung des hussitischen Denkens. Es war dafür allerdings unabdinglich, auf das Feld der Geschichtstheorie und der Revolutionstheorie überzuwechseln, weil sonst nicht einmal ein Standpunkt zum hussitischen Denken hätte formuliert werden können. So entstand meine Arbeit zur Theorie der hussitischen Revolution, mit welcher ich an die Historiker anknüpfen konnte, die sich der Theoriebedürftigkeit dieser Geschichtsarbeit bereits bewußt geworden waren. Es waren Slavík und Konrad. Meine Arbeit erschien im Jahre 1961. Später konnte ich meine Konzeption noch erweitern, vor allem in dem fruchtbaren Dialog mit dem Historiker Ferdinand Seibt. E. Werner irrt daher – vgl.: *Die Hussiten im Lichte einer neuen Synthese*. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (1985) – wenn er behauptet, ich bemühte mich, das bürgerliche Phänomen des Hussitentums mit einem Schwenk zur Seibtschen Konzeption einer Ständerevolution zu retten.

Friedrich von Strážnice. Dies ist ein wichtiger Faktor, denn er ist mitbestimmend für die Podiebrader Epoche bis 1452.

Den Anfang bildet die Krise um Lipany. Die Hussiten, die die katholische Welt zu Verhandlungen zwingen, fühlen sich auf Grund dieser Verhandlungen in einer *qualitativ neuen Situation*. Prokop der Große, der die Prälaten auf dem Basler Konzil zum Abendmahl nach hussitischer Version geladen hat⁴, muß jedoch erkennen, daß die führenden Köpfe des katholischen Europas diese Einladung nicht annehmen und daß auch die hussitischen Böhmen nicht einmal ihren Untertanen den Zugang dazu würden freikämpfen können. Das bedeutet, daß der Revolution aus Böhmen der Weg nach Deutschland und damit auch ins übrige Europa versperrt ist.

Mit der Einigung von Eger und der Verhandlung in Basel wird dann die ursprüngliche Zielrichtung des Revolutionsprozesses zunehmend von der Frage der politischen und ideologischen Auseinandersetzung überlagert. Damit erhält die militärische Konfrontation *objektiv eine zweitrangige Bedeutung*. Das Heer, das bis dahin im Kampf um die Revolution als Interventionsinstrument die Hauptrolle gespielt hat, verliert nun diese Wichtigkeit. Gleichzeitig geraten die Bemühungen, die noch katholisch gebliebenen Landstriche Böhmens und Mährens mit militärischer Macht zum Hussitismus zu bekehren, zu einem krampfhaften Unterfangen. Als pure Gewaltanwendung müssen sie ihr revolutionäres Ethos verlieren. Die Revolution gerät somit zur bloßen Chimäre, sie wird objektiv unrealisierbar.

Wir wissen nicht, was in Prokop wirklich vorging; die gemeinsame Entscheidung zur Belagerung Pilsens war jedenfalls, wie schon Bartoš vor einem halben Jahrhundert richtig bemerkt hat, ein schicksalsträchtiger und verhängnisvoller Fehler, gerade weil es sich dabei um eine zentrale politische Entscheidung handelte⁵. Die veränderte Situation vor der Auseinandersetzung bei Lipany hatten die taboritischen Priester, der Feldhauptmann Prokop und Friedrich von Strážnice, wahrscheinlich erkannt. Prokop allerdings sah – und er sah es richtig – in der Besetzung der Prager Neustadt durch Kräfte der hussitischen rechten Mitte einen schweren Schlag für den hussitischen „linken Utraquismus“, der sich, wie er meinte, nicht mehr mit Beschwichtigungen aus der Welt schaffen ließe. Er setzte sich daraufhin wieder an die Spitze der Truppen und führte sie nach Lipany. Die Schlacht bei Lipany war eigentlich eine Schlacht um Prag zwischen der hussitischen Linken und der Rechten, wobei zu Gunsten der Rechten

⁴ Vgl. das biblische Gleichnis Mt 22, 2 ff. und Lk 14, 16 ff., auf das sich Prokop bei der Verhandlung in Basel stützte. – Vgl. Das Tagebuch des Peter von Saaz in: Pa l a c k ý, František (Hrsg.): *Monumenta conciliorum generalium* s. 15. Teil 1. Wien 1857, 293. – Vgl. dazu auch U r b á n e k, Rudolf: *Lipany a konec polních vojsk [Lipany und das Ende der Feldtruppen]*. Prag 1934, 100, 220; dort auch weitere Verweise.

⁵ B a r t o š, F. M.: *Lipany*. Prag 1934, 36, nennt den Entschluß zur Belagerung Pilsens eine „unselige Entscheidung, die aus Zorn, welcher der schlechteste aller Ratgeber ist, herausgetroffen wurde ... ein Schritt, der für die Bruderschaft nicht hätte unglücklicher ausfallen können: er führte mit der sogenannten eisernen Logik direkt nach Lipany“. – In einer späteren Darstellung läßt Bartoš diese Meinung nur noch zwischen den Zeilen aufscheinen; dieser Schritt nämlich „wäre kaum ohne Einwände erfahrener Kriegerleute unternommen worden, aber es gab wohl keinen besseren Ausweg“. Die Hauptverantwortung verlagert er jetzt auf den späteren „Verräter“ Přibík von Klenovč; vgl. *Husitská revoluce [Hussitische Revolution]*. Bd. 2. Prag 1966, 140.

auch böhmische Katholiken nachdrücklich in den Kampf eingriffen. Den ersten Anlaß zu dieser Schlacht bildete die falsche hussitische Entscheidung zur Belagerung des katholischen Pilsen.

Friedrich von Strážnice sah – und auch er sah es richtig –, daß es nötig war, sich auszugleichen, und zwar ohne Rücksicht auf die schwere Erschütterung, die die Besetzung der Neustadt für die hussitische Linke bedeutete. Von seinen eigenen Leuten vom Schlachtfeld vertrieben, war er doch der einzige taboritische „Sieger“ bei Lipany.

Dieser einzige taboritische „Sieg“ vermochte dann auch Sigismund 1436 zur Legalisierung des taboritischen politischen Systems und seiner Ideologie zu bewegen – zumindest vorläufig. Denn Sigismund legalisierte gerade bei seinem Taktieren die Ergebnisse der hussitischen Revolution. Friedrich von Strážnice wiederum bewies mit seinen Aktivitäten nach Lipany, daß auch im System der sich behauptenden Revolution der taboritische Sektor existieren und fortwirken konnte. Das ist sein wesentliches und entscheidendes geschichtliches Verdienst, welches die Molnársche Rekonstruktion dem heutigen Leser wirklich zu erhellen vermag.

Die Zeit nach Sigismunds Tod, die Jahre 1438–1444, sieht entscheidende Machtveränderungen. Es ist die Zeit der Podiebrader Partei, die sich nun anschickt, die Ergebnisse der Revolution zu konsolidieren, die Zeit, in der sich die letzte historische Chance auftut, der taboritischen Gruppierung einen dauernden und angemessenen Platz innerhalb des hussitischen Gesellschaftssystems nach Lipany zu sichern.

Um dem habsburgischen Schwiegersohn Sigismunds den Zugriff auf die zentrale Macht in den böhmischen Ländern verweigern zu können, werden sich beide hussitischen Parteien, die taboritische sowohl wie die von Ptáček geführte, darüber klar, daß das nachrevolutionäre Böhmen eine Zentralgewalt benötigt, die seine neue Lage und seine hussitische Ausrichtung akzeptiert und repräsentiert. Das jetzt seinen Höhepunkt erreichende hussitische Nationalbewußtsein fordert darum, daß der neue Herrscher nach Blut und Sprache der hussitischen Nation nahestehen müsse. Von neuem kommt der Gedanke an eine polnische Kandidatur für den böhmischen Thron auf, und der Propagator dieses Gedankens ist gerade das taboritische Lager mit seinem neuen Führer Friedrich von Strážnice, der sich als taboritischer Priester mit einer Polin vermählt hat.

Und da sich auch die Partei Ptáček's von Pirkstein, der ersten richtungweisenden Gestalt der Podiebrader Seite, aus Abneigung gegen den Habsburger Albrecht der polnischen Orientierung zuwendet, kommt es für eine bestimmte Zeit zur Vereinigung der Kräfte, die noch bei Lipany gegeneinander gekämpft hatten⁶. Dieser Sachverhalt ist ungeheuer wichtig, denn er schafft die historische Chance, über die wir uns schon oben geäußert haben. Es entsteht nämlich jetzt die Möglichkeit einer dauernden Hegemonie der hussitischen Mehrheit in Böhmen, die es auch der katholischen Min-

⁶ Es ist eine unter den vielen Paradoxien der Geschichte, daß diese Verbindung gerade in dem Moment entsteht, da Sigismund durch die brutale Hinrichtung des Roháč von Duba und seiner Soldaten aus der Burg Sion selbst schon deutlich macht, wohin sein Manövrieren zielt. Aus diesem letzten Akt, der dann auch die „Unversöhnlichkeit der Waisen“ endgültig begraben sollte, entsteht so das Bündnis der beiden eigentlichen hussitischen Lager, welche bei Lipany noch Gegner gewesen waren und nun Sigismund „nach Art der Waisen“ aus den böhmischen Ländern vertreiben.

derheit erleichtert hätte, sich vom restaurativen Programm Roms freizumachen und sich an das Zusammenleben mit dem siegreichen Hussitentum zu gewöhnen. Der böhmischen Gesellschaft hätte sie zudem erlaubt, aus den Werten zu schöpfen, welche die authentische taboritische Reformation geschaffen hat. Denn das Taboritentum, das nach der Liquidation der taboritischen Reformation zwar in seiner späteren Brüdervariante fortlebt, verschwindet doch in seiner authentischen Gestalt. Und die reelle Möglichkeit, in seiner authentischen Gestalt vielleicht fortzuleben, eröffnet sich einzig in diesem historischen Augenblick.

Es geht selbstverständlich nicht nur um die polnische Thronkandidatur, sondern um die politische Vereinigung der hussitischen Kräfte, die sich in diesem Moment anbietet und die, wenn sie Bestand gehabt hätte, dem weiteren Lauf der Dinge ein anderes Gesicht gegeben hätte.

In dem Augenblick allerdings, als die Prodiebrader Seite erkennen muß, daß die polnische Kandidatur unrealistisch und auch für das hussitische Böhmen unnötig ist, und man sich nach einem böhmischen und hussitischen Herrscher umzusehen beginnt⁷, kommt es erneut zur Entzweigung.

Während sich die Ptáček-Partei der realistischen Strategie zuwendet, sich im Böhmen des Ladislaus Posthumus den entscheidenden gesellschaftlichen Einfluß zu sichern, verharren die Taboriten mit Friedrich von Strážnice an der Spitze bei ihrer illusionären polnischen Orientierung⁸. Das kürzlich geschlossene Bündnis zerbricht, die hussitischen Parteien entfremden sich wieder und treten in eine Auseinandersetzung, aus der Tabor nur als der Verlierer hervorgehen kann, da seine politische Orientierung genauso strategisch falsch ist wie einst die Belagerung von Pilsen⁹.

⁷ Die anfängliche Vorstellung von einer „böhmischen Lösung“ hat zwei Phasen: die Vision einer „Böhmisierung“ Albrechts von Bayern, den alle drei Parteien wählen, die Katholiken genauso wie die Ptáček-Partei und die Taboriten (jede natürlich mit einer anderen Motivation), und dann die „Böhmisierung“ des Kindes Ladislaus Posthumus, das nun nach der Ablehnung von Seiten Albrechts von Bayern als der einzige wirkliche Kandidat verblieben ist. Später kann dann Georg von Podiebrad den Weg einschlagen, der aus der Idee einer böhmischen Lösung die dritte und höchste Form dieser „Böhmisierung“ eröffnete: die Erhebung eines einheimischen böhmischen hussitischen Herrschers.

⁸ Von polnischer Seite ist die gründlichste und überzeugendste Arbeit die von Heck, R.: *Tabor a kandydatura jagiellońska v Czechach [Tabor und die jagiellonische Kandidatur in Böhmen]* (1438–1444). Breslau 1964. Auch aus dieser polnischen Arbeit geht hervor, daß nach der Eröffnung der Friedensverhandlungen zwischen Polen und den Habsburgern, also nach dem Tode Albrechts von Habsburg, als sich das polnische Interesse eindeutig auf Ungarn verlagerte, und nach der Unterdrückung einer prohussitischen Richtung in Polen selbst, die polnische Kandidatur für ein hussitisches Böhmen zu einer Illusion wurde. Heck erteilt beiläufig – ohne es eigentlich anzustreben – der Ptáček-Partei ein volles Absolutorium dafür, daß an der Jahreswende 1439–1440 ein neuer Kurs eingeschlagen wurde und man sich von der Orientierung nach Polen abwandte. Heck bemerkt auch das heikle Problem Schlesiens, das möglicherweise einer der Gründe für die endgültige Entzweigung zwischen der taboritischen und der Ptáček-Podiebrad-Seite gewesen ist.

⁹ Eine Rolle spielten dabei auch noch andere Umstände: die feudalen Rivalitäten im hussitischen Ostböhmen, wo Friedrich von Strážnice mit seinem Besitz Kolin in einer von Ptáček beherrschten Region völlig isoliert dand, nachdem es den Taboriten nicht gelungen war, die ehemaligen ostböhmischen Waisen-Städte auf ihre Seite zu ziehen. Dieser Umstand wog natürlich am schwersten. – Nach dem Tode Prokops besaß Tabor keinen bürgerlichen Strategen mehr und auch keinen Politiker mehr von seinem Format. Šimon Kovář kam aus dem

Der „Sieger von Lipany“, Friedrich von Strážnice, führt Tabor politisch in eine Sackgasse und verspielt damit die historische Chance. Trotz aller Nachgiebigkeit, mit der er sich Sigismund angedient hat, vermag er doch nicht, die Bedingungen für ein dauerndes Zusammenleben beider hussitischen Flügel zu schaffen. Im Gegenteil, seine taktische Biegsamkeit führt ihn am Ende sogar noch ins Lager der restaurativen Kräfte, die sich der Podiebrader Hegemonie widersetzen.

Das ist der Hauptgrund, warum die geistige Konfrontation zwischen Tabor und dem von Rokycana repräsentierten Utraquismus mit dem Untergang der taboritischen Reformation enden muß. Der politische Faktor ist entscheidend. Das wird auch durch das völlige Versagen Peter Paynes in der Endphase unterstrichen. Auch wenn diese große Persönlichkeit, die vor dem Basler Konzil noch die geschichtliche Notwendigkeit der wyclifitisch-taboritischen Reformation verteidigt hat, gerade dieser geschichtlichen Notwendigkeit schließlich wieder ihre Bedeutung abspricht, kommt ihr dennoch kein eigentlicher Einfluß auf den endgültigen Untergang der taboritischen Reformation und ihrer hauptsächlichen Repräsentanten zu.

Diese allein symbolisieren durch ihren Abgang aus der Geschichte die Größe des taboritischen Gedankens und verkörpern das taboritische Widerstandsprinzip. Dieses geistige Prinzip kehrt nach mehr als hundert Jahren ins hussitische Böhmen zurück, und zwar in seiner klassischen kalvinistischen Ausprägung, um in der dramatischen Endphase der böhmischen Reformation den alten hussitisch-taboritischen Gedanken wieder aufzunehmen. Dieser Umweg, auf dem Tabor in das Böhmen des Weißen Berges einmündet, ist natürlich kein Ersatz für den direkten Weg.

Zu dieser kleinen Erörterung hat uns Molnárs Friedrich von Strážnice angeregt und uns damit vielleicht die Inspiration für eine weitere Etappe in der modernen Aufarbeitung der Taboritengeschichte vermittelt¹⁰.

Übersetzt von Werner Jakobsmeier

Nebel der Geschichte, um auch dorthin wieder zu verschwinden, und der Prager Jan Velvar schlug sich nicht auf die Seite der Taboriten, nachdem man ihn aus Prag vertrieben hatte. Als Adliger unter den Taboriten-Waisen wählte Roháč von Duba den irrealen Weg der „Unverschämlichkeit der Waisen“, und der degenerierende taboritische Krieger Kolda von Zampach, von dem sich Tabor nicht distanzieren konnte, machte schließlich die Kluft zwischen Tabor und der Ptáček-Podiebrad-Partei unüberbrückbar.

¹⁰ Erst nachdem ich diese Erörterung zum Druck gegeben hatte, gelangte das neue Husitský Tábor 8 (1985) in meine Hände. Es enthält einen umfang- und faktenreichen Aufsatz von P. Čornej: *Lipany ve světle pramenů* [Lipany im Lichte der Quellen], den ich bei meiner Darstellung der Lipany-Krise nicht mehr miteinbeziehen konnte. Dieser Aufsatz eröffnet in einigen Aspekten einen neuen Gesichtspunkt für das Problem Lipany. Wenn er auch die weiteren Zusammenhänge der Schlacht bei Lipany nur flüchtig berührt, bedeutet er doch einen Fortschritt für unsere Historiographie. Eine spürbare Unzulänglichkeit dieses Aufsatzes ist allerdings, daß er die Annahme der „ersten Kompaktaten“ als einen Faktor für die Lipany-Krise einfach übergeht. In gewisser Hinsicht aber berührt sich die Darstellung P. Čornejs mit meiner Erörterung.

IUSTITIA UND DER § 19

Von Lothar Höbelt

Mit Gerald Stourzh hat sich ein Autor darangemacht, das für die altösterreichischen Sprachenkämpfe zentrale Postulat der Gleichberechtigung der Nationalitäten auf seinen juristischen Gehalt hin abzuklopfen, der dafür sowohl Neigung als auch Kompetenz mitbringt. Es handelt sich bei seinem nunmehr als eigener Band¹ erschienenen Beitrag zur „Geschichte der Habsburgermonarchie von 1848 bis 1918“ nicht um eine Zusammenfassung der politisch-legislativen oder behördlich-administrativen Schritte zur Lösung der Sprachenfrage, sondern um das Schicksal des Grundsatzes der Gleichberechtigung der Nationalitäten, wie er im § 19 der Dezemberverfassung von 1867 niedergelegt worden war, im Rahmen der Judikatur des Reichsgerichts bzw. des Verwaltungsgerichtshofes auf Grund bisher unveröffentlichten Materials aus Wiener und Prager Archiven. (Eine Gleichberechtigungsklausel war schon 1848 formuliert worden, jedoch zur Zeit des Neoabsolutismus nicht in Geltung; auch als einzig authentische Fassung des Reichsgesetzblattes galt damals nur die deutsche). Dem unverletzlichen Recht jedes Volksstammes auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache (Abs. 1) und der staatlichen Anerkennung der Gleichberechtigung aller *landesüblichen* Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben (Abs. 2) wurde 1867 im Staatsgrundgesetz – auf Drängen insbesondere der Deutschböhmen – noch ein dritter Punkt hinzugefügt, das sogenannte „Sprachenzwangsverbot“ (Abs. 3), das die obligatorische Erlernung einer zweiten Landessprache in den öffentlichen Schulen hintanzuhalten bestimmt war. (Ein derartiges „Sprachenzwangsgesetz“ war nämlich 1864 in Böhmen vom Landtag verabschiedet und 1866 vom Kaiser sanktioniert worden.) Die Verankerung der deutschen Staatssprache strebten die Deutschliberalen erst ab 1880 an, als sie im Reichsrat bereits in die Minderheit geraten waren!

Kennzeichnend für die altösterreichische Situation war die „Kargheit reichseinheitlicher Normen“ (S. 59) selbst in einem pro forma zentralistisch regierten Staat, der eine Vielzahl uneinheitlicher Regeln für einzelne Länder und Ländergruppen gegenüberstand; die Verordnungen zentraler Behörden wurden dabei nach der Badeni-Krise zunehmend durch Landesgesetze abgelöst. Eine zentrale Frage bestand von Anfang an darin, wieweit die grundsätzlichen Bestimmungen des § 19 ohne konkrete, gesetzliche Durchführungsbestimmungen einer oberstgerichtlichen Entscheidung überhaupt

¹ Stourzh, Gerald: Die Gleichberechtigung der Nationalitäten in der Verfassung und Verwaltung Österreichs 1848–1918. Wien 1985, 355 S.; bis auf den Quellenanhang auch erschienen als „Die Gleichberechtigung der Volksstämme als Verfassungsprinzip“ in: Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Hrsg. von Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Band 3: Die Völker des Reiches. Wien 1980, S. 975–1206.

fähig waren? Nachdem sich das Reichsgericht zunächst mehrheitlich auf eine ziemlich weitreichende Spruchpraxis festgelegt hatte, sah es sich nicht in der Lage, diese grundsätzliche Entscheidung später nochmals rückgängig zu machen – so sehr seinen Mitgliedern ein Rückzug aus einem Terrain, das sich zum politischen Minenfeld entwickelt hatte, auch gelegen gekommen wäre. Anton Freiherr von Hye, ein alter Achtundvierziger, der als Referent maßgeblich an dieser Entwicklung beteiligt war, ließ so z. B. ein Jahrzehnt später ausdrücklich seine Reue darüber zu Protokoll nehmen, eine Reihe von Präzedenzfällen ins Leben gerufen zu haben, die kein Zurück mehr erlaubten (S. 73). Die weitherzige Definition der landesüblichen Sprachen (1877 am Beispiel dreier kleiner tschechischer Gemeinden im nordöstlichsten Zipfel Niederösterreichs erstmals abgehandelt und später an Fällen wie der deutschen Minderheit in Kuttenberg oder der tschechischen in Reichenberg exemplifiziert) mochte zuweilen administrative Schwierigkeiten hervorrufen, andererseits wurde das Tschechische in Wien – trotz der zahlenmäßig sehr bedeutsamen Minderheit – nicht als landesübliche Sprache anerkannt, „denn hierzu würde eine historische Entwicklung gehören, welche sich durch eine besondere Art der bleibenden Ansiedlung und durch ein Verwachsensein mit dem Leben der Gesamtbevölkerung geltend macht“ (S. 82) – ein Urteil, dem sich schweren Herzens auch die tschechischen Reichsgerichtsmitglieder v. Randa und Žacek anschlossen.

In der Frage der „ein- oder zweisprachigen Gleichberechtigung“ nahm der Verwaltungsgerichtshof die erstere Position ein (auch wenn er im übrigen minderheitenfreundlich entschied), das Reichsgericht die letztere, indem es Deutsch und Tschechisch im *gesamten* Kronland Böhmen für landesübliche Sprachen erklärte. Zu einer gesetzlichen Regelung der Sprachenfrage bei den autonomen Behörden kam es nur in Mähren und Galizien. Bei Gericht galten die josephinischen Bestimmungen, präzisiert nach dem Muster der „Westgalizischen Gerichtsordnung von 1796“ (paradoxiere Weise also eines Landes, das gar nicht mehr zur Monarchie zählte). Die „*bei Gericht übliche*“ Sprache war demnach restriktiver geregelt als die „landesüblichen Sprachen“; allerdings waren in Fällen, wo Parteien dieser Sprache nicht mächtig waren, Ausnahmen zulässig. (Deutsch als innere Dienstsprache galt andererseits im gesamten Reich als gerichtsüblich!) Die Taaffe-Stremayrschen Verordnungen von 1880 statuierten die Geltung des Tschechischen als „äußere Dienstsprache“ bei allen böhmischen Gerichten. Auch die Referentenanträge und die Entwürfe der Erledigungen (von den Deutschen schon dem Bereich der „inneren Dienstsprache“ zugeordnet) durften laut Erlaß des Justizministers Pražák von 1886 auf Tschechisch verfaßt werden. Dasselbe verwaltungstechnische Argument, das zumeist für die einheitliche innere Dienstsprache ins Treffen geführt wurde, wirkte sich diesmal zugunsten der Gegenseite aus, galt es doch, die Zahl der benötigten Übersetzungen zu reduzieren. Durch die Zivilprozeßordnung von 1895, die das bisher auf Strafprozesse beschränkte mündliche Verfahren einführte, wurde die Bedeutung aller derartigen Regelungen noch verstärkt.

Den Sprachenkonflikt in der Schule dominierte auf der unteren Ebene die Frage der Minoritätsschulen: Nach analoger Auslegung des Reichsvolksschulgesetzes mußten im fünfjährigen Durchschnitt mindestens vierzig Kinder eine Schule benötigen. Im mittleren und höheren Schulwesen ging es vornehmlich um die Auslegung des § 19, Abs. 3, der den Unterricht in einer zweiten Landessprache als Pflichtfach verbot.

Utraquistische Schulen konnten demnach – strenggenommen – nur vom Einverständnis der Eltern getragen werden, da jede Beschwerde sie zu Fall gebracht hätte. Das „Damoklesschwert des Art. 19“ (S. 180) schwebte über diesen Schulen insbesondere seit dem Jahre 1908 infolge einer dementsprechend rigorosen Erkenntnis des Verwaltungsgerichtshofes. Die Bestimmungen des Art. 19 konnten allerdings durch den Kunstgriff von Wahlpflichtfächern (relativ obligate Gegenstände) umgangen werden, in Mähren ab 1895 auch durch ein (wenn auch rechtlich umstrittenes) Landesreal-schulgesetz.

Untrennbar verbunden mit dem Problem der nationalen Gleichberechtigung war auch die Frage der nationalen Zugehörigkeit. Abs. 1 von § 19 hatte die Volksstämme wohl zum Träger des Rechts auf „Wahrung und Pflege ihrer Nationalität und Sprache“ gemacht, ihnen jedoch keine eigene Rechtspersönlichkeit eingeräumt. Insbesondere alle Versuche, die Forderung nach nationaler Autonomie in den verschiedensten Bereichen in die Praxis umzusetzen, waren mit dem Problem konfrontiert, wer als Mitglied eines Volksstammes (einer Nationalität) zu betrachten sei bzw. worin diese Zugehörigkeit zum Ausdruck käme. Eine Form der nationalen Autonomie erlangte erstmals 1873 für die böhmischen Ortsschulräte Gesetzeskraft, während ihre im „Böhmischen Ausgleich“ von 1890 geplante Verwirklichung auf höherer Ebene bekanntlich nur teilweise zur Durchführung gelangte; in Mähren und in der Bukowina in modifizierter Form verwirklicht, war 1914 auch ein Komplex ähnlicher Regelungen für Galizien bereits verabschiedet worden, bevor der Kriegsausbruch sie illusorisch machte. (Nirgendwo ging man überdies so weit, das Prinzip der nationalen Autonomie auch auf fiskalisches Gebiet auszudehnen und z. B. nationale Lastenverbände als Träger des Schulaufwands zu schaffen.)

Nicht zuletzt mangels eindeutiger anderer Kriterien folgte die Spruchpraxis des Verwaltungsgerichtshofes in Fragen der nationalen Zugehörigkeit einem nur wenigen Einschränkungen unterworfenen Bekenntnisprinzip. Erst die im Zuge des Mährischen Ausgleichs 1905 verabschiedete „Lex Perek“, die den „nationalen Besitzstand“ der Tschechen auf dem Schulsektor gegen den deutschen „Kinderfang“ (sprich: das Bestreben tschechischer Eltern, ihre Kinder zwecks besserer Aufstiegschancen in deutsche Schulen zu schicken) abzusichern bestrebt war, leitete hier eine Umkehr ein und führte zu einer Einschränkung des Elternrechts – und damit implizit auch des Bekenntnisprinzips in nationalen Fragen. Auch bei der Erstellung des nationalen Wählerkatasters im Gefolge des Mährischen Ausgleich waren nunmehr neben dem subjektiven Bekenntnis zunehmend auch objektive Faktoren maßgebend. Unmittelbare Folge dieses Umschwungs war eine Fülle von Beschwerden, die der Zielsetzung des nationalen Ausgleichs Hohn zu sprechen schienen. Die zumeist positiven Würdigungen der Bestimmungen des Mährischen Ausgleichs erfahren hierdurch eine Ergänzung durch eine skeptische Note; offen bleiben muß freilich die Frage, inwieweit es sich um Übergangsschwierigkeiten handelte, die bei längerer Geltungsdauer nach Behandlung einer Reihe von Präzedenzfällen weniger stark ins Gewicht gefallen wären.

Damit soll abschließend auch das für den Historiker stets präzente Problem der Wertungen gestreift werden: Stourzh als nach „objektiven Kriterien“ deutscher Autor ist ehrlich bemüht, auch nur den Anschein einer Parteilichkeit zugunsten der deutschen Seite zu vermeiden, und erwähnt z. B. des öfteren die Parteigebundenheit auch

juristischer fundierter Stellungnahmen. Um so stärker tritt für den Beobachter das Dilemma jeder prinzipiellen Kritik der altösterreichischen Sprachenpraxis hervor. Hilft doch gerade die juristische Sichtweise, in dem oft eindimensional gesehenen Emanzipationsstreben der nichtdeutschen Völker der Habsburgermonarchie eine Entwicklung zu erkennen, die eben keiner einheitlichen, rechtspolitischen Linie folgte. Wo positiv beurteilte Prinzipien mit negativ empfundenen Folgen zusammenfallen (oder umgekehrt), muß auch jedes historische Werturteil ambivalent ausfallen und sich seiner Begrenztheit bewußt sein. So stand dem Schutz der Minderheiten vor Assimilationstendenzen (wie ihn der Abs. 3 des § 19 verkörperte) das Manko der fehlenden zweisprachig erzogenen Trägerschicht von Verständigungsversuchen gegenüber, oder aber es wurde die vom Autor kritisierten Praxis des „Kinderfanges“ durch die ebenso skeptisch beurteilte Einführung von behördlich feststellbaren „objektiven“ Kriterien der Nationalitätenfeststellung zu steuern versucht. Man mag daran auch die Überlegung knüpfen, ob es gerade im liberalen Verständnis nicht eine Überforderung von Legislative wie Rechtsprechung darstellt, fundamentale politische Konflikte „lösen“ zu wollen, anstatt sich darauf zu beschränken, eine geregelte Konfliktaustragung zu gewährleisten.

Einer der Hofräte des Verwaltungsgerichtshofes klagte 1914, der Weg zur Lösung der Sprachenkonflikte „durch möglichste Isolierung, Trennung der Volksstämme . . . müsse allmählich zur Entfremdung der Volksstämme untereinander und, was noch schlimmer ist, gegenüber dem einheitlichen Staatsgedanken führen“ (S. 245). Es war für den Gesamtstaat zweifellos problematisch, wenn sich die Volksstämme auf seine Kosten einigten. (Ein weiterer großer Schritt in dieser Richtung, im Austausch gegen die Legalisierung der inneren tschechischen Amtssprache die nationale Abgrenzung und de facto-Autonomie Deutschböhmens durchzusetzen, lag vor 1914 ja in der Luft). Diese Entwicklung bot der Großmacht Österreich-Ungarn aber auch eine Chance, sich freizuspielen von der ständig wiederkehrenden Blockierung durch das national motivierte „*Fiat iustitia, perat mundus*“.

ZEITGENÖSSISCHE KRITIK AM MÄHRISCHEN AUSGLEICH

Von *Johann Wolfgang Brügge* †

Der Mährische Ausgleich des Jahres 1905¹ wurde sowohl von den Zeitgenossen als auch von der späteren Kritik fast einhellig als eine Oase in der Wüste der an unlösbar scheinenden Nationalitätenproblemen reichen Politik des alten Österreich eingeschätzt. Die in Mähren getroffene Lösung der Beziehungen zwischen den das Land bewohnenden Nationen erwies sich sogar als Exportware: das mährische Muster wurde 1910 von der Bukowina übernommen². Gemessen an der Trostlosigkeit der nationalen Gegensätze in Böhmen, die auch nicht einmal einen Versuch zur Übernahme des mährischen Vorbilds zuließ — der ohnehin ganz undemokratische Landtag Böhmens war durch deutsche Obstruktion stillgelegt, wurde 1913 durch ein Oktroi auseinandergejagt und durch eine noch undemokratischere Landesverwaltungskommission ersetzt —, war das, was in Mähren erreicht worden war, zweifellos ein Positivum, das zumindest eine gewisse Linderung der Gegensätze brachte. Man darf jedoch nicht die Augen vor der Tatsache verschließen, daß eine positive Bewertung nur im Vergleich ihre Berechtigung hat.

Es handelte sich nämlich gar nicht um einen Versuch zur Beilegung der Konflikte zwischen der tschechischen Mehrheit und der deutschen Minderheit in Mähren, deren leichte Entschärfung nur ein Nebenprodukt des Ausgleichs war. Was damals beschlossen wurde, war ein (im Endeffekt geglückter) Versuch, das Eindringen des damals im Vordergrund der Erwägungen stehenden allgemeinen Wahlrechts in die Landesebene zu verhindern. Für den österreichischen Reichsrat wurde dieses Prinzip 1905 angenommen und fand bei den Wahlen 1907 zum erstenmal Anwendung. In Mähren gelang es einer Koalition der daran Interessierten aus allen Lagern — des Grundbesitzes mit den deutschen und tschechischen Rechtsparteien —, das Übergreifen solcher gefährlicher Grundsätze auf das Land Mähren eben durch den Ausgleich zu verhüten, und dieser Ausgleich konnte nur zustandekommen, nachdem die 675 492 Deutschen gegenüber den 1 727 270 Tschechen (Zahlen nach der Volkszählung von 1900³) auf ihre bisherige Landtagsmehrheit verzichtet hatten. Nichtsdestoweniger blieb ihnen mit einem garantierten Mandatsstand von 40% immer noch weit mehr, als ihnen zahlenmäßig zustand, so daß sie bei einigem Auftreten ein Veto gegen Reformbeschlüsse hatten, für deren Annahme eine qualifizierte

¹ Gesetz vom 27. November 1905. Mährisches Landesgesetzblatt Nr. 1/1906.

² Braunias, Karl: Die Fortentwicklung des altösterreichischen Nationalitätenrechts nach dem Kriege. Wien 1938, 16.

³ Bauer, Otto: Nationale und soziale Probleme des Deutschtums in Mähren. Brünn 1909, 14.

Mehrheit erforderlich war. Nur am Rande sei vermerkt, daß auch nach dem Ausgleich von 1905 dem Landtag jede ersprießliche Tätigkeit im Interesse der Bevölkerung durch die Umstände verwehrt war, so daß die Sistierung seiner Tätigkeit nach Kriegsausbruch 1914 kaum bemerkt wurde, ebensowenig wie die Abschaffung des Landtags durch die neuen Machthaber am 28. Oktober 1918. Die einzige positive Reform, die der Ausgleich mit sich brachte, die mit der Teilung des Landtags in nationale Kurien einhergehende Schaffung eines nationalen Katasters, hatte den Schönheitsfehler, daß die Einreihung in die Kataster nicht eine Sache individueller Entscheidung war, sondern von obrigkeitlicher Willkür bestimmt wurde. Wie Dr. Ludwig Czech als Sprecher der deutschmährischen Sozialdemokraten auf der ersten gemeinsamen Konferenz der deutschen Sozialdemokraten der Sudetenländer im September 1917 in Brünn berichtete⁴, mußten sich die deutschen Landtagskandidaten aller Parteien in Mährisch-Ostrau, wenn sie zu ihren Wählern in dem deutschen Kataster sprechen wollten, der tschechischen und der polnischen Sprache bedienen.

Unter den wenigen Dokumenten, die aus Ludwig Czechs umfangreichem Archiv gerettet werden konnten, befindet sich das wahrscheinlich einzige noch existierende Exemplar einer gedruckten Denkschrift, die die deutschen Sozialdemokraten Mährens zur Frage einer Landtagsreform dem damaligen österreichischen Innenminister vorgelegt haben. Das genaue Datum der Unterbreitung dieses Memorandums, das im folgenden in vollem Wortlaut wiedergegeben sei, läßt sich nicht mehr feststellen, doch deutet sein Inhalt darauf hin, daß es aus dem Jahre 1915, spätestens 1916, stammt. Das in der damals für Petitionen vorgeschriebenen Form abgefaßte Schriftstück lautete:

Denkschrift

an Seine Durchlaucht den Prinzen Hohenlohe, k. k. Minister des Innern.

Eure Durchlaucht!

Im Auftrage der Landesparteileitung der deutschen Sozialdemokraten Mährens unterbreiten die Gefertigten folgende Denkschrift:

Das Ende des Krieges und damit die Notwendigkeit der Neugestaltung der politischen Verhältnisse in Österreich scheint wohl noch in die Ferne gerückt zu sein, aber je länger der Krieg dauert, desto gebieterischer fordern die furchtbaren Opfer des Krieges eine politische, nationale und wirtschaftliche Neuordnung, die schon jetzt vorzubereiten wäre. Nie könnten die Wunden, die der Krieg dem Staat und dem Volke schlägt, geheilt werden, wenn das alte politische und nationale Elend wieder dort ansetzen würde, wo es vor dem Kriege stand, nie könnte an eine Gesundung unserer politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zustände gedacht, wenn nicht die Kriegslehren berücksichtigt und weitgehendste demokratische und soziale Reformen durchgeführt werden würden.

Alle Schichten der Bevölkerung hat der Krieg in irgend einer Form getroffen, am schwersten hat er aber die Unbemittelten, die Arbeiterklasse heimgesucht. Das besitzende Bürgertum und die Agrarier haben durch den Krieg profitiert, vielfach sogar ungemessene Gewinne eingeheimst. Die Arbeiterklasse dagegen hat dem Krieg *nur* Opfer gebracht, nicht nur Blutopfer sonder Zahl, auf ihr lastete auch die furchtbare Last der Teuerung und des Mangels in erster Linie. Sie hat alle Leiden, Entbehrungen und Opfer mit bewunderns-

⁴ Brügel, J. W.: *Tschechen und Deutsche 1918—1938*. München 1967, 20.

wertiger Fassung und Geduld getragen. Das darf nach dem Kriege nicht vergessen werden, denn ohne diese Opferwilligkeit und Selbstlosigkeit an der Front und im Hinterlande hätte die Kraft des Staates im Kriege erlahmen müssen. Die Arbeiterklasse erwartet daher, daß nach dem Kriege alles getan werden wird, um die geschwächte Volkskraft zu heben und daß jene politische Rechtlosigkeit beseitigt wird, die sie in vielen politischen Vertretungskörpern bisher zu Staatsbürgern zweiter Klasse erniedrigte. Was die Arbeiterklasse im Kriege getan und geopfert hat, muß seinen Dank finden in der Abkehr von der bisherigen unfruchtbaren und verhängnisvollen Politik und in der Gewährung der vollen und gleichen staatsbürgerlichen Rechte auf allen Gebieten. Nur so kann auch eine politische und wirtschaftliche Erneuerung Österreichs erfolgen.

Das gilt auch vom Wahlrecht für die Landtage, denen eine große Reihe wichtiger sozialpolitischer und kultureller Aufgaben zugewiesen ist, an deren ernsthafte Lösung nirgends geschritten wurde, da die Vorrechte der Großgrundbesitzer und der Bourgeoisie die Arbeiterschaft fast zur völligen Einflußlosigkeit verurteilen. Im mährischen Landtag befindet sich unter 151 Abgeordneten ein einziger Vertreter der deutschen Sozialdemokraten, obwohl diese Partei bei den letzten Landtagswahlen über 35 000 Stimmen erhielt, während sämtliche anderen Parteien des deutschen Wahlkatasters, die zusammen etwa 68 000 Stimmen aufbrachten, im Landtage 65 Abgeordnete zählen. Das Verhältnis der deutschen sozialdemokratischen Stimmen zu den Stimmen der Deutschbürgerlichen ist also 1 : 2, das Verhältnis der Gewählten dieser beiden Stimmengruppen zueinander 1 : 66. Das ist ein so schreiendes, ungerechtes und aufreizendes Mißverhältnis, das nach den zungunsten der Arbeiterklasse verteilten ungleichen Opfern des Krieges seine Aufrechterhaltung wohl unmöglich sein kann.

Die Landtage wurden — das trifft besonders beim mährischen Landtage zu — das Grab der Sozialpolitik genannt, eine Bezeichnung, die ihnen die fast völlige Unfruchtbarkeit auf dem Gebiete der Sozialpolitik eingetragen hat. Ungeheuer groß war besonders in den deutschen Gegenden Mährens die Zahl der Auswanderer, die Zahl der Totgeburtten, der im Säuglings- und Kindesalter Gestorbenen, sowie die Zahl der an Tuberkulose Erkrankten und Gestorbenen — durchwegs Zeichen eines großen sozialen Elends weiter Bevölkerungskreise. Die durch rücksichtslose Ausnützung der im Landtage ungleich verteilten Machtverhältnisse zugunsten der Besitzenden hervorgerufene sozialpolitische Untätigkeit des mährischen Landtages würde bei der gleichen Machtverteilung auch nach dem Kriege andauern, würde eine Hebung der geschwächten Volkskraft verhindern. Im Besonderen würde sie für die mährischen Deutschen die Fortdauer und Steigerung der größten nationalen Gefahr bedeuten.

Theoretisch wurde schon im Jahre 1905 die Unhaltbarkeit der Aufrechterhaltung der weder durch die Steuerleistung noch durch eine besondere, höhere politische Bildung begründeten Vorrechte der privilegierten Stände ebenso anerkannt wie die Notwendigkeit der Regelung der nationalen Streitpunkte und die Sicherung der nationalen Existenz der beiden Volksstämme des Landes. Aber in der Wirklichkeit konnten die in dem Ausgleichspakt des genannten Jahres enthaltenen Gesetze weder den einen noch den anderen Zweck erfüllen. Die Angliederung einer allgemeinen Wählerklasse an die bestehenden Wahlkörper, die sogar noch eine wesentliche Verstärkung erfuhren, vermochte die Rechtlosigkeit der Arbeiterschaft, besonders der deutschen, kaum zu mildern, und die nationalen Gesetze brachten keine Beseitigung oder Erschlaffung des nationalen Kampfes, sondern seine Verschärfung. Weder die nationale Existenz der beiden Nationalitäten des Landes wurde gesichert noch die geringste Möglichkeit geschaffen, daß jede unabhängig von der anderen ihre kulturellen und nationalen Angelegenheiten besorgen könnte. Deutsche wie Tschechen waren dabei weiterhin auf das Wohlwollen der anderen Nation angewiesen. Da ein solches bei allen nationalen Parteien naturgemäß fehlt, wurde die Durchsetzung jeder kulturellen und nationalen Angelegenheit zu einem gewöhnlichen Schachergeschäft. Keiner der Nationalitäten wurde irgendeine Selbständigkeit und Unabhängigkeit eingeräumt, jede blieb auf die andere angewiesen; dadurch blieben die nationalen Reibungsflächen bestehen, ja, sie wurden vielfach sogar verschärft. Aus dem nationalen Kataster, wie er geplant war, wurde schlechtweg bloß eine nationale Wählerliste, die noch dazu in einzelnen

Gebieten durch die herrschende Partei in der maßlosesten Weise verfälscht wurde. An die Arbeiterschaft wurde bei der Abschließung des Ausgleichspaktes im Jahre 1905 der Appell gerichtet, um des bevorstehenden nationalen Friedens willen vorläufig mit dem Wenigen vorlieb zu nehmen, was ihr im Augenblick an politischen Rechten geboten werden könne. Heute, nach 10jähriger Erfahrung, sieht die Arbeiterschaft, daß ihr Opfer umsonst gebracht war, daß der Ausgleich weder die Arbeitsfähigkeit des Landtages noch den nationalen Frieden noch die Sicherung der nationalen Existenz beiden Nationalitäten gebracht hat!

Außerlich mochte der mährische Landtag zumeist das Bild einer ruhiger als die meisten übrigen Landesvertretungen arbeitenden Körperschaft zeigen, aber diese äußere Erscheinung vermochte nicht die völlige Unzulänglichkeit, Arbeitsunfähigkeit und schwere innere Krise des mährischen Landtages in all den Jahren seit der Abschließung des Ausgleiches zu verhüllen. Bald nach diesem Abschlusse mußten die tschechischen wie die deutschen Landtagsparteien, da auch ihnen das Fehlerhafte und völlig Unzureichende des Ausgleiches bewußt wurde, an die Verbesserung und Richtigstellung des Ausgleiches denken, und durch ein Schachergeschäft willigten die Tschechen in die Einsetzung einer Permanenzkommission zur Revision des Ausgleiches. Durch ein weiteres Schachergeschäft wurde in dem im Jahre 1913 neugewählten Landtag eine Ergänzung zum Ausgleich beschlossen und die Ausgleichspermanenzkommission neuerlich gewählt. Das Resultat der Beratung dieser Permanenzkommission ist heute nach vielen Jahren gleich Null. Das Schwergewicht des Landtages liegt nach wie vor in der Neunerkommission, einem Geheimkonventikel, das nur mühsam und künstlich die Arbeitsunfähigkeit des Landtages verhüllt und das auch nicht die Spur einer nationalen Selbstverwaltung beinhaltet. Kein Gesetz, selbst wenn es den innersten Lebensnerv des einen Volksstammes berührte und für die Entfaltung seiner Kräfte unerlässlich war, durfte ohne die einhellige Zustimmung dieses Neunerausschusses auf die Tagesordnung des Landtages gestellt werden. So lebte der mährische Landtag in den 10 Jahren seit Abschluß des Ausgleiches von den großen Pausen — er tagte stets nur wenige Wochen im Jahre —, den kurzen Tagungen und der gänzlichen Ausschaltung aller strittigen, der Lösung wenn auch noch so dringend bedürftigen Fragen. So bleibt als klägliches Ergebnis aller bisherigen Ausgleichsaktionen lediglich der Schlüssel für die Aufteilung der Subventionen und Lieferungen. Der wirkliche nationale Ausgleich harrt in Mähren noch ebenso wie etwa in Böhmen der Lösung.

Daß dieser im Innersten gelähmte Landtag an der Gesundung und Erneuerung des Volkskörpers, an dem Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft nach dem Kriege Mitarbeit leisten könnte, das anzunehmen wäre der denkbar verhängnisvollste Irrtum. Ganz abgesehen davon würde sich nach den Opfern des Krieges die Aufrechterhaltung der alten Privilegienwirtschaft als das unerhörteste Unrecht an der Arbeiterklasse darstellen, dies um so mehr, je mehr die Neigung gestiegen ist, zur Deckung der Kosten des Landeshaushaltes indirekte Steuern heranzuziehen.

Ein Ausweg aus der trostlosen Vergangenheit kann nur gefunden werden:

1. In der allgemeinen Verwaltungsreform durch Schaffung *national abgegrenzter Kreise*;
2. in der Demokratisierung der Landesverfassung durch Einführung des *allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes* zu allen parlamentarischen Körperschaften des Landes und der Kreise.

Die deutsche Sozialdemokratie Mährens protestiert daher gegen den Ausgleich vom Jahre 1905, der die nationale Selbstverwaltung preisgab und der Arbeiterschaft nur ein Scheinrecht statt eines wirklichen Wahlrechtes für den Landtag gewährte, und fordert, die Einführung der wirklichen Demokratie und nationalen Autonomie, in welchen sie die Vorbedingungen der sozialen Fürsorge, der Gesundung der Verwaltung und der Heilung der Kriegswunden erblickt.

Für die Landesparteivertretung der deutschen Sozialdemokraten Mährens:

Dr. Ludwig Czech,
Stadtrat der Landeshauptstadt Brünn.

Wilhelm Nießner,
mährischer Landtagsabgeordneter und
Gemeinderat der Landeshauptstadt Brünn.

Theodor Hackenberg,
Sekretär der deutschen sozialdemokratischen Partei Mährens.

Zu den Unterzeichnern des Memorandums ist folgendes zu sagen: Dr. Ludwig Czech (1870—1942) war bis 1919, d. h. bis zur Auflösung der Landesorganisationen und deren Ersetzung durch Kreisorganisationen am konstituierenden Parteitag einer selbständigen deutschen Partei in der Tschechoslowakei, Vorsitzender (der damalige Titel lautete „Landesvertrauensmann“) der deutsch-mährischen Organisation. 1919 wurde er zum Stellvertreter des Parteiführers Josef Seliger gewählt und führte das Amt des Parteivorsitzenden nach Seligers frühem Tod 1920 bis 1938. Von 1920—1939 war er Mitglied des Prager Abgeordnetenhauses (von 1920 bis 1925 Vizepräsident), von 1929—1938 Mitglied der tschechoslowakischen Regierung. Wilhelm Niessner (1873—1953) war von 1907—1911 Mitglied des österreichischen Reichsrats, von 1907 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs mährischer Landtagsabgeordneter und von 1920—1936 Mitglied des tschechoslowakischen Senats (von 1920—1925 dessen Vizepräsident). Theodor Hackenberg (1873—1946) war von 1920—1939 Mitglied des Prager Abgeordnetenhauses, von 1935—1939 Mitglied des Senats.

Ohne die Abschaffung der Landesverfassung zu verlangen, hat sich das Memorandum, so wie es die deutschen Sozialdemokraten Böhmens forderten, für die Schaffung national (möglichst) abgegrenzter Kreise ausgesprochen. Eine unmittelbare Reaktion auf das Memorandum, ohnehin kaum erwartet, erfolgte nicht. Trotzdem hätte man auch bei einem anderen Ausgang des Krieges zu dem 1905 geschaffenen Zustand kaum zurückkehren können.

DIE HILFE DER SUDETENDEUTSCHEN SOZIALDEMOKRATIE FÜR REICHSDEUTSCHE FLÜCHTLINGE

Von Martin K. Bachstein

Die Niederlage der demokratischen Parteien in Deutschland im Jahre 1933 machte die Tschechoslowakei gleichsam zu einer Rettungsinsel für Tausende von deutschen Emigranten. Unter ihnen waren zunächst hauptsächlich verfolgte und gefährdete Politiker und Funktionäre linksgerichteter Parteien sowie ähnlich gesinnte Künstler, Schriftsteller und Journalisten, aber auch immer mehr rassisch Verfolgte. Diese Emigranten kamen ausgerechnet zu einer Zeit in die Tschechoslowakei, als dort die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise am schlimmsten waren. Seit 1928, dem letzten „normalen“ Wirtschaftsjahr, waren beispielsweise die Exporte der ČSR bis 1933 von 21 Milliarden Kronen auf weniger als 6 Milliarden zurückgegangen. Im sogenannten Hungerwinter 1932/33 belief sich die Zahl der gemeldeten Arbeitslosen auf 920 000, wobei zu berücksichtigen ist, daß sich in diesem Zeitraum viele Tausende wegen der Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen schon gar nicht mehr bei den Ämtern meldeten¹. Ernst Paul schätzte den Anteil der Arbeitslosen jener Zeit auf 20 Prozent aller in Industrie und Handel beschäftigten Personen².

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß unter den Mitgliedern der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiter-Partei in der Tschechoslowakischen Republik (DSAP) überdurchschnittlich viele Arbeitslose waren. Dennoch stellte sich die DSAP der Herausforderung und half ihren geflüchteten Gesinnungsfreunden aus Deutschland, so gut sie konnte.

Geldbeschaffung

Die Tschechoslowakei mit ihrer 1500 Kilometer langen und meist unübersichtlichen Grenze nach Bayern, Sachsen und Schlesien war wie geschaffen für die Fortsetzung der deutschen sozialdemokratischen Arbeit im Ausland. In der ČSR herrschten stabile, demokratische politische Verhältnisse. Die mit den reichsdeutschen Sozialdemokraten eng befreundeten Funktionäre der DSAP hatten immer wieder an den Wahlkämpfen in Deutschland für die SPD teilgenommen. Die DSAP war auch eine deutsche sozialdemokratische Partei, und nicht nur in einem breiten Gürtel entlang der Grenzen, sondern auch in der Hauptstadt Prag konnten sich die geflüchteten

¹ Brügel, Johann Wolfgang: Tschechen und Deutsche. München 1967, 192 f.

² Paul, Ernst: Was nicht in den Geschichtsbüchern steht. Bd. 2. München 1966, 85.

deutschen Genossen wie zu Hause fühlen. Brigitte Seebacher-Brandt schildert diese Gefühle in einem Kapitel ihres Buches über Erich Ollenhauer, das entsprechend „In der Fremde wie zu Hause“ überschrieben ist. Sie berichtet vom geflüchteten Reichstagsabgeordneten Gerhart Seger, für den Prag nicht nur wegen seiner deutschen Kaffeehäuser, Zeitungen, Schulen, Theater und Vereine eine „Stätte der Zuflucht“ geworden war. Sie erwähnt Heinz Kühns Bemerkung, daß man in Prag von deutschen Menschen umgeben war, „wohlgesonnen und feindgesonnen, aber deutsch“; und sie schreibt von den Ollenhauers, welchen Prag die Heimat ersetzt habe: „In Prag haben wir uns wohlgeföhlt und es auch gewußt“ (Martha Ollenhauer)³.

Insgesamt dürften sich in den Jahren 1933–1939 etwa 10 000 Flüchtlinge aus dem Reich und aus Österreich unterschiedlich lang in der Tschechoslowakischen Republik aufgehalten haben. Es ist schwer zu sagen, wie viele Personen hiervon als Sozialdemokraten zu bezeichnen sind und wie lange die durchschnittliche Verweildauer war. Brigitte Seebacher berichtet, insgesamt habe das Land runde 15 Millionen Kronen – mehr als 2 Millionen Reichsmark – für die Unterstützung der Flüchtlinge aufgebracht⁴. Es ist nicht sicher, ob in dieser Summe der Betrag von 2,05 Millionen Kronen enthalten ist, welchen allein die DSAP bis Ende des Jahres 1937 für die Betreuung der vornehmlich aus Deutschland stammenden Genossen aufwendete⁵. Immerhin steuerte die DSAP etwa 20 Prozent der Gesamtmittel bei, die für die Flüchtlinge bereitgestellt wurden, oder, anders gerechnet, etwa eine Summe, welche mehr als 50 Prozent ihrer Einnahmen aus Mitgliedsbeiträgen in den fünf Jahren 1933–1937 ausmachte⁶. Diese Zahlen belegen eine großartige solidarische Leistung.

Es war natürlich nicht möglich, diese Beträge aus dem ordentlichen Haushalt der Partei abzuzweigen. Aus diesem Grunde wurde von Parteisekretär Siegfried Taub schon 1933 ein eigener Notfonds für die Flüchtlingsarbeit geschaffen. In diesen Fonds zahlten DSAP-Mitglieder, die hierzu in der Lage waren, einen monatlichen Sonderbeitrag. Vornehmlich waren dies Angestellte der Partei und Konsumgenossenschaften, Gewerkschaften und Sozialversicherungsanstalten; aber auch zahlreiche Freiberufler, besonders Ärzte und Rechtsanwälte, halfen mit regelmäßigen Einzahlungen. Überdies flossen in den Hilfsfonds gelegentlich andere Spenden und Hilfsgelder wie zum Beispiel Zahlungen des Matteotti-Fonds⁷.

Der Löwenanteil der Mittel jedoch stammte von den noch im Beschäftigungsprozeß stehenden Mitgliedern der DSAP, die in Einzelfällen bis zu 600 Kronen monatlich spendeten, und dies teilweise sechs Jahre hindurch. Ernst Paul berichtet, daß ins-

³ Seebacher-Brandt, Brigitte: Ollenhauer. Berlin 1984, 83.

⁴ Ebenda 84.

⁵ Bericht an den Parteitag in Reichenberg. Prag o. J. [1938] 88.

⁶ Umgerechnet auf der Grundlage von Daten im vorgenannten Bericht sowie bei Paul, Ernst: Was nicht in den Geschichtsbüchern steht. Bd. 3. München 1972, 91.

⁷ Seebacher-Brandt 87. – Der sog. Matteotti-Fonds, auch Matteotti-Komitee genannt, war vom Internationalen Gewerkschaftsbund in Paris ins Leben gerufen worden, um bedürftigen sozialdemokratischen und gewerkschaftlich organisierten Flüchtlingen aus Deutschland und Österreich im bescheidenen Rahmen finanzielle Hilfe und Rat angedeihen zu lassen. Der Fonds war benannt nach Giacomo Matteotti, einem bekannten italienischen Sozialisten und Gewerkschaftler, der 1924 von einer faschistischen Terrorgruppe verschleppt und ermordet worden war.

gesamt 3265 Parteimitglieder, das sind etwas mehr als sechs Prozent aller beitragszahlenden DSAP-Mitglieder in jenen Jahren, eine solche Verpflichtung eingingen und durchhielten⁸. Brigitte Seebacher meint, daß etwa 200 SPD-Flüchtlinge zu betreuen waren. Wahrscheinlich umfaßt diese Zahl nicht die mindestens ebenso zahlreichen Familienmitglieder. Nicht eingeschlossen in den hier genannten Beträgen und Leistungen sind die zum Teil erheblichen Aufwendungen durch die sudetendeutschen sozialdemokratischen Ortsvereine oder der DSAP verbundener Organisationen, welche ihre Häuser als Bleibe für kleine Flüchtlingsgruppen zur Verfügung stellten, Sachspenden beschafften und einzelne Familien durch Patenschaften vor dem Schlimmsten bewahrten.

Der Unterstützungssatz belief sich anfänglich auf 150 Kronen monatlich. Das waren nicht einmal 30 Reichsmark – zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Auf alle Fälle lag dieser Betrag unter dem Existenzminimum, ungeachtet der Tatsache, daß die Tschechoslowakei in jenen Jahren zu den preiswertesten Ländern Europas zählte. Die Emigranten überlebten dennoch, weil ihnen im deutschen Siedlungsgebiet in den Volkshäusern, Arbeiterheimen und in den Häusern von Genossen eine meist kostenlose Unterkunft gewährt wurde⁹. Nach dem Eintreffen der österreichischen Flüchtlinge im Jahre 1934 und der dadurch bedingten Ausweitung und Verteuerung der Fürsorgearbeit mußte der Unterstützungssatz sogar auf 100 Kronen reduziert werden. Es spricht für das große gegenseitige Verständnis zwischen der DSAP und ihren Gästen, daß selbst diese Maßnahme, wie Ernst Paul berichtet, „überall auf Verständnis“ stieß.

Die monatliche Belastung der Flüchtlingsarbeit für die DSAP belief sich auf durchschnittlich 50000 Kronen. Das war etwa der gleiche Betrag wie jener, der auch für den zentralen Parteiapparat und für Zuschüsse an die Geschäftsstellen der DSAP im Lande aufzubringen war¹⁰. Es sei wiederum auf das Zeugnis Ernst Pauls verwiesen, der von den oft enttäuschenden Bemühungen berichtet, die finanziellen Engpässe im Zusammenhang mit der Flüchtlingsbetreuung zu überbrücken: „Um unsere Last zu lindern, entschloß ich mich zu einem Bittgang in das Büro der tschechoslowakischen Sozialdemokraten. Das Gespräch mit den Sekretären Dundr und Berger verlief leider negativ. Mit der Erklärung ‚Das sind ja Eure deutschen Genossen‘ wurde eine regelmäßige Hilfe abgelehnt. Ich erinnere mich aber eines Falles, da ich, als uns das Wasser ganz oben stand, von den tschechischen Sozialdemokraten einen Scheck im Wert von 5000,- Kronen erhielt . . . Ausdrücklich sei [auch] festgestellt, daß wir nie einen Betrag zur Unterstützung von Emigranten aus den Kassen des tschechoslowakischen Staates erhalten haben. Wir haben auch niemals einen solchen begehrt.“¹¹

Zwar willigten die tschechoslowakischen Genossen nach Ankunft der österreichischen sozialdemokratischen Flüchtlinge in Frühjahr 1934 ein, zwei Drittel der Kosten für letztere zu übernehmen, doch ruhte die Hauptsorge für die Flüchtlinge nach wie vor auf der DSAP. Obwohl die sudetendeutschen Genossen im Vergleich zur tschechoslowakischen Sozialdemokratie materiell schwächer waren und das Flücht-

⁸ Paul III 1972, 19.

⁹ Ebenda 20.

¹⁰ Ebenda.

¹¹ Ebenda 20 f.

lingsproblem den nationalen Rahmen sprengte, war genuine deutsch-tschechoslowakische Solidarität in dieser Frage nicht herzustellen.

Eine Ausnahme war das Verhalten der Gewerkschaftler, deren Organisationen ohnehin nicht so streng national getrennt waren wie die der politischen Parteien. Ernst Paul erwähnt die „großartige solidarische Leistung“ des tschechischen Verbandes der Privatangestellten unter Führung des sozialdemokratischen Abgeordneten Robert Klein. Dieser Verband kooptierte jene Flüchtlinge, die in Deutschland dem Angestelltenverband angehört hatten, und erleichterte so die finanzielle Bürde der DSAP. Auch Rudolf Tayerle, der Generalsekretär des Vereinigten Gewerkschaftsbundes (odborové sdružení), dem auch die mitgliederstarke deutsche Zentralgewerkschaftskommission mit Sitz in Reichenberg angehörte, stellte mehrmals einen Betrag von je 10 000 Kronen für die Emigrantenhilfe zur Verfügung. Als jedoch Vertreter der DSAP im Herbst 1933 in Anwesenheit von Hans Vogel im Generalsekretariat der österreichischen Bruder-Partei nachfragten, ob nicht die Wiener Freunde eine Zahl von reichsdeutschen Flüchtlingen und Genossen übernehmen oder unterstützen wollten, soll Julius Deutsch dies mit dem Hinweis auf zwölf deutsche Asylanten und auf die „zu liberale“, d. h. rechtslastige, Haltung der Wiener Parteifunktionäre abgelehnt haben¹².

Persönlichkeiten

Wer waren die Personen, die aus den verschiedensten Gründen die Flüchtlingshilfe organisierten, Geld heranschafften und Einzelschicksale in erträgliche Bahnen lenkten? Es sei vorab erwähnt, daß wohl leitende Funktionäre der DSAP einen entscheidenden Beitrag leisteten, daß aber die Durchführung größtenteils von den reichsdeutschen Genossen selbst geregelt wurde. Brigitte Seebacher erwähnt in diesem Zusammenhang die enge persönliche Freundschaft zwischen dem aus Brünn stammenden Chefredakteur des *Vorwärts*, Friedrich Stampfer, und dem ebenfalls aus Mähren kommenden DSAP-Vorsitzenden Dr. Ludwig Czech. Erich Ollenhauer und der wie er aus der Jugendarbeit hervorgegangene DSAP-Sekretär Ernst Paul waren mindestens seit Gründung der Arbeiterjugend-Internationale im Jahre 1921 in Amsterdam befreundet. Brigitte Seebacher bezeichnet beide als Schirmherren und Verbindungsmänner zwischen Sopade und DSAP, und sie erwähnt den großen Einsatz der sudestdeutschen Freunde, dem es zu verdanken war, daß Ollenhauer zum Beispiel bereits im Juni 1933 einen gültigen vorläufigen tschechoslowakischen Reisepaß, eine laufend verlängerte Aufenthaltsgenehmigung und noch im Jahre 1935 einen Waffenschein erhielt¹³.

Eine dritte Freundschaft entstand zwischen Hans Vogel und dem späteren DSAP-Vorsitzenden Wenzel Jaksch. Der große Manager jedoch, der gleichsam aus dem Hintergrund und mit viel Erfolg und Eleganz die Hilfe für die reichsdeutschen (sowie für die österreichischen) Genossen finanziell organisierte und auch politisch absicherte, war DSAP-Generalsekretär Siegfried Taub. Dieser aus Mähren stammende zweisprachige kleingewachsene Mann verfügte über unendlichen Charme und große Überzeugungskraft. Taub hatte kaum Feinde, dafür aber fast grenzenlose Verbindungen,

¹² Ebenda 21.

¹³ Seebacher-Brandt 86.

die er als leitender Funktionär der Krankenkassen und Sozialversicherung und als Abgeordneter sowie Vizepräsident des Parlaments erworben und ausgebaut hatte. Siegfried Taub gründete nicht nur den Hilfsfonds für die sozialdemokratischen Flüchtlinge, er war auch in erster Linie dafür verantwortlich, daß die im Grundsatz liberale Asylpolitik der Tschechoslowakei von den zuständigen Behörden auch entsprechend verwirklicht wurde. Ihm gebührt ein erheblicher Teil des Verdienstes dafür, daß Übergriffe korrigiert werden konnten und daß der Grundsatz unangefochten blieb, keine politischen oder rassistisch verfolgten Flüchtlinge ins Deutsche Reich zurückzuschicken.

Da sowohl Taub als auch Ernst Paul die Flüchtlinge aufgrund ihrer zahlreichen anderen Aufgaben gleichsam nur zusätzlich betreuen konnten und beide auch gar nicht über die notwendigen personellen Kenntnisse für die Beurteilung von Asylbewerbern verfügten, übernahm Willi Sander, bisher SPD-Bezirkssekretär für Ostsachsen, diese Tätigkeit hauptamtlich. Sander erhielt ein kleines Büro in den Räumen des Prager „Bildungsvereins deutscher Arbeiter“. Ihm zur Hand ging Kurt Schrader, aus Prag gebürtig, der für die DSAP-nahe „Groß-Einkaufsgesellschaft der Consumvereine“ (GEC) die Behördenverbindungen pflegte und der somit zu einer „Vorprüfungsinstanz“ der Prager Polizei für die Asylbewerber wurde¹⁴. Sander und Schrader wurden assistiert von Willi Seifert aus Sachsen. Ernst Paul, der Stellvertreter des Multifunktionärs Taub, leitendes Mitglied der Republikanischen Wehr und nicht zuletzt im Bildungswesen der DSAP engagiert, anerkannte die „Große Gewissenhaftigkeit“ der Flüchtlingsfunktionäre, welche „selbständig und in enger Verbindung mit der Sopade arbeiteten“¹⁵.

Ernst Paul berichtet auch von zahlreichen reichsdeutschen Funktionären, welche bei der DSAP untergebracht werden konnten oder in befreundeten Organisationen eine Anstellung fanden. Der Arbeiter- Turn- und Sportverband (ATUS) übernahm den verdienten Leiter der Leipziger Sportschule, Bühnen. Zwei andere Sportfunktionäre wurden als Turnlehrer beschäftigt. Erich Lindstädt, ein Freund Ollenhauers aus der SAJ, wurde Sekretär des Sozialistischen Jugendverbandes in Karlsbad. Die Kinderfreunde übernahmen Hermann Nippgens. Die Union der Textilarbeiter in Reichenberg konnte vier Funktionäre des entsprechenden reichsdeutschen Verbandes anstellen, und die Union stellte auch regelmäßig Mittel für die Betreuung von Kollegen in Deutschland zur Verfügung. Fritz Tejessy, ehemals preussischer Beamter, wurde von der DSAP als Sekretär für die Slowakei verpflichtet. Hans Dill, aus dem Böhmerwald stammender vormaliger bayerischer Landtagsabgeordneter, erhielt die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft und wurde als Kreissekretär in Pilsen angestellt. Das Parteiorgan *Sozialdemokrat* in Prag und der *Volkswille* in Karlsbad schufen Stellen für Redakteure und Journalisten, die aus Deutschland geflüchtet waren¹⁶.

Konspirative Arbeit

Die DSAP stellte auch bereitwillig ihre Organisation für die illegale Arbeit der Sopade, d. h. für die Betreuung der im Reich verbliebenen Kader und für die Beobach-

¹⁴ Paul III 1972, 19.

¹⁵ Ebenda 22.

¹⁶ Ebenda 26.

tung der reichsdeutschen politischen Szene zur Verfügung. Zunächst wurden Grenzsekretariate eingerichtet, um die Verbindung zu den Genossen im Reich aufrechtzuerhalten. Im Jahre 1934 gab es sechs solche Sekretariate, die alle mit Hilfe der DSAP eingerichtet wurden: je eines in Neuern, Mies, Karlsbad, Bodenbach, Trautenau und Reichenberg. Später wurden in Marienbad, Komotau, Teplitz, Jägerndorf und Tropicau weitere Grenzsekretariate eingerichtet.

Eine wesentliche Aufgabe der Grenzsekretäre war die Beförderung von antihitlerischen Druckerzeugnissen über die Grenze ins Reich und ihre Verteilung an reichsdeutsche Empfänger, was ohne die aktive Beteiligung ortskundiger sudetendeutscher Sozialdemokraten nicht möglich gewesen wäre und eine Reihe von Genossen in deutsche Gefängnisse und Lager brachte¹⁷. Hergestellt wurden diese Schriften in dem mit der DSAP verbundenen Graphia-Verlag in Karlsbad, der nicht nur wegen seiner grenznahen Lage, sondern auch wegen seiner modernen Druckmaschinen und seiner Leistungsfähigkeit besonders geeignet war. Unter der Leitung von Ernst Sattler hatten sich Druckerei und Verlag seit Kriegsende schnell entwickeln können, weil Sattler nicht nur Parteierzeugnisse wie die Tageszeitung *Volkswille* druckte, sondern auch in beträchtlichem Umfang fremde Aufträge für die Akzidenzdruckerei hereinnahm. Seit 1933 druckte die Graphia fast sämtliche Materialien, die im Auftrag der Sopade erschienen, darunter den *Neuen Vorwärts* mit einer Wochenaufgabe von 5000 Stück und Sondernummern von bis zu 500 000 Exemplaren; die vierzehntägig erscheinende *Sozialistische Aktion*, später die *Zeitschrift für Sozialismus* in ca. 20 000 Exemplaren; Flugblätter, Tarnschriften wie zum Beispiel „Die Kunst des Selbstrasierens“, Schopenhauers „Über die Religion“ oder „Pflegen Sie Ihr Haar?“ und nicht zuletzt zahlreiche Bücher, die sich kritisch mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzten. Auch die *Deutschlandberichte* der Sopade wurden anfänglich in Karlsbad gedruckt. Dort entstanden auch die Streitschriften für und wider die Gruppe Neu-Beginnen, Gerhart Segers erschütternder Bericht über *Oranienburg* und Erich Kuttners Buch über den *Reichstagsbrand*¹⁸.

Zur Illustration mögen Auszüge aus Berichten von DSAP-Mitgliedern dienen, die aktiv an der Grenzarbeit teilnahmen, von Emil Kutscha in Schlesien und Franz Rotter in Nordböhmen. Kutscha schreibt:

Bald nach dem Verbot der SPD wurde die illegale Tätigkeit begonnen. Der Bauarbeitersekretär Fuchs aus Gleiwitz und der Oberschlesier Hertwig waren die Verbindungsmänner. Natürlich waren diese Emigranten auf uns angewiesen. In allen Grenzorten wurden Stützpunkte mit verlässlichen Mitgliedern unserer Organisation geschaffen. Dabei kam uns die Bahnlinie nach Deutschland sehr zustatten. Verschiedene deutsche Eisenbahner, die in die Kopfstationen Oderberg, Troppau, Jägerndorf und vor allem über die Teilstrecke Troppau-Böhmischdorf (die über das reichsdeutsche Gebiet Ziegenhals führte) kamen, waren bereit, Flugblätter und den *Vorwärts* illegal nach Deutschland zu schmuggeln. Wichtiger aber war noch die Kontaktaufnahme. Dabei spielten unsere Bauarbeiter aus dem Hultschiner Ländchen, die in Deutschland

¹⁷ Siehe hierzu Schilderungen in dem Band von H a s e n ö h r l, Adolf (Hrsg.): Kampf, Widerstand, Verfolgung der sudetendeutschen Sozialdemokraten. Dokumentation der deutschen Sozialdemokraten aus der Tschechoslowakei im Kampf gegen Henlein und Hitler. Mit Geleitworten von Willi Brandt und Bruno Kreisky. München 1983, 58 f.

¹⁸ E b e n d a 54.

arbeiteten, eine bedeutende Rolle. Ganz hervorragend wurde die illegale Arbeit von Petersdorf aus organisiert. Die Brüder Brodkorb hatten dort eine Verkaufsstelle für Textilwaren. Mit den Hausierern ging das illegale Material nicht nur nach Deutschland, sondern später auch nach Österreich. Auf diesen Wegen wurden wertvolle Verbindungen hergestellt. Diese Einsätze, die viele Opfer und außerordentlichen Mut erforderten, konnten jedoch die Lage nicht mehr retten¹⁹.

Nicht weniger gefährlich war die Arbeit über die Grenze nach Sachsen hinein, an der Franz Rotter aus Bodenbach maßgeblich beteiligt war. Er berichtet:

„Genossen aus Aussig und aus Teplitz waren die Grenzgänger. Der eine über Tyssa, der andere über Weipert oder Zinnwald. Es waren unerschrockene junge Männer, und kein Auftrag war ihnen zu schwierig. Der Transport der illegalen Schriften war durch ihre Tätigkeit gesichert.

Eine große Schwierigkeit gab es trotzdem immer: die Termine für die Treffen in den Wäldern des Erzgebirges und die genauen Zeitangaben für die Übergabe des Materials zu vereinbaren. Ich wohnte in Tetschen, der Ausgangsstation der Eisenbahnlinie nach Dresden; ich hatte einen Reisepaß, und so war es unausbleiblich, daß ich diese Lücke zu schließen hatte: als Kurier, legal mit der Eisenbahn nach Schmilka, Schandau oder Pirna, in der Tasche die Termine, war es eine neue Funktion für mich.

Es waren privat gehaltene Briefe, die ich zu befördern hatte und die in verschlüsselter Form, oft über mehrere Mittelsmänner, die Zeitpunkte der Treffen enthielten. Legal in Sachsen abgegeben, fielen sie niemals in unrechte Hände.

Manchmal wurden auch Treffen auf der böhmischen Seite vereinbart. Meist in der Nähe von Peterswald bei Nollendorf. Zwei Namen sind mir auch noch in Erinnerung: Herbert Pollak aus Freital und ein Mädchen oder eine junge Frau, die wir Gretel nannten, waren die Gesprächspartner in Peterswald.

Da ich als Kurier die Post transportierte, war es mir verwehrt, an den Treffen teilzunehmen. Im Naturfreundehaus Nollendorf harrete ich als biederer Wanderer mit meiner Frau, später auch in Begleitung von Anni Simpl, der Rückkehr der Teilnehmer dieser Zusammenkünfte.

Die Direktiven für die Tätigkeit in den nächsten Wochen waren festgelegt. In dieser Zeit hatte die Widerstandstätigkeit gegen den Nationalsozialismus auch bei uns die ersten Opfer zu beklagen.

So wie wir uns der Unterstützung der illegalen Tätigkeit im angrenzenden Sachsen widmeten, so hatten sich andere Genossen, an anderen Orten, mit anderen Verbindungen, unabhängig von uns, ebenfalls dieser Aufgabe verschrieben. Daß wir von ihrer Tätigkeit erst erfuhren und ihre Namen hörten, als sie in die Hände der Polizei gefallen waren, zeigt, wie konspirativ alles selbst auf böhmischem Boden geschah²⁰.

Erzwungenes Ende

Diese Zeugnisse bedürfen keines Kommentars. Dennoch sei auf den letzten Satz Emil Kutschas verwiesen: Er meint, daß der Einsatz der DSAP-Leute und der Sopadegrenzsekretäre, der so „viele Opfer und außerordentlichen Mut“ erfordert hatte, die Lage auch nicht mehr habe retten können. Sicherlich war der hohe Einsatz der DSAP an Geld, Menschen und Energien nicht sinnlos; er trug sogar wesentlich dazu bei, daß die DSAP eine der wenigen Gruppierungen im sudetendeutschen Bereich blieb, welche keinerlei Kompromisse mit dem Nationalsozialismus einging. Dessenungeachtet ging das Rad der Geschichte geradezu unaufhaltsam über die hier beschriebenen Episoden hinweg, dem Krieg und seinen furchtbaren Auswirkungen entgegen.

¹⁹ Ebenda 74 f.

²⁰ Ebenda 78 f.

Im Verlauf des Jahres 1937 mehrte sich die Kritik tschechoslowakischer Beamter und Politiker an der Tätigkeit der Sopade, so daß schließlich von deutlichem Druck gesprochen werden mußte. Im Mai 1937 hatte Ollenhauer die Grenzsekretäre aufgefordert, alles zu unterlassen, „was die Fortsetzung unserer Tätigkeit hier gefährden könnte“²¹. Kurze Zeit später wurden von der Prager Regierung Absichten zirkuliert, die deutschen Emigranten aus den Grenzgebieten auf die Mährische Höhe umzusiedeln. Die Verwirklichung dieser Pläne verhinderten Interventionen Siegfried Taubs und öffentliche Proteste. Im Dezember schließlich teilte Taub seinen reichsdeutschen Sopade-Freunden mit, der *Neue Vorwärts* müsse aufgrund massiver Interventionen aus Berlin und London eingestellt werden. Taub versuche auch, um Verständnis dafür zu werben, daß die Sopade ihren Sitz in ein anderes Land verlegen müsse. Taub, der jahrelang die reichsdeutschen Genossen beschützt und alles Menschenmögliche für sie getan hatte, ersuchte nun seine Gäste um Verständnis für die prekäre Lage des tschechoslowakischen Staates. Sowohl die Burg als auch die tschechoslowakische und die sudetendeutsche sozialdemokratische Parteiführung forderten die Einstellung der Druckerzeugnisse, und dies war nahezu gleichbedeutend mit dem Wunsch nach Beendigung der politischen Arbeit²².

²¹ Seebacher-Brandt 165.

²² Ebenda 166.

DAS WAHLVERHALTEN DER NEUSIEDLER IN DER PARLAMENTSWAHL VON 1946 IN BÖHMEN

Von Jiří Sláma

In der Untersuchung des Wahlausgangs des Jahres 1946¹ haben wir auf vielfache Weise gezeigt, daß der Stimmenanteil der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei in Bezirken mit ehemals hohem Anteil der deutschen Bevölkerung viel höher war als in anderen Bezirken.

Die vorliegende Analyse versucht, das Wahlverhalten der Neusiedler zu rekonstruieren. Da die deutsche Bevölkerung, soweit sie noch anwesend war, kein Stimmrecht mehr besaß, kann für die vergleichende statistische Berechnung der Wahlen vor und nach dem Kriege der deutsche Bevölkerungsanteil von 1930 an die Stelle des Anteils der Neusiedler von 1946 treten, wie in der genannten Monographie vorgeführt wurde.

Bei der statistischen Analyse des Zusammenhangs der Wahlergebnisse für einzelne Parteien und der nationalen Struktur der Bevölkerung konnten wir die unterschiedlichen Anteile, die einzelne Parteien in bezug auf verschiedene Nationalitäten erreicht haben, nachweisen². Aus dieser Tabelle ergibt sich, daß der Stimmenanteil, den die Kommunisten bei den Tschechen und Slowaken erreicht haben, ungefähr um 10 % kleiner war als ihr Anteil, bezogen auf den deutschen Bevölkerungsteil. Die anderen Parteien schnitten in dieser Hinsicht völlig anders ab. Die hier verwendete mehrfache Regressionsanalyse erlaubt, mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit eine Aussage über die zahlenmäßig unbekannte Beziehung zwischen zwei bekannten Größen herzustellen. Wenn beispielweise die soziale Struktur und die Stimmenanteile der Parteien bekannt sind, läßt sich unter gewissen Bedingungen (Signifikanz) eine Aussage über das Wahlverhalten der einzelnen Schichten gewinnen. So zeigen die Berechnungen, daß die christliche Volkspartei überhaupt keine Stimmen, bezogen auf den deutschen Bevölkerungsanteil, erhalten hat. Das Stimmverhalten der Wähler einzelner nationaler Bevölkerungsgruppen hielt sich bei den Volkssozialisten die Waage. Hier haben wir keine signifikanten Unterschiede im Verhalten verschiedener Bevölkerungsgruppen festgestellt. Nur die Sozialdemokraten und die Kommunisten haben bei den Neusiedlern profitiert, am stärksten allerdings die Kommunisten.

Die gleichen Zusammenhänge wiederholten sich auch bei der Analyse der Wahlergebnisse in Bezug auf die soziale Struktur der Bevölkerung³ oder in Bezug auf die

¹ Sláma, Jiří / Kaplan, Karel: Die Parlamentswahlen in der Tschechoslowakei 1935 – 1946 – 1948. Eine statistische Analyse. München 1986.

² Ebenda 111, Tabelle A 46.

³ Ebenda 111, Tabelle 51.

religiöse Struktur der Bevölkerung⁴. Auch die Analyse der Wahl von 1946 auf der Grundlage der Wahlergebnisse von 1935⁵ bringt das gleiche Phänomen zutage: starke Gewinne der Kommunisten im Vergleich mit anderen Parteien, bezogen auf die vor dem Kriege agierenden deutschen Parteien.

Bei all diesen Feststellungen handelt es sich natürlich nicht um den Anteil der Kommunisten und anderen Parteien bei den deutschen Wählern. Im Jahre 1946 war die deutsche Bevölkerung schon zum größten Teil vertrieben und der Restteil der deutschen Bevölkerung hat bis auf Ausnahmen kein Wahlrecht gehabt. Der deutsche Bevölkerungsanteil diente, wie angedeutet, bei der Erklärung der Wahlergebnisse des Jahres 1946 als „Ersatzgröße“ für die Erklärung des Wahlverhaltens der Neusiedler. Das dabei angewandte mathematische Verfahren ist die in der Statistik verwendete Methode der Proxy-Variablen (d. h. Näherungsgröße oder Ersatzvariable), mit der auch unbekannté Daten näherungsweise in statistische Berechnungen einbezogen werden können.

In unserer Untersuchung war der Anteil der deutschen Bevölkerung aufgrund der Volkszählung von 1930 eine Ersatzvariable für den Anteil der Neusiedler⁶. Die Verwendung der demographischen Daten der letzten Vorkriegsvolkszählung aus dem Jahre 1930 und der Ergebnisse der Parlamentswahlen des Jahres 1935 zur Aufdeckung der Zusammenhänge zwischen den Wahlergebnissen von 1946 und ihrem politischen und sozialen Hintergrund führte zu Ergebnissen, die lediglich in groben Zügen die wirklichen Zusammenhänge widerspiegeln. Das ist eine Folge sowohl der großen Bevölkerungsverschiebungen zwischen 1938 und 1946 als auch des Unterschieds zwischen Bevölkerungs- und Wählerstruktur, die ungleiche Aggregate darstellen. Die moderne Statistik ermöglicht zwar, die Fehlergrenzen und die Signifikanz der analysierten Zusammenhänge zu bestimmen, und kann somit auch in dieser Situation Aussagen begründen, die eine hohe Wahrscheinlichkeit besitzen, es bleibt allerdings wünschenswert, die Treffsicherheit dieser Aussagen durch einen besseren Satz von Erklärungsvariablen zu vergrößern. Eben das wird im vorliegenden Aufsatz versucht.

Diesmal wurde die Frage des Wahlverhaltens der Neusiedler direkt angegangen. Das war möglich durch die Verwendung der Daten der Volkszählung, die in den böhmischen Ländern am 22. Mai 1947 durchgeführt wurde. Am Rande wurde dann noch die interessante Frage des Wahlverhaltens der Wähler in den Gebieten der Tschechoslowakei untersucht, in welchen die amerikanische Armee am Ende des Krieges und nach dem Kriege anwesend war. In beiden Analysen wurden einerseits alle 110 böhmische Bezirke untersucht, andererseits aber gesondert die 26 Bezirke, in denen sich die amerikanische Armee aufgehalten hat.

Das Wahlverhalten der Neusiedler

In der Volkszählung vom 22. Mai 1947 in den böhmischen Ländern wurde auch der Aufenthaltsort der Bevölkerung der böhmischen Länder zum 1. Mai 1945 erfaßt. Bei

⁴ Ebenda 112, Tabelle A 61.

⁵ Ebenda 111, Tabelle A 41.

⁶ Ebenda 62 f.

der Volkszählung wurde die ganze im Jahre 1947 anwesende Bevölkerung auf folgende Gruppen aufgeteilt: die Bevölkerung, die schon im Jahre 1945 in der gleichen Gemeinde anwesend war (das waren in Böhmen ca. 69%), die in einer anderen Gemeinde des gleichen Bezirkes anwesend war (3%), in einem anderen Bezirk in Böhmen (20%), in Mähren und Schlesien (1,4%), in der Slowakei (2,8%) und dann weiter in Karpatorußland, in Deutschland oder Österreich, im übrigen Ausland, in der tschechoslowakischen Auslandsarmee oder ohne Angabe. Die anwesende Bevölkerung wurde auch nach Wirtschaftssektoren aufgeteilt. Dabei hat sich gezeigt, daß der Landwirtschaft und Forstwirtschaft ca. 20% der in Böhmen anwesenden Bevölkerung angehört hat, ca. 3% dem Bergbau, ca. 36% der Industrie, ca. 7% dem Handel und Geldwesen, ungefähr der gleiche Anteil dem Verkehr und ca. 10% der öffentlichen Verwaltung, den Dienstleistungen und freien Berufen. Der Rest hat über die sektorale Zugehörigkeit keine Angaben gemacht.

Die Kombination der beiden Merkmale, d. h. der Anwesenheit bzw. des Zuzugsmerkmals und des sektoralen Merkmals macht es möglich, auch die Intensität der Bevölkerungsbewegungen nach Sektoren zu betrachten. Es zeigt sich, daß diese Bewegungen am stärksten im Bereich des öffentlichen Sektors und der Dienstleistungen waren. Das hängt damit zusammen, daß die öffentliche Verwaltung zum großen Teil von den Personen übernommen wurde, die im Mai 1945 in der Gemeinde ihres späteren Aufenthalts noch nicht anwesend waren. Von den Personen dieser Berufsgruppe waren schon im Mai 1945 in der gleichen Gemeinde nur 57% anwesend. Die entsprechende Zahl für die Land- und Forstwirtschaft beträgt 69%, für den Bergbau 63%, für die Industrie 68%, für Handel und Geldwesen 73%, für Verkehr 66%.

Interessant ist der regionale Vergleich. Der Anteil der Personen des Jahres 1947, die schon im Mai 1945 in der gleichen Gemeinde anwesend waren, war in Böhmen erwartungsgemäß mit 68,9% niedriger als in Mähren und Schlesien, wo er 74,6% betrug. Sehr groß waren auch die Unterschiede einzelner Bezirke in Böhmen. Den kleinsten Anteil der alten Bevölkerung wiesen folgende drei Bezirke auf: Bezirk Plan mit 5,98%, Bezirk Tepl mit 6,0% und Bezirk Marienbad mit 7,77%. Die höchsten Anteile der alten Bevölkerung wiesen folgende drei Bezirke auf: Mühlhausen (Milevsko) mit 91,93%, Neu-Bidschow mit 91,33% und Prestitz mit 91,07%.

Anhand dieser Daten für alle Bezirke in Böhmen wurden mit Hilfe der schon früher verwendeten Modelle einige Hypothesen, die sich auf das Wahlverhalten der alten und der neuen Bevölkerung bezogen, getestet. Es wurde angenommen, daß das Wahlverhalten der alten und der neuen Bevölkerung signifikant unterschiedlich war. Die verwendete Untersuchungsmethode war offen sowohl für die Bestätigung als auch für die Widerlegung dieser Hypothese. Die Methode war ferner auch in bezug darauf offen, in welcher Richtung sich das Wahlverhalten der alten und neuen Bevölkerung unterschied. Das bezieht sich auch auf die Ergebnisse einzelner Parteien bei diesen beiden Bevölkerungs- und Wähleranteilen. Es wurde zwar erwartet, daß die Ergebnisse der Kommunisten bei der neuen Bevölkerung besser waren als bei der alten, aber die verwendete Methode war auch für das umgekehrte Ergebnis völlig offen. Die Untersuchung wurde dann weiter vertieft durch die Aufgliederung der alten und der neuen Bevölkerung nach Wirtschaftssektoren. Auf diese Weise war dann möglich, das Abschneiden einzelner Parteien bei den alteingesessenen Bauern und bei den

neuangesiedelten Bauern sowie bei der Bevölkerung zu prüfen, die weiteren Sektoren angehörte.

Es wurde erwartet, daß die Ergebnisse der Kommunisten bei den Neusiedlern besser waren als bei der alteingesessenen Bevölkerung. Die Begründung für diese Erwartung lag darin, daß die Neusiedler der ärmeren und besitzlosen Bevölkerungsschichten angehörten. Es handelte sich um landwirtschaftliche Arbeiter ohne Grund und Boden, die die deutsche Höfe übernehmen wollten, altersmäßig überproportional um jüngere und mobilere Bevölkerungsschichten. Die Bevölkerungsschichten waren politisch eher links orientiert und hätten auch am Ort ihres ursprünglichen Aufenthalts überproportional kommunistisch und sozialdemokratisch gewählt. Auf der anderen Seite wurde diese politische Orientierung dadurch begründet oder verstärkt, daß die Neusiedler eine Zuteilung des deutschen Eigentums erhofften und in dem neuen Regime und insbesondere in der kommunistischen Partei eine Garantie sowohl für eine solche Zuteilung als auch für die Dauerhaftigkeit der neubegründeten Besitzverhältnisse gesehen haben.

Wie ersichtlich, wird bezüglich des Wahlverhaltens der Neusiedler ein doppelter Zusammenhang angenommen. Einerseits waren die Neusiedler – unabhängig von der Übersiedlung – überproportional kommunistisch orientiert. Andererseits wurden sie kommunistisch zumindest zum Teil durch die Chancen der Ansiedlung, da die neuen Lokalverwaltungen in den bisher deutschen Gebieten meist kommunistisch waren. In einem viel breiteren Zusammenhang wird dadurch die These gestützt, daß die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei zugleich zu einem Instrument der Stärkung der Position der Kommunisten und zur späteren Herstellung der kommunistischen Monopolmacht und der Sowjetisierung der Tschechoslowakei wurde.

Die statistische Untersuchung hat bestätigt (oder genauer ausgedrückt: auf hohem Wahrscheinlichkeitsniveau nicht widerlegt), daß das Wahlverhalten der alten und der neuen Bevölkerung in bezug auf einzelne Parteien signifikant unterschiedlich war. Es hat sich als sehr signifikant herausgestellt, daß die Neusiedler die Kommunisten in einem viel stärkeren Maße gewählt haben, als es die alteingesessene Bevölkerung tat. Weiter hat sich gezeigt, daß die Unterschiede im Verhalten der Neusiedler bezüglich einzelner Parteien so stark waren, daß eine Partei von den vieren, die in den böhmischen Ländern aufgetreten sind, von den Neusiedlern kaum gewählt wurde: die christlich-soziale Partei, die unter der Bezeichnung Volkspartei tätig war.

Von der gesamten alteingesessenen Bevölkerung in Böhmen wurde die Kommunistische Partei von ca. 38,5 % gewählt, (Standardfehler dieser Schätzung $\pm 1,0$ %), von den Neusiedlern waren es 59,9 % (Standardfehler $\pm 1,5$ %).

Die Volkspartei wurde von 24,7 % der alten Bevölkerung gewählt (Standardfehler $\pm 1,1$ %). Dabei zeigt sich, daß kein signifikanter Anteil der Neusiedler diese Partei gewählt hat.

Sozialdemokraten wurden von 13,5 % der alten Bevölkerung gewählt (Standardfehler $\pm 0,6$ %) und von 18,6 % der Neusiedler (Standardfehler $\pm 0,9$ %).

Die nationalsozialistische Partei wurde von 23,0 % der alten Bevölkerung gewählt (Standardfehler $\pm 0,8$ %) und von 17,5 % der Neusiedler (Standardfehler $\pm 1,2$ %).

Ein geringer Teil der Wähler (ca. 0,3 %) hat leere Zettel abgegeben. Interessanterweise war dieser Anteil bei den Neusiedlern größer als bei der Bevölkerung.

Die Analyse wurde durch die Berücksichtigung der Aufteilung der alten und neuen Bevölkerung nach Wirtschaftssektoren vertieft. Dabei hat sich gezeigt, daß die Positionen einzelner Parteien bei der alten und neuen Bevölkerung auch in bezug auf ihre sektorale Zugehörigkeit sehr stark voneinander abwichen. So haben z. B. die Kommunisten bei den alteingesessenen Bauern nur ca. 25 % der Stimmen erreicht, dagegen bei den neuansässigen Bauern ca. 76 %. Wenig unterschiedlich waren die Stimmanteile der Kommunisten bei der alt- und neueingesessenen Industriebevölkerung. Während bei der alten Industriebevölkerung die Kommunisten etwa 53 % bekamen, waren es bei der neuen Industriebevölkerung ca. 64 %. Kleinere Stimmanteile erreichte die kommunistische Partei bei den Neusiedlern im Bereich des Handels und Verkehrs, nämlich ca. 56 %, während es bei der alten Bevölkerung dieses Sektors 88 % waren. Es muß allerdings betont werden, daß die Fehlergrenzen bei diesen Angaben größer sind als bei den Angaben über das Verhalten der nicht aufgeteilten alten und neuen Bevölkerung, über welches oben berichtet wurde.

Die Wahlergebnisse der Volkspartei stützen sich vor allem auf die alteingesessene landwirtschaftliche Bevölkerung, von der die Partei mehr als 60 % der Stimmen bekommen hat.

Die sozialdemokratische Partei wurde von der alteingesessenen landwirtschaftlichen Bevölkerung kaum gewählt, dagegen hat sie signifikante Anteile bei den landwirtschaftlichen Neusiedlern bekommen. Außerdem wurde sie auch relativ stark von der alten und neuen Industriebevölkerung gewählt. Signifikante Anteile hat sie auch im Bereich des Handels und Verkehrs, sowohl bei der alten als auch bei der neuen Bevölkerung, erhalten.

Die nationalsozialistische Partei wurde von der alten landwirtschaftlichen Bevölkerung kaum gewählt, und auch bei der neuen landwirtschaftlichen Bevölkerung hat sie nur wenig Stimmen bekommen. Am stärksten wurde sie von der alten Industriebevölkerung und von den Angehörigen des öffentlichen Dienstes, der Dienstleistungen und der freien Berufe gewählt.

Der Wahlausgang im Besatzungsgebiet der amerikanischen Armee

Die Frage, inwieweit die Anwesenheit der alliierten Armeen in der Tschechoslowakei die gesamte Entwicklung und darunter auch den Wahlausgang des Jahres 1946 beeinflusst hat, ist eine sehr kompliziert zu beantwortende Frage. Der relative Einfluß der sowjetischen und der amerikanischen Armee auf die Entwicklung der Tschechoslowakei leitet sich nicht einfach von den Anteilen ab, zu welchen diese Armeen in der Tschechoslowakei stationiert waren. Dieser Einfluß hängt nur zum Teil davon ab, wie sich die Angehörigen der Armeen zu der tschechoslowakischen Bevölkerung und den Institutionen des wiederentstehenden Staates und zu den Deutschen und ihren Institutionen verhalten haben. Der Einfluß der Anwesenheit der alliierten Armeen hat sich dabei sowohl auf die Gebiete, wo sie stationiert waren, als auch auf andere Gebiete, ja auf das gesamte Territorium des Staates erstreckt. Da die grundsätzliche politische Orientierung des neuen Staates schon im voraus weitgehend festgelegt wurde und die nichtkommunistischen Parteien die Bindung in der Nationalen Front, der sie kaum ausweichen konnten, eingegangen waren, waren sie nicht frei, Gesetzesverstöße bei

beiden Besatzungsmächten gleich zu behandeln. Es ist nicht einmal klar, ob z. B. die Anwesenheit der amerikanischen Armee in Westböhmen sich dort positiver ausdrücken sollte als in anderen, nicht amerikanisch besetzten Regionen – sozusagen auf die Entfernung. Gerade dort, wo die sowjetische Armee stationiert war, konnte ihr „schlechtes Verhalten“ eine noch größere Unterstützung nichtkommunistischer Parteien bewirken, als es in den Gebieten der Fall war, wo die Amerikaner präsent waren. Es ist auch nicht klar, ob der Einfluß der Anwesenheit der Amerikaner gerade den nichtkommunistischen Parteien helfen sollte, die doch in den Augen vieler Bürger, die gegen die Kommunisten und Sowjets eingestellt waren, mit den Kommunisten am gleichen Strang gezogen haben.

Trotz all dieser Bedenken, Vorbehalte und Einschränkungen haben wir versucht, eine einfache These über die Wirkung der Anwesenheit der Amerikaner auf die Wahlergebnisse 1946 zu testen. Der statistische Test vergleicht das Verhalten der Wähler in bezug auf einzelne Parteien in dem Teil Böhmens, wo die amerikanische Armee stationiert war, mit dem restlichen Teil von Böhmen. Die Amerikaner waren in 26 der 110 Bezirke Böhmens anwesend. Ihr Besatzungsgebiet nahm entweder die ganze Fläche dieser Bezirke ein oder nur einen Teil davon.

Zu einem Test der Hypothese von einem unterschiedlichen Wahlverhalten in den 26 „amerikanischen“ und 84 „nichtamerikanischen“ Bezirken wurde die Methode der binären Variablen (auch als Methode der Dummyvariablen oder Strohvariablen bekannt) verwendet. Die Untersuchung knüpft an die statistische Erklärung der Wahlergebnisse durch das differenzierte Verhalten der alten und neuen Bevölkerung an und erweitert die statistische Analyse um eine weitere Größe, die Dummyvariable, die „amerikanische“ und „nichtamerikanische“ Bezirke unterscheidet. Die Verwendung dieser Dummyvariablen ermöglicht eine Schätzung, welche Parteien in amerikanisch besetzten Bezirken ein Mehr bzw. ein Weniger an Stimmen bekommen haben, ob diese mehr und weniger Stimmen statistisch signifikante Größe hatten und wie groß dieser Betrag war. Es sollte sich z. B. zeigen, ob die Kommunisten in „amerikanischen“ Bezirken weniger Stimmen bekommen haben als in „nichtamerikanischen“ und welche nichtkommunistischen Parteien davon profitiert haben.

Das Fazit der statistischen Untersuchung ist negativ. Es konnte nicht nachgewiesen werden, daß das Wahlverhalten der Wähler in „amerikanischen“ Bezirken signifikant unterschiedlich war gegenüber dem Verhalten der Bevölkerung in den „nichtamerikanischen“.

DIE SITUATION IN DER DEUTSCH-BÖHMISCHEN SIEDLUNGSINSEL WOLFSBERG/WEIDENTHAL IM BANATER BERGLAND IN RUMÄNIEN

Von Manfred Klaube

Vorbemerkung

In den hier untersuchten Siedlungen im Banater Bergland leben Nachkommen deutscher Auswanderer aus Böhmen. Deshalb sah sich die Zeitschrift veranlaßt, schon im Jg. 13 (1972) einen Beitrag von Manfred Klaube zu veröffentlichen (s. Anm. 2). Derselbe Grund, und dazu die offensichtliche Problematik, veranlassen uns, auch diesmal den sachkundigen Autor zu Wort kommen zu lassen.

Die Herausgeber

Fragt man nach den Ursachen für den großen Exodus der Deutschen in den letzten Jahren aus Rumänien, so stehen immer wieder wirtschaftliche Gesichtspunkte obenan, und gerade die derzeitige katastrophale Versorgungssituation in Rumänien¹ trägt dazu bei, das Vertrauen der Deutschen in dieses Land und seine Führung weiter zu erschüttern und ihr Bestreben zu verstärken, möglichst bald die Ausreise nach Deutschland zu erwirken.

Durchaus alle Personen, die der Verfasser im Sommer 1985 im Banat und in Siebenbürgen zur weiteren Entwicklung der Angehörigen der deutschen Minderheit in diesem Land befragt hat — ob Redakteur oder Pfarrer, Funktionär oder Beamter, Lehrer oder Angestellter, ob Bauer oder Arbeiter —, sehen diese Entwicklung negativ.

Während die meisten ein Ende der deutschen Volksgruppe in Rumänien für die nächsten 20 bis 30 Jahre voraussagen, gehen die etwas vorsichtigeren Kommentare dahin, daß die Deutschen zwar zahlenmäßig weiter abnehmen würden, indem sie in den nächsten Jahren vermehrt ihre Ortschaften verlassen, sich dann aber doch in solchen Orten neu formieren würden, wo der Anteil der Deutschen noch relativ hoch ist. Auch würden im Verlaufe solcher Umschichtungen die Deutschen vorübergehend stärker in die Städte gehen.

Neben der relativ hohen Zahl Ausreisewilliger gibt es aber durchaus Leute, die bleiben wollen. Dazu zählen die meisten der älteren Generation und viele, die in

¹ Wichtige Grundnahrungsmittel wie Mehl, Zucker, Öl, Butter und Fleisch sind rationiert. Bestimmend in den Ladenzeilen der Städte sind die Schlangen vor den Geschäften. Auf der Landwirtschaft liegen hohe Abgaben zu Niedrigpreisen. Benzin, Brennstoffe und elektrischer Strom werden ebenso bewirtschaftet wie andere Grundstoffe und Ersatzteile.

Deutschland keine Verwandten ersten oder zweiten Grades haben, für die also ein Ausreiseantrag derzeit ohnehin kaum eine Chance hat.

Insgesamt kann man den zahlreichen Gesprächen entnehmen, daß der weitaus größte Teil der deutschen Volksgruppe in Rumänien zur Zeit verunsichert ist und daß — wie es Intellektuelle fast wortwörtlich immer wieder äußern — die Leute eigentlich gar nicht mehr wissen, was sie im Hinblick auf die weitere Zukunft tun sollen.

Die Siedlungsinsel Wolfsberg/Weidenthal

Ich habe mich in den zurückliegenden Jahren als einer der wenigen Bundesdeutschen eingehend mit den deutschböhmischen Ortschaften Wolfsberg und Weidenthal im Banater Bergland befaßt². Beide Orte stellen in der Gegenwart die einzige noch intakte reindeutsche Siedlungsinsel im ganzen südosteuropäischen Raum dar. Mittlerweile haben sich aber auch hier die Strukturen insofern verändert, als mittelfristig mit einer Aufnahme von Rumänen und langfristig wahrscheinlich auch mit einer Aufgabe dieser deutschen Gruppe zu rechnen ist.

Wolfsberg und Weidenthal liegen in den höchsten Teilen des Banater Berglandes, die Kirchen beider Dörfer befinden sich auf 955 bzw. 884 Meter Meereshöhe. Die zugehörige Kreisstadt ist Reschitz (Reşița).

Die Tatsache, daß sich beide Ortschaften bis in die Gegenwart hinein als deutsch erhalten konnten, findet ihre Erklärung in der abgeschlossenen Lage inmitten des Waldgebirges, vor allem aber in der außerordentlichen Höhenlage, die vom Klimatischen her besondere Erschwernisse bringt³ und mit der sich bislang nur diese Deutschböhmen hier oben abgefunden haben⁴.

Noch vor etwa 10 Jahren umfaßte diese Siedlungsinsel vier deutsche Ortschaften. Zwar räumlich nicht direkt zusammenhängend, aber doch in ständigem Kontakt mit den beiden auf einer großen Rodungsfläche benachbart liegenden Wolfsberg und Weidenthal waren auch Lindenfeld und Alt-Sadowa zu nennen. Lindenfeld, auf rund 800 Meter Meereshöhe gelegen, wurde inzwischen aufgegeben, und das im Temesch-Tal auf nur 300 Meter Höhe liegende Alt-Sadowa verliert inzwischen latent seinen deutschen Charakter.

So besteht diese deutschböhmische Siedlungsinsel in der Gegenwart nur noch aus Wolfsberg und Weidenthal; aber auch diese beiden Ortschaften sind von einer Auszehrung erfaßt, die sich aus dem ständigen Einwohnerrückgang ergibt.

² Klaupe, Manfred: Die vier deutschböhmischen Gemeinden Wolfsberg, Weidenthal, Lindenfeld und Alt-Sadowa im rumänischen Banat. *BohJb* 13 (1972) 276—305. — Ders.: Deutschböhmische Siedlungen im Karpatenraum. Marburg/Lahn 1984 (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas 120).

³ Der erste Schnee fällt im Oktober, und die Schneeperiode dauert bis Ende April. Die jährlichen Niederschläge liegen um 1000 mm, die Nachtfroste setzen bereits im September ein. Weizen und Mais können nicht angebaut werden, das Gemüse und das wenige Obst reifen oft nicht aus oder werden durch Fröste noch im Mai geschädigt.

⁴ Die Vorfahren der jetzigen Bevölkerung sind 1828 aus dem Böhmerwald eingewandert. Sie kamen dort aus den höchstgelegenen Gebieten und waren durchweg ein entbehrungsreiches Leben gewohnt.

1974 zählte Wolfsberg 828 und Weidenthal 760 Einwohner. Im August 1985 hatte sich diese Bevölkerung nach der letzten gemeindlichen Fortschreibung auf 690 bzw. 568 verringert. Lindenfeld hatte 1974 noch 177 deutsche Einwohner, im August 1985 lebten in dem aufgelassenen Dorf nur noch 13 Personen, nämlich 5 Deutsche und 8 Rumänen.

Lindenfeld

Das ehemals selbständige Dorf Lindenfeld — in geradliniger Entfernung von Wolfsberg etwa 10 Kilometer nördlich gelegen — hatten seine Einwohner 1976 aufgegeben. Die fünf Deutschen, die dort zur Zeit noch leben, umfassen zwei Familien zu je zwei Personen und einen alten Mann, dessen Sohn mittlerweile ein Anwesen in Wolfsberg übernommen hat.

Im Sommer finden sich regelmäßig einige rumänische Hirten ein, so daß dann, zusammen mit einer rumänischen Familie, die ständig in Lindenfeld wohnt, noch etwa 10 Häuser genutzt werden. Alle anderen Anwesen sind im Verfall begriffen, zum Teil zerstört worden und nur noch als Ruinen vorhanden. Zu diesem schnellen Verfall haben u. a. rumänische Hirten beigetragen, die mit ihren Herden nach seiner Auflassung bis in den Ort hineinkamen und die Anwesen belegten.

Für die Aufgabe des Dorfes sind im wesentlichen drei Gründe zu nennen.

a) Obwohl Lindenfeld niedriger und damit klimatisch günstiger als Wolfsberg und Weidenthal liegt⁵, besaß es keine Straßenanbindung zu anderen Ortschaften. Es lag verkehrsmäßig völlig abgeschlossen und war nur schwer über die rumänischen Ortschaften Bukin und Poiana von der Kreisstadt Karansebesch (Cransebeş) her zu erreichen.

In Karansebesch aber arbeitete ein großer Teil der Männer des Dorfes in den Fabriken. Vor allem die jüngeren Männer lehnten es schließlich mit der Zeit ab, täglich mehrere Stunden zwischen Wohn- und Arbeitsort auf sich zu nehmen und obendrein nach getaner Fabrikarbeit und großer zeitlicher Wegebelastrung am Abend zu Hause noch auf den Feldern mitarbeiten zu müssen. Sie verließen vermehrt das Dorf, um nach Karansebesch zu ziehen, zumal es sich für ihre Verhältnisse dort auch besser leben ließ.

b) Entscheidend für die Aufgabe Lindenfelds war 1974/75 der vermehrte Fortgang von ganzen Familien. Gewissermaßen in einer Panikstimmung verließen dann innerhalb weniger Monate fast alle Einwohner das Dorf, ohne für die aufgelassenen Anwesen auch nur irgendwie entschädigt zu werden. Die Häuser verfielen, und das Feld verkrautete.

c) Beigetragen hatten — wenn auch nicht entscheidend — in der Vergangenheit Auseinandersetzungen mit Rumänien, weil rumänische Hirten aus den Nachbarortschaften mit einer gewissen Regelmäßigkeit ihre Tiere innerhalb der Lindenfelder Gemarkung weiden ließen und es dann z. T. zu großen Schäden kam.

⁵ In Lindenfeld konnte sogar noch Mais angebaut werden.

Die meisten Abwanderer aus Lindenfeld gingen nach Karansebesch, das seit Bestehen der deutschböhmisches Siedlungsinsel hoch oben im Banater Bergland immer wieder Leute aus den Bergdörfern — und zwar in seinem Stadtteil Neukaransebesch — aufgenommen hatte. Allerdings blieb ein großer Teil dieser Lindenfelder nur relativ kurze Zeit in Karansebesch, um dann — in vielen Fällen innerhalb von zwei Jahren — nach Deutschland überzusiedeln.

Derzeitige Entwicklungen in Wolfsberg und Weidenthal

Der für Wolfsberg und Weidenthal feststellbare Einwohnerrückgang findet seine Ursache in Abwanderungen und im Rückgang der Geburtenzahlen. Beide Trends werden ganz klar erkannt und geben immer wieder Anlaß zu Gesprächsstoff.

Während in Wolfsberg im Jahr 1984 noch 12—14 Kinder⁶ geboren wurden und in den ersten sieben Monaten des Jahres 1985 acht, waren es in Weidenthal im gleichen Zeitraum nur noch fünf bis sechs bzw. eins. Hatten die Familien noch vor wenigen Jahren im Mittel vier bis fünf Kinder, so geben die jungen Frauen und auch die weiblichen Jugendlichen heute durchweg zu verstehen, daß sie nur noch etwa zwei Kinder haben wollen. Die Gründe für diese Entwicklung sind die gleichen, die wir seit längerem auch in Deutschland kennen. Mit dem Rückgang der Geburten nimmt in gleichem Maße der Anteil der älteren Personen zu.

Dieser Rückgang der Geburtenzahlen hat nicht nur Bedeutung für die Einwohnerentwicklung dieser beiden deutschen Dörfer, er ist vor allem auch mit Blick auf die Organisation des örtlichen Schulwesens zu sehen. Noch haben beide Dörfer eigene Schulen mit etwa je 80 Kindern und je acht Lehrern. Da in beiden Orten keine Rumänen leben, wird durchweg deutsch unterrichtet, darüber hinaus selbstverständlich auch die rumänische Staatssprache.

Für die weitere Entwicklung des Schulunterrichtes muß der Rückgang der Schülerzahlen in Betracht gezogen werden. 1985 gab es in Weidenthal die letzte erste Klasse mit 15 Kindern. In den Folgejahren sank dann die Stärke der Eingangsklasse auf vier bis neun ab. In Wolfsberg zählte im Jahr 1984 die erste Klasse elf Kinder. Für die nächsten Jahre rechnet man mit sieben bis neun.

Wie wird die Schulbehörde angesichts solcher Zahlen in den kommenden Jahren entscheiden? Sicher erscheint die Rücknahme der Lehrerzahl. Kann dann der geforderte Unterricht in seiner Breite noch geleistet werden? Wahrscheinlich wird man die Schulen zusammenlegen.

Sollten in den nächsten Jahren Rumänen in die beiden Dörfer zuziehen, so müßten ihre Kinder eigene Schulen erhalten. Rumänischer Unterricht würde dann wahrscheinlich mit der Zeit in Wolfsberg und Weidenthal Eingang halten. Derzeit zeichnet sich eine solche Entwicklung allerdings noch nicht ab.

Aus Weidenthal ist vor einigen Jahren der Ortspfarrer nach Deutschland gegangen. In seinem Weggang sehen verschiedene Leute mit einem Grund, daß in

⁶ Die genaue Zahl war nicht zu erfragen, wie es überhaupt in Rumänien für Ausländer sehr schwierig ist, an aktuelle statistische Daten heranzukommen.

Weidenthal die Zahl der Antragsteller auf Ausreise nach Deutschland unverhältnismäßig höher ist als in Wolfsberg⁷. Man schätzt zur Zeit in Weidenthal, daß von den 568 Einwohnern nur 210 nicht die Ausreise beantragt haben⁸. Bei diesen Zahlen ist natürlich zu bedenken, daß zwischen Antragstellung und Ausreise in der Regel Jahre vergehen und daß längst nicht alle Anträge genehmigt werden.

Weidenthal hatte nach dem Zweiten Weltkrieg noch 224 bewohnte Hausstellen. Heute sind es nur noch 138. Knapp 25 Häuser standen 1985 leer. Acht bis zwölf werden inzwischen von Rumänen aus dem Tiefland als Sommerwohnung genutzt, vier bis fünf von Deutschen aus Temeschburg (Temesvar, Timișoara) oder aus Reschitz. In vielen Fällen handelt es sich bei diesen neuen Nutzern um Besserverdienende. Auch in Wolfsberg wurden inzwischen leerstehende bzw. aufgegebene Anwesen/Häuser von Auswärtigen übernommen. In einigen wenigen Fällen sind sie auch an Einheimische gegangen. Neubauten finden bei dieser Entwicklung in beiden Dörfern natürlich nicht mehr statt.

Was geschieht grundsätzlich mit den Anwesen, wenn sie von ihren Bewohnern — meist durch Fortgang nach Deutschland — aufgegeben werden? In der Regel übernimmt sie dann der Staat, und zwar über die örtliche Gemeinde. Der Staat kauft das Anwesen zu einem recht niedrigen Preis auf, im Mittel für eine Summe zwischen 18 000 und 30 000 Lei⁹. Er behält dann dieses Anwesen/Haus für die nächsten fünf Jahre und kann es in dieser Zeit vermieten¹⁰. Kommt der vormalige Besitzer innerhalb dieser Zeitspanne nicht zurück und trägt auf Rückkauf an, so kann der Staat das Anwesen veräußern. Auf diese Art und Weise sind in den letzten Jahren in beiden Dörfern etwa 35 Häuser/Anwesen an den Staat übergegangen.

Das mit dieser Abgabe freigewordene Land blieb bislang bis auf wenige Ausnahmen weiter in Bearbeitung. Es wurde durch Vermittlung der Gemeinde von anderen Landwirten übernommen, so daß es bis jetzt noch nicht zum Auftreten von Brachland gekommen ist.

Bei diesem latent stattfindenden Schrumpfungsprozeß muß andererseits festgestellt werden, daß es in beiden Ortschaften in den letzten Jahren nicht unerheblich bergauf gegangen ist. Mittlerweile gibt es in den größeren Haushalten durchweg Fernsehgeräte, Kühlschränke und Waschmaschinen. Auch baut man hier und da Badezimmer. In Wolfsberg wurde vor fünf Jahren eine Wasserleitung verlegt. Ein Nebeneffekt stellte sich ein: in vielen Hausbrunnen verliert das Wasser, weil es nicht mehr regelmäßig geschöpft wird, seine Qualität.

In beiden Ortschaften, in denen es noch vor 20 Jahren kaum eine Maschine gab, laufen mittlerweile verschiedene Autos. 1985 zählte man in Wolfsberg 20 und in Weidenthal 19 privateigene Automobile. Für Wolfsberg wurden ca. 10 Motorräder ermittelt.

⁷ Auch aus Siebenbürgen und den Banater Dörfern des Tieflandes wird immer wieder berichtet, daß gerade der Fortgang von Pfarrern und von Lehrern von der Einwohnerschaft dieser Orte als ein Signal verstanden wird.

⁸ Diese Angabe stammt von einem zuverlässigen Gewährsmann.

⁹ Um einen Vergleich zu haben: die Löhne in Rumänien liegen je nach Qualifikation und Leistung monatlich zwischen 2500 und 5000 Lei (keine Extremverdienste).

¹⁰ Dem Verfasser wurde ein Fall bekannt, wo für ein gutausgestattetes Anwesen die Miete für Gehöft und zugehöriges Land im Jahr 2800 Lei betrug.

Dominiert in der Landwirtschaft immer noch die schwere und mühselige Handarbeit, so haben inzwischen doch auch hier schon maschinell betriebene und berggängige Mähgeräte Eingang gefunden.

Vom Finanziellen her ist festzustellen, daß man sich in manchen Familien sogar ausgesprochen gut steht. Das gilt vor allem für Wolfsberg, wo im Sommer in vielen Häusern an Gäste — sog. Luftschnapper — vermietet wird, Leute, die vorwiegend aus dem Banater Tiefland kommen und meist Deutsche sind¹¹. Da im Bereich des Dreiwässer-Stausees zwischen Wolfsberg und Weidenthal seit längerem auch ein größerer Touristenkomplex entstanden ist¹², in Wolfsberg ein gastronomischer Betrieb — ein Hotel — mit 40 Betten besteht und obendrein das ehemalige Lehrerwohnheim¹³ existiert, zählt man im Sommer an manchen Tagen im Bereich dieser Siedlungsinsel zusammen mit den Tagesgästen, die zum Wandern oder zum Baden heraufkommen, zwischen 700 und 1000 Fremde.

Gäste kommen aber auch im Winter, und einiges von dem Geld, das sie ausgeben, bleibt doch im Dorf. Auch ist es so, daß es in den meisten Familien mehrere Verdienner gibt, wozu noch die Renten der Älteren kommen, und die hier im Bergland noch privat betriebene Landwirtschaft die Ernährung sicherstellt, so daß die wirtschaftliche Situation in den meisten Familien zu keiner Not Anlaß gibt, im Gegenteil sich für rumänische Verhältnisse oft recht günstig darstellt.

Trotzdem wollen viele Leute fort. Aus Wolfsberg gingen im letzten Jahr 14 Familien.

Zu den Gründen für die Abwanderung zählen auch die schwere Arbeit und die vom Klimatischen her harten Existenzbedingungen. Die jungen Leute neigen vermehrt dazu, die mühselige Arbeit nicht mehr als „gottgegeben“ hinzunehmen. Sie wissen inzwischen, daß man anderswo leichter und auch besser leben kann, vor allem wenn sie sich von Gleichaltrigen berichten lassen, die erst vor einem oder zwei Jahren nach Deutschland ausgewandert sind, die dann auf Besuch zurückkommen und erzählen, was sie alles schon geschaffen haben, daß sie eine Wohnung besitzen und auch ein Auto fahren¹⁴.

Beide Dörfer befinden sich derzeit in einem großen Umbruch. Zu den äußeren Anzeichen gehört, daß sich vor kurzem alle Mädchen, vor allem die heiratswilligen,

¹¹ Der Fremdenverkehr in Wolfsberg setzte bereits in den zwanziger Jahren ein, und die Leute kommen bereits schon in der dritten Generation. Relativ stark unter den Fremden ist der Anteil aus Reschitz. Zum einen ist Wolfsberg über eine asphaltierte Straße mit Reschitz verbunden, zum anderen aber ist Reschitz durch die dortigen Hüttenwerke in sehr starkem Maße immissionsbelastet. In diesem Fall ist auf die für deutsche Verhältnisse kaum vorstellbare Luftverschmutzung in rumänischen Hüttenstandorten hinzuweisen.

¹² Die Kapazität beträgt ca. 200 Personen. Viele Gäste campen in den Sommermonaten frei auf dem Wiesenland in der Nähe des zufließenden Baches. Vermehrt kommt es dabei zu Unverträglichkeiten zwischen einheimischen Bauern und Fremden.

¹³ Es wurde in den dreißiger Jahren von dem Deutschen Lehrerverein in Temeschburg erstellt. Heute wird es von einem großen Temeschburger Industrie-Unternehmen gehalten.

¹⁴ Nachfragen haben ergeben, daß durchweg alle arbeitsfähigen Wolfsberger und Weidenthaler, wenn sie nach Deutschland kommen, nach kurzer Zeit Arbeit gefunden haben. Der Grund dafür ist darin zu sehen, daß sie grundsätzlich zu jeder Arbeit bereit sind.

die Zöpfe abschneiden ließen, die bislang durchweg noch getragen wurden. Obendrein wurde von den Jüngeren die Tracht abgelegt.

Denken und Handeln der Jugendlichen — der weiblichen wie der männlichen — haben sich in den letzten Jahren stark gewandelt. Darüber klagen zwar die Älteren, aber den in Gang gekommenen Prozeß der Umstrukturierung können auch sie nicht aufhalten.

*Der Landkreis Traunstein in Oberbayern — ein Sammelgebiet
der Wolfsberger und Weidenthaler in der Bundesrepublik Deutschland*

Mitte bis Ende der sechziger Jahre sind die ersten Leute aus Wolfsberg, Weidenthal, Lindenfeld, Alt-Sadowa, auch solche aus Karansebesch und Reschitz — insgesamt Deutschböhmen aus dieser Siedlungsinsel im Banater Bergland — in die Bundesrepublik Deutschland ausgewandert. Das Gros dieses ersten Schubes kam — sicherlich zufällig — in das Gebiet Traunstein.

Weil nun die Auswanderung Deutscher aus Rumänien grundsätzlich nur aufgrund bestimmter verwandtschaftlicher Bindungen möglich ist, haben die ersten Ankömmlinge mit der Zeit andere nachgeholt, und so ist es in Deutschland inzwischen zu einer räumlichen Konzentration von ehemals deutschböhmischen Bewohnern dieser Siedlungsinsel in Oberbayern, insbesondere im Gebiet Traunstein und in der jungen Stadt Traunreut, gekommen.

Nach Erhebungen der dortigen Wolfsberger/Weidenthaler leben inzwischen im Landkreis Traunstein 72 Familien, und in Traunreut sind es mittlerweile rund 100 Personen. Die junge und aufstrebende Stadt weist auch gegenwärtig keine Arbeitslosen auf, und so haben hier alle Auswanderer sehr schnell Fuß fassen können.

Überhaupt haben in dieser Stadt ehemalige Volksdeutsche einen hohen Bevölkerungsanteil. Auch sind sie sehr stark in den Landsmannschaften organisiert. Von daher haben viele Einwohner Traunreuts gleiche Probleme, und es bestehen gut funktionierende Nachbarschaften.

Andere Wolfsberger und Weidenthaler hat es nach Waldkraiburg verschlagen, wieder andere finden sich in der Ortschaft Grünstadt im Raum Mannheim/Ludwigshafen.

Gedanken zur weiteren Entwicklung von Wolfsberg und Weidenthal

„Hier oben werden nie Rumänen herkommen — diese schwere Arbeit, die wir verrichten, die macht kein Rumäne.“ Hinter diesen Satz bzw. diese Feststellung ziehen sich immer wieder ältere Wolfsberger und Weidenthaler zurück, wenn die Sprache auf die Zukunft beider Ortschaften kommt. Doch auch Jüngere neigen zu dieser Annahme. Den Sommer über würden Rumänen wohl kommen, den Winter über würde hier oben kein Rumäne bleiben.

Man sieht durchaus die Gefahren, die sich aus der Entwicklung der letzten Jahre ergeben, doch in der Annahme, daß in Zukunft Rumänen auf keinen Fall nach

Wolfsberg und Weidenthal kommen würden, irrt man sich sicherlich. Hierfür gibt es keine stichhaltigen Gründe.

Vielmehr ist festzustellen, daß gerade über den Tourismus vermehrt Rumänen in diese Siedlungsinsel gelangen, und in dem Maße, wie weiterhin eine Abwanderung stattfindet, wie weiter Häuser leer werden, die dann der Staat vorübergehend übernimmt, ist abzusehen, wie die Zuwanderung Ortsfremder — selbstverständlich auch von Rumänen — zunehmen wird.

Noch haben beide Ortschaften ausschließlich deutsche Bewohner. Der Prozeß der Umschichtung hat aber bereits begonnen. Damit scheint die einzige heute in Südosteuropa noch bestehende deutsche Sprachinsel ihren prägenden Charakter langfristig zu verlieren.

„BÖHMISCHE DÖRFFER“

Anmerkungen zu einer Redensart

Von *Walter Dehnert*

Die übereinstimmende Erklärung neuerer Nachschlagwerke für „böhmische Dörffer“ lautet: unbekannte, unverständliche Dinge¹. Entsprechend heißt „Das kommt mir böhmisch vor“: das ist mir unbegreiflich².

Wie jedoch ist ausgerechnet Böhmen in diese Wendung eingebracht worden? J. H. Zedler erläutert 1733: „Böhmische Dörffer, ist ein bekanntes Sprichwort, welches daher kommt, weil die Böhmischen Dörffer in der Böhmischen Sprache so ungewöhnliche Namen haben, welche die Teutschen nicht wohl aussprechen können, und nicht verstehen, wenn sie dieselben nennen hören, und daher sagt man von einem einfältigen Menschen, welcher nicht viel von andern Ländern gesehen und gehöret: Das sind ihm Böhmische oder Spanische Dörffer. Man sagt auch, daß dieses Sprichwort dahero entstanden, weil anno 1466 Böhmen so sehr sey ruiniret worden, daß man weit und breit kein Dorff mehr gesehen.“³

Zwei Entstehungsmuster werden hier angeboten. Einmal der Bezug auf die slawischen Namen böhmischer Dörfer, die den deutschen Ohren fremdartig, „unverständlich und deshalb [auch] schwer auszusprechen“ waren⁴. Dies gilt dann auch für „die unverständliche Sprache der böhmischen Händler seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert“⁵. Allgemeine Verbreitung hat die Redensart von den „böhmischen Dörfern“ erst mit dem Dreißigjährigen Krieg gefunden. „Sie wurde von Soldaten aus Böhmen mitgebracht, die damit sagen wollten, es ginge ihnen mit einer Sache wie mit den Namen tschechischer Dörfer, die keiner von ihnen aussprechen, verstehen oder gar sich merken könne.“⁶ Der andere Bezug ist mit dem 1466 gebannten Böhmenkönig

¹ Mackensen, Lutz: Deutsches Wörterbuch. München o. J. [etwa 1977], 153. – Handwörterbuch der deutschen Umgangssprache. Bd. 1. Berlin [DDR] 1984, 254. – Wahrig, Gerhard: Deutsches Wörterbuch. o. O. 1980, 731. – u. a. m.

² Küpper, Heinz: Illustriertes Lexikon der deutschen Umgangssprache in acht Bänden. Stuttgart 1982–84, hier Bd. 2, 449. – Ebenso Mackensen: Wörterbuch, 153.

³ Zedler, Johann Heinrich: Großes vollständiges Universalexicon aller Wissenschaften und Künste [. . .]. Bd. 4. Halle-Leipzig 1733, 375.

⁴ Lipperheide, Franz Frh. v.: Sprachwörterbuch. Berlin 1907, 74. – Weigand, Friedrich Ludwig Karl: Deutsches Wörterbuch Bd. 1/3. Verb. u. verm. Aufl. Gießen 1878, 241. – Belege bei Grimm, Jacob u. Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 2. Leipzig 1868, Sp. 224.

⁵ Küpper II 1983, 449.

⁶ Krüger-Lorenzen, Kurt: Das geht auf keine Kuhhaut. Deutsche Redensarten – und was dahinter steckt. Düsseldorf 1960, 43 f. – Siehe auch Müller, Carl: Die Verwertung der

Georg von Podiebrad und den Zweiten Hussitenkriegen gegeben. „... Es war das Land alles verderbet / also daß noch ein Spruchwort von einem unbekandten ding ist: Es Seyn böhmische Dörffer.“⁷ P. L. Berckenmeyer notiert in seinem Antiquarius für das Jahr 1466: „... ward das Land [gem. Böhmen] dahmals mit Sängen und Brennen so sehr ruiniret, daß man weit und breit kein Dorff mehr sehen konnte, daher nachmahls ein Sprichwort entstanden ist: Es kömmt ihnen so fremde vor, als wenn es Böhmische Dörffer wären.“⁸ „Andere leiten den Ursprung aus dem Dreißigjährigen Krieg her, der in Böhmen alles verwüstet hatte, sodaß der Anblick eines dortigen Dorfes entweder wegen der Seltenheit derselben oder wegen der verwüsteten Gestalt eine Art Verwunderung erregte.“⁹

Die Herleitungen sind also unterschiedlich. Gemeinsam ist ihnen die Bedeutung in bezug auf „das Befremdende, auf Unwissenheit in Etwas“¹⁰. Dies gilt heute nach wie vor: „Böhmische Dörfer“ meint „unbekannte, unverständliche Dinge, davon weiß ich nichts“¹¹. Zu klassifizieren wäre demnach „böhmische Dörfer“ als eine idiomatische Redewendungen, d. h. als ein Ausdruck, dessen Gesamtbedeutung nicht aus der Bedeutung der Einzelwörter erschlossen werden kann. Diese sprichwörtliche Redensart hat die „ehemalige Wirklichkeit eingebüßt“, die „wörtliche Bedeutung ist verlorengegangen“¹². Soweit zu der Wortverbindung als Text. Wie bereits die Erwähnungen in der Literatur gezeigt haben, ist die Erhellung des Kontextes schwieriger. Um ihn bemüht sich die Erzählbiologie, die nach dem „Sitz im Leben“ fragt, nach der Anwendung und Bedeutung, nach der sozialen und kulturellen Funktion im Tradierungsprozeß¹³.

Sehen wir von der Erwähnung der Redensart bei Theobaldus Schlackenwald 1621 ab, darf als ältester Beleg Rollenhagens Froschmäuseler (1595) gelten: „Ich sagt ihm / daß bey meinen Ehren / Mir das Böhmische Dörffer wären.“¹⁴ Die wohl bekannteste Fundstelle ist jene bei Johann Jakob von Grimmelshausen in seinem *Simplicissimus* von 1669: „Dieses waren wohl Wort, die einen Christenmenschen [. . .] billig aufmuntern, trösten und erfreuen hätten sollen: Aber, o Einfalt und Unwissenheit! es waren

Redensarten im Unterricht. Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5 (1891), 145–173, hier 157.

⁷ Schlackowaldensis, M. Zacharias Theobaldus: Hussitenkrieg. Nürnberg 1621, 3. Teil, 108.

⁸ Berckenmeyer, P. L.: Neu-vermehrter curieuser Antiquarius [. . .]. 1731. [Erstausgabe Hamburg 1709], 781.

⁹ Wander, Karl Friedrich (Hrsg.): Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Leipzig 1867, Sp. 677.

¹⁰ Körte, Wilhelm: Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Leipzig 1837, 50 (= Nr. 672).

¹¹ Röhrich, Lutz / Meinel, Gertraud: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Bd. 1. 3. Aufl. Freiburg-Basel-Wien 1974, 208.

¹² Röhrich, Lutz / Mieder, Wolfgang: Sprichwort. Stuttgart 1977, 15 (Sammlung Metzler 154).

¹³ Dégh, Linda: Biologie des Erzählguts. In: Ranke, Kurt (Hrsg.): Enzyklopädie des Märchens. Bd. 2. Berlin-New York 1979, Spp. 386–404, hier Sp. 386. – Grober-Glück, Gerda: Zur Biologie des Sprichwortes. *Proverbium* 25 (1975) 978.

¹⁴ [Rollenhagen, Georg]: Der Frösche und Mäuse wundersame Hofhaltung sonst Froschmäuseler genannt. Frankfurt 1683, 159 (= 1. Buch, 2. Teil, 15. Kap.). Die Erstausgabe erschien 1595.

mir nur böhmische Dörfer, und alles ein ganz unverständlich Sprach . . .“¹⁵ Eine interessante Parallele findet sich bei Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716). Er schreibt in einem Brief: „Tout cela [gemeint: die Schriftstücke und Bücher, die sich Leibniz in Frankfurt am Main und anderswo in russischer und anderen slawischen Sprachen hat abschreiben lassen] m'est qu'on apelle Böhmische Dörfer en Allemand. C'est-à-dire des villages Bohemiens.“¹⁶ Den gleichen Sprachgebrauch läßt Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) erkennen: „ . . . Aber ich wollte doch auch gern diejenigen, denen Freundschaft, Pflichten, Glückseligkeit der Freundschaft, böhmische Dörfer sind (man verzeihe mir diesen gemeinen Ausdruck, weil er der Sache angemessen ist) auf die Vermuthung bringen, daß es vielleicht einigermaßen möglich seÿ, daß diese Wörter etwas bedeuten könnten.“¹⁷

Die Redewendung „Das kommt mir böhmisch vor“ meint „Das mutet mich seltsam an“¹⁸. In Wien etwa drückt man sich so aus: „Dös is für eahn a böhmisches Dorf“ (= er kennt es nicht). Oder: „Dös is mir viel zu böhmisch“ (= ich verstehe es nicht). Der 10. Wiener Gemeindebezirk wird als „böhmischer Grund“ bezeichnet¹⁹. In Österreich, besonders in Wien, steht umgangssprachlich „böhmakeln“ abwertend für „schlechtes Deutsch sprechen, radebrechen: er böhmakelt da etwas zusammen, ich verstehe ihn nicht“. „Böhmisch einkaufen“ wird seit dem frühen 19. Jahrhundert in Österreich umgangssprachlich für „stehlen“ gebraucht²⁰. Die Gaunersprache kennt „böhmisch lernen“ schon lange als Bezeichnung für „stehlen lernen“ (frühester Beleg im 17. Jahrhundert; seit etwa 1900 in Österreich allgemein bekannt). Ähnliches gilt für den „böhmischen Zirkel“: „Im Grunde handelt es sich um eine Gebärde, durch die besonders in Wien Tschechen als diebisch verhöhnt wurden. Dabei wird das Kreisschlagen mit dem Zirkel nachgeahmt. Der rechte, senkrecht nach unten gerichtete Daumen stellt den im Mittelpunkt eingesetzten Zirkelschenkel dar, die übrigen vier Finger beschreiben, dem andern Schenkel entsprechend, einen Kreisbogen und schließen sich mit den Spitzen an die Handfläche, wie um etwas einzustreichen.“²¹ Der „böhmische Zirkel“ als Zeichen für Diebstahl ist bereits im 19. Jahrhundert von Österreich nach Westen und Norden gewandert. So hieß es beispielsweise in Südhessen statt stehlen

¹⁵ Grimmshausen, Hans Jakob Christoffel v.: Der Abenteuerliche Simplicissimus Teutsch. München 1975, 20; die Erstausgabe Nürnberg 1669.

¹⁶ Brief Leibniz an den schwedischen Gelehrten Sparwenfelt vom 27. 12. 1698. Zit. bei Bittner, Konrad: Slavica bei G. W. von Leibniz. Germanoslavica 1 (1931/32), 3–32, 161–234, 509–557, hier 202. Den Hinweis verdanke ich Prof. Dr. Hans Lemberg, Marburg/L.

¹⁷ Klopstocks sämtliche Werke. Bd. 11. Leipzig 1823, 238 f.

¹⁸ Wahrig, Gerhard u. a. (Hrsg.): Brockhaus Wahrig. Bd. 1. Wiesbaden-Stuttgart 1980, 745.

¹⁹ Hauenstein, Hans: Wiener Dialekt. 2. erw. Aufl. Wien 1978. – Vgl. dazu Glettler, Monika: Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt. München-Wien 1972. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 28).

²⁰ Ebner, Jakob: Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch der österreichischen Besonderheiten. 2., völlig überarb. Aufl. Mannheim-Wien-Zürich 1980, 47 (Duden-Taschenbücher 8). – Auch Kupper II 1983, 449. – Wahrig I 1980, 745.

²¹ Wolf, Siegmund A.: Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache. Mannheim 1956, 59 (= Nr. 599).

„de böhmisch Zergel mache“²². Diebstahl galt als „böhmisches Handwerk“²³. Für Frankfurt ist um 1900 belegt „Der het die böhmisch Krankheit“ (der ist faul)²⁴. Daß „Böhme“ zuweilen synonym mit „Zigeuner“ verwandt wurde, paßt in solche Negativbeschreibungen²⁵. Wenn in einem „Antisprichwörterbuch“ [sic!] der Satz „Prag darf für Europa kein böhmisches Dorf werden“²⁶ notiert ist, so berührt dies eigenartig.

Die Tschechen kennen die Redensart „To jest mu španělskou vesnicí“ [Das ist ihm ein spanisches Dorf²⁷]²⁸. „Böhmische Dörfer“ im übertragenen Sinne sind unbekannt, die Übersetzung würde schlicht lauten „To mi připadá cizí“ [Das ist mir fremd] oder „To je mi zcela neznámo“ [Das ist mir völlig unbekannt].

Herbert Ihering hat darauf hingewiesen, daß es „nicht kleinlich und überflüssig“ ist, „Redensarten auf ihre Brauchbarkeit zu überprüfen“²⁹. Wie die Umgangssprache stereotype Vorstellungen mit dem Adjektiv „böhmisch“ in Zusammenhang zu bringen pflegt, ist hier mit etlichen Beispielen aufgezeigt worden³⁰. Freilich scheinen die speziellen gaunersprachlichen Wendungen heute kaum mehr verstanden zu werden.

²² Küpper VIII, 1984, 3172. – Südhessisches Wörterbuch Bd. 1. Marburg 1965–68, Sp. 991. – Auch belegt bei Fischer, Hermann (Bearb.): Schwäbisches Wörterbuch. Bd. 1. Tübingen 1904, Sp. 1269.

²³ Sanders, Daniel / Wülfing, J. Ernst: Handwörterbuch der deutschen Sprache. 8., neu bearb. Aufl. Leipzig 1924, 116. Dort auch weitere Belege.

²⁴ Beleg 1911 von Julius Jakob Strauß (1867–1942). Frankfurter Wörterbuch. 2. Lieferung. Frankfurt am Main 1972, 352. – „Er het die böhmisch Kranket: müed, matt un ful“. Belegt für Ettenheim i. B. bei Ochs, Ernst (Bearb.): Badisches Wörterbuch. Bd. 1. Lahr 1925–40, 282.

²⁵ Sanders / Wülfing 116. – Ob darin eine Anspielung auf den zahlenmäßigen Anteil der Roma/Sinti in der Tschechoslowakei liegt, konnte ich nicht ermitteln. Vgl. Gronemeyer, Rainer: Zigeuner in Osteuropa. Eine Bibliographie zu den Ländern Polen, Tschechoslowakei und Ungarn. München u. a. 1983. – H. Schrader zieht Verbindungen zwischen wandernden Zigeunern aus Böhmen und dem deutschen Sprachgebiet. „Heißt doch auch der Kamm, dessen sich die Zigeuner bedienen, ein böhmischer Stahl, d. h. vier Finger und der Daumen“. Schrader, Herman: Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlichen Redensarten. 5., verb. Aufl. Weimar 1896, 396–398 (= Nr. 78. Böhmische Dörfer), hier 397. (Vgl. auch „bohémien“ = Zigeuner im Französischen!) – In Hessen galt „der Böhme“ als Bezeichnung einer Münze (böhm. Groschen). Vilmar, A. F. C.: Idiotikon von Kurhessen. Marburg 1868, 46.

²⁶ Mieder, Wolfgang: Antisprichwörter. Bd. II. Wiesbaden 1985, 24 (= Nr. 1727). Es handelt sich um einen Aphorismus von Uhlenbruck, Gerhard: . . . einFACH gesimpelt. Aphorismen. Aachen 1979, 67.

²⁷ Richter, Albert: Deutsche Redensarten, sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert. Hrsg. v. Oskar Weise. 5., verm. Aufl. Leipzig 1930. 202–204 (= Nr. 184, „Spanisch vorkommen“).

²⁸ Sterzinger, J. V.: Encyklopedický německo-český slovník Bd. 1. [Enzyklopädisches deutsch-böhmisches Wörterbuch I. Teil]. Prag 1916, 988. – Hinweise zu tschechischen Sprichwörtern etwa in: Československá vlastivěda. Díl 3: Lidová kultura [Tschechoslowakische Vaterlandskunde. Teil 3: Die Volkskultur] Prag 1968, 284–287. – Flajshans Václav: Česká přísloví [Tschechische Sprichwörter]. 2 Bde. Prag 1911–13.

²⁹ Die kleinen Redensarten. Berliner Börsen-Courier vom 27. Mai 1932. Zit. nach Mieder, Wolfgang: Deutsche Sprichwörter und Redensarten. Arbeitstexte für den Unterricht. Stuttgart 1983, 134–140, hier 137 (= reclaims Universal-Bibliothek Nr. 9550).

³⁰ Vgl. Schroubek, Georg R.: Prag und die Tschechen in der deutschböhmischen Literatur. Volksculturelle Überlegungen zum nationalen Stereotyp. Zeitschrift für Volkskunde 75 (1979) 201–215.

EINE SPUR ZU WALLENSTEIN:
CONAN DOYLES "A SCANDAL IN BOHEMIA"

Von Dieter Bayer

Im April 1891 schrieb Arthur Conan Doyle (1859–1930), der „Vater“ Sherlock Holmes', eine Kurzgeschichte, die im Juli des gleichen Jahres in London im Strand Magazine veröffentlicht wurde. Sie trug den Titel *A Scandal in Bohemia*¹. Die Kurzgeschichte beginnt am Abend des 20. März 1888. Dr. Watson und Holmes warten auf einen Besucher, der sich in einem barschen Brief auf Egerer Papier angekündigt hat. Wenig später stellt sich heraus, daß es sich um den dreißigjährigen „Wilhelm Gottsreich Sigismund von Ormstein, Grand Duke of Cassel-Falstein and hereditary King of Bohemia“ handelt. Er bittet Holmes, ihn bei der Wiedererlangung eines Photos und kompromittierender Briefe, die er als Kronprinz anlässlich einer fünf Jahre zurückliegenden, in Warschau begonnenen Liebesaffäre mit der schönen Abenteurerin Irene Adler verfaßte, zu unterstützen. Die Frau will verhindern, daß der König, der kurz vor der Hochzeit mit „Clotilde Lothmann von Saxe-Meningen, second daughter of the King of Scandinavia“, steht, diese Ehe eingeht, und droht, die Photographie der skandinavischen Königsfamilie in drei Tagen, wenn das Verlöbniß des Königs bekanntgegeben wird, zukommen zu lassen. Holmes willigt ein. Es gelingt ihm aber nicht, Irene Adler das Bild zu stehlen, sondern die Frau übertölpelt Detektiv und König und verläßt England für immer. Ein Brief teilt Holmes mit, daß sie selbst nun verheiratet sei und das Photo nicht verwenden werde.

Gleich zu Beginn der Geschichte wird Holmes von Dr. Watson, durch dessen Augen der Leser den Detektiv sieht, wie folgt charakterisiert: „... while Holmes, who loathed every form of society with his whole Bohemian soul, remained in our lodgings in Baker Street, buried among his old books, and alternating from week to week between cocaine and ambition, the drowsiness of the drug, and the fierce energy of his own keen nature.“² Watson rechnet also seinen Freund unter die Bohémiens.

Das Wort *bohémien* stammt aus dem Französischen und bedeutet Böhme, Zigeuner. Es geht auf mittellateinisch *bohemus* (= Böhme) zurück, was in übertragener Bedeutung den Zigeuner meint, offenbar weil dieses Volk seit etwa 1400 aus Nordindien über Kleinasien und Böhmen nach Westeuropa eingewandert ist. Bereits 1447 wird in Spanien eine Schar nomadisierender Zigeuner „Bohuvian“ (= Böhmen) genannt (Brockhaus Enzykl. XX, 1974, s. v. Zigeuner). Die Bezeichnung *bohème* findet sich zum ersten Mal in Henri Murgers (1822–1861) pittoreskem, realistisch-sentimen-

¹ Oeser, Hans-Christian (Hrsg.): Arthur Conan Doyle. *A Scandal in Bohemia*. Skandal in Böhmen (englisch-deutsch). Stuttgart 1982 (Reclam 7763).

² Ebenda 4f.

talem Roman *Scènes de la vie de bohème*, 1851, und umschreibt die lockere, antibürgerliche Welt genial-verbummelter, armer Pariser Künstler und Literaten sowie den bürgerlichen Lebensformen schlechthin abholder Menschen. Wir denken dabei an die leichtlebige Atmosphäre des Pariser Quartier latin und des Münchner Stadtteils Schwabing³.

Nun ist zwar Holmes echter Engländer, aber die bohème, dieser Verein der Künstler und koketten Mädchen ohne bürgerliche Ambitionen, stammt aus Böhmen – wie der König selbst. Damit wird der Titel der Kurzgeschichte doppeldeutig. Hier der standesbewußte, prunkvoll gekleidete König, dort der der viktorianischen Gesellschaft abgeneigte, asoziale Detektiv, der dem König ironisch-herablassend gegenübertritt. Dem Adeligen droht zwar ein Skandal, doch Sherlocks Mißerfolg ist ein Skandal – und eine Ausnahme unter den Holmesgeschichten⁴.

Den Grund für diesen Mißerfolg müssen wir wohl in Holmes „bohémischer“ Seele suchen, die sich mehr von der die bürgerlichen Spielregeln verletzenden Abenteuerin als von dem prunkvollen, unhöflichen Edelmann angezogen fühlt. Kulturgeschichtlich steht hinter dieser Haltung die verstoßene Aufmerksamkeit, die die prüde viktorianische Welt Lola Montez (= Marie Dolores Eliza Rosanna Gilbert, 1818–1861), der Geliebten des bayerischen Königs Ludwig I. (reg. 1825–1848), zuteil werden ließ. Denn nach dieser Tänzerin, Sängerin und Schauspielerin ist unsere Heldin zweifelsohne modelliert. Beider Lebensgeschichten weisen frappierende Parallelen auf⁵. Während also Holmes und Irene Adler in den Augen Doyles ein bohémien-Charakter eignet, fällt der „echte“ Böhme „Wilhelm Gottsreich Sigismund von Ormstein, Grand Duke of Cassel-Falstein and hereditary King of Bohemia“, völlig aus der damals herrschenden Vorstellung vom Menschentyp der terra felix heraus. Vielmehr ist in der Charakterisierung des Monarchen das gegen Ende des viktorianischen Zeitalters auftretende Vorurteil gegen die Deutschen angelegt: „Herrisch, grobschlächtig, schwerfällig, geschmacklos, unbeherrscht, bar jeder Subtilität und jeden Raffinements“. Diese Verzeichnung paßt nicht zu einem in der Meinung des Volkes lebenslustigen Böhmen⁶. Die Literaturhistoriker kennen solche Ungereimtheiten bei Doyle schon lange: Oft sucht man bei ihm vergeblich nach einem realistischen Detail⁷.

Und dennoch ähnelt des Königs Namen in seiner „barocken Opulenz“ (so Oeser) einer geschichtlichen Gestalt aus dem böhmischen Raum: Albrecht Eusebius Wenzel

³ Wilpert, Gero von: dtv-Lexikon der Weltliteratur. Bd. 3. München 1971 (dtv 3087), s. v. Murger. – Duden. Bd. 7: Das Herkunftswörterbuch. Mannheim-Wien-Zürich 1963, s. v. Boheme. – Brockhaus Enzyklopädie. Bd. 3. Wiesbaden 1967, s. v. Boheme; dazu gehören auch Th. Gautier und G. de Nerval. – Zur Romantik in Böhmen vgl. Preidel, Helmut (Hrsg.): Die Deutschen in Böhmen und Mähren. Gräffeling bei München 1950, 319 ff.

⁴ Oeser: Doyle 1982, 73 f.

⁵ Ebenda 74 f., 77. – Irene Adler, die selbstbewußte Abenteuerin, ist ebenfalls eine Ausnahme. Der Doyle-Leser ist an „hilflose Heimchentypen“ gewöhnt. So Göller, Karl Heinz: Doyle. The Speckled Band. In: Göller, K. H. / Hoffmann, Gerhard (Hrsg.): Die englische Kurzgeschichte. Düsseldorf 1973, 70–79, hier 78.

⁶ Oeser: Doyle 1982, 76. – Rieder, Heinz: Wallenstein. Graz 1973, 104. 1888 Thronbesteigung Wilhelms II., 1890 Bismarcks Entlassung.

⁷ Göller: Kurzgeschichte 1973, 79.

von Wallenstein, Herzog von Friedland und Mecklenburg⁸. Man halte einmal Wilhelms vollen Namen dagegen. Zudem wird Wallenstein in unserer Geschichte direkt erwähnt. Holmes und Watson suchen in einem geographischen Namenverzeichnis für den Kontinent die Erklärung für das Wasserzeichen Eg. auf dem Ankündigungsbrief des böhmischen Edelmannes und stoßen auf: „Eglow, Eglonitz – here we are, Egria. It is in a German – speaking country – in Bohemia, not far from Carlsbad. „Remarkable as being the scene of death of Wallenstein, and for its numerous glass factories and paper mills“.“⁹

Oeser übersetzt „Egria“ mit „Egerland“, wohl deshalb, weil Doyle das Wort wie eine englische Landesbezeichnung mit -ia geformt hat (vgl. Bavaria, Bohemia, Czechoslovakia). Doch warum heißt es dann, Egria liege „not far from Carlsbad“? Seit dem 15. Januar 1850 (resp. 9. Oktober 1854) gehören Eger und Karlsbad zum gleichen Verwaltungsbezirk. Eine „Special-Karte des Egerer Kreis resp. politischen Verwaltungsbezirkes im Königreiche Böhmen“ von 1868 liegt im British Museum, London. Sollte man da nicht „Egria“ als, wie bei Doylschen Ortsnamen oft zu beobachten, verballhorntes „Eger“ (in den lateinischen Urkunden seit dem 13. Jahrhundert steht „Egra“, stets ohne -i) fassen¹⁰? Zudem war die Stadt Eger der Schauplatz der Ermordung Wallensteins und die sog. Wallensteinstadt. Auch sind zwar Papierwasserzeichen aus Eger (E oder EGER) bis ins 19. Jahrhundert bekannt, nicht jedoch aus dem Egerland¹¹.

Die äußere Erscheinung des Böhmenkönigs und seine psychologische Konstitution werden in der Geschichte ausführlich geschildert¹². Vergleicht man diese Angaben mit denen, die in den gängigen Biographien über Wallenstein auftauchen, so scheint sich die Vermutung zu bestätigen, daß hinter Wilhelm Gottsreich der Feldherr des Dreißigjährigen Krieges erkennbar ist.

Wilhelms körperliche Größe, sein Reichtum, seine Kleidung, sein Gesichtsausdruck, sein Luxus, den er mit Pferden trieb, sein Charakter, seine Beziehungen zu Sachsen und Schweden (= Scandinavia) und sein Schmuck finden alle mehr oder weniger ihre Parallelen bzw. Anklänge in der historischen Gestalt Wallensteins und den geschichtlichen Gegebenheiten¹³. Des Königs „thick, hanging lip“ läßt uns unwillkürlich an das typische Körpermerkmal der Habsburger denken.

⁸ Oeser: Doyle 1982, 76.

⁹ Ebenda 14.

¹⁰ Sturm, Heribert: Eger. Geschichte einer Reichsstadt. Geislingen/Steige 1951, 35, 37, 63, 104, 108; freilich gibt es die erschlossene germanische Namensform Agría (14). – Sturm, Heribert: Eger. Bilderband. Geislingen/Steige 1952, 384 f. – Ders.: Districtus Egranus. Eine ursprünglich bayerische Region. München 1981, 147 f. (Historischer Atlas von Bayern. Teil Altbayern. Reihe II, Heft 1).

¹¹ Sturm: Eger. Bilderband 1952, 256.

¹² Oeser: Doyle 1982, 16 ff., 22, 28.

¹³ Diwald, Hellmut: Wallenstein. München-Eßlingen 1969, 2, 247, 318, 497, 531, 535. – Rieder, Heinz: Wallenstein. Graz 1973, 104 f., 108. – Heritage of Britain. London 1975, 271, 298. – Brockhaus Enzyklopädie. Bd. 16. Wiesbaden 1973, s. v. Schlange; Bd. 2. Wiesbaden 1967, s. v. Beryll. – Mann, Golo: Wallenstein. Frankfurt/Main 1972, z. B. 350, 906, spricht von Skandinaviern, wenn er die schwedische Großmacht meint. – Doch daß eine sächsische Prinzessin Mitglied des schwedischen Königshauses sein soll, ist reine Phantasie. Auch

Natürlich ist eine solche Analyse des Doyleschen Böhmenkönigs sehr anfechtbar. So offen wie bei Irene Adler und Lola Montez liegen die Vergleichspunkte nicht. Wilhelms Name enthält z. B. hessische Bestandteile: Cassel erinnert an Kassel an der Fulda in Hessen (vgl. Hessen-Kassel, dessen Erbprinz 1755 mit England über hessische Truppenstellungen für die Briten verhandelte), Falstein an das Dorf und die Burgruine Falkenstein im Taunus bei Königstein. Es bleibt also offen, was Doyle mit einer solchen Verfremdung seiner böhmischen Figur wohl eigentlich beabsichtigt hat.

Eine mögliche Antwort auf diese Frage sei zum Schluß erlaubt. Sie hängt mit Lola Montez zusammen. Vielleicht ersetzte unser Autor König Ludwig I. von Bayern (vgl. des Böhmenkönigs „gamsledernen Geldbeutel“ = „chamois leather bag“), der eigentlich an die Seite der Montez gehört, durch eine phantasiereich verschlüsselte Gestalt aus dem benachbarten, deutschsprachigen („German-speaking“) Böhmen, um den Wittelsbachern und dem regierenden Prinzregenten Luitpold (reg. 1886–1912) nicht zu nahe zu treten.

war Wallenstein nicht böhmischer König. Jedoch scheint ihm die Krone angeboten worden zu sein; vgl. Diwald: Wallenstein 1969, 464. – So wie der König von Böhmen Clotilde von Saxe-Meningen aus Gründen der *raison d'état* heiraten will, vermählte sich Wallenstein 1609 mit der reichen Witwe Lukrezia von Witschkow aus rein wirtschaftlichen Gründen. Wenn der König sagt, er sei inkognito aus Prag gekommen, so sollte man daran denken, daß dort das Palais Wallensteins, das Friedländer Haus, stand; vgl. ebenda 236 ff.

– Dafür, daß der Historiker Doyle (eigentlich war er gelernter Mediziner) um die Geschehnisse des Dreißigjährigen Krieges wußte, scheint zu sprechen, daß der König die skandinavische Königsfamilie als „of strict principles“ charakterisiert, was an ein Wort Gustav Adolfs erinnert: „Gottes Wort und des Schwedischen Reiches Majestät sind wohl wert, daß man dafür jedwede Pein, ja selbst den Tod erleide!“; vgl. Paul, Johannes: Gustav Adolf. Göttingen 1964, 6 (Persönlichkeit und Geschichte 33).

SIGISMUND IM NEUEN LICHT

Die Ungarische Akademie der Wissenschaften veranstaltete gemeinsam mit der Ruhr-Universität Bochum vom 7. bis 11. Juli in Budapest ein Symposium: Sigismundus rex et imperator. Der Herrscher aus der luxemburgischen Dynastie war vor 600 Jahren zum ungarischen König gekrönt worden und wurde vor 550 Jahren in Großwardein begraben. Runde Jubiläen sorgen gelegentlich für Aufmerksamkeit in den Medien. Für die Wissenschaft wichtig war hier aber die Gelegenheit zu internationalem und interdisziplinärem Gedankenaustausch über den Luxemburger, dessen Wirken als römisch-deutscher König und Kaiser zusammen mit der lange Zeit vernachlässigten Epoche erst in letzter Zeit besondere Beachtung fand, während er im tschechischen Geschichtsbild als „Hussitenfeind“ rangiert und im ungarischen Raum die Erkenntnis seiner Wirksamkeit durch die Zerstörungen der Türkenzeit behindert ist. 37 Referenten aus sieben Ländern kamen zu Wort, am meisten waren dabei, etwa zu gleichen Teilen, Stimmen aus den einst von Sigismund regierten Regionen Mitteleuropas vertreten. Etwa gleichmäßig waren die Beiträge der politischen, der wirtschaftlichen, der diplomatischen und der Gedankengeschichte zugeordnet. Besonderes Gewicht fand eine kunsthistorische Diskussion um die bekannten Ausgrabungen auf der Burg von Buda, die seit 13 Jahren der Frage nach dem Stellenwert stilistischer Einflüsse am Hof von Buda wechselnde Antworten zuteil werden lassen.

Für die Wirksamkeit Sigismunds im Rahmen seiner Epoche ergab sich unter dem Vorzeichen einer insgesamt „respektablen politischen Persönlichkeit“ von allen Seiten eine ausdrückliche und nach den vorherrschenden Geschichtsbildern gar nicht selbstverständliche Übereinstimmung. Damit hängen natürlich auch besondere Urteile über die Bedingungen und Probleme jener Epoche zusammen, die unter dem Vorzeichen eines neuen, dem historischen Leben angemessenen Krisenbegriffs auch bei dieser Gelegenheit neue Diskussion fanden. Die Veröffentlichung eines Sammelbandes ist geplant. Auch soll in drei Jahren eine neue Gelegenheit zur Diskussion der Probleme des Spätmittelalters in Mitteleuropa geboten werden.

Bochum

Ferdinand Seibt

A CENTURY OF EUROPEAN MIGRATIONS, 1830-1930: COMPARATIVE PERSPECTIVES

Das Symposium über „Ein Jahrhundert europäische Migrationen (1830-1930) in vergleichender Perspektive“ wurde im November 1986 vom Immigration History Research Center (IHRC) der Universität von Minnesota veranstaltet.

Rudolph Vecoli, Geschichtspräsident an der Universität von Minnesota und Direktor des Immigration History Research Center, hatte etwa 50 Wissenschaftler – überwiegend Historiker – eingeladen. Die Mehrzahl der Teilnehmer (28) stammte aus den USA, aus der Bundesrepublik Deutschland kamen vier, je zwei aus Canada, Italien, Schweden, Finnland, Jugoslawien, England, je ein Repräsentant vertrat Ungarn, Polen und Australien.

Die Absicht der Konferenz war, den seither erzielten Fortschritt kritisch zu bewerten, über neue Ideen und Methodologien zu diskutieren und auf internationaler Basis Möglichkeiten und Grenzen globaler, interdisziplinärer und vergleichender Perspektiven auszutauschen und Forschungsansätze für das kommende Jahrzehnt abzustecken.

Die Gliederung der insgesamt neun Podiumsdiskussionen war phänomenologisch ausgerichtet, d. h. man erörterte verschiedene Erscheinungsformen von Migrationen: Perspectives, Comparative Migration History, Patterns of Migrations, Chain Migrations, Diffusion of Ideas, Caretakers, Immigrant Types und Secondary Migrations.

Im einzelnen befaßten sich die Referate mit folgenden ethnischen Gruppen: Quantitativ an erster Stelle standen die Italiener, gefolgt von den Deutschen, Slowaken, Norwegern, Finnen, Iren, Holländern, Polen, Südslawen, Magyaren. Es kamen aber auch die französischen Kanadier in den USA und die zwangsweise „ausgewanderten“ britischen Sträflinge in Australien zur Sprache.

Schwerpunkte und Fragestellungen

- Einbeziehung der politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und familiären Dimension. Wo sind die jeweiligen Prioritäten?
- Freie oder erzwungene, bzw. staatlich geförderte und subventionierte Migration (z. B. zwischen den zwei Weltkriegen, Deportation von Zuchthäuslern, irische „Exil“-Ideologie).
- Wie ist der Zusammenhang zwischen interner, kontinentaler und Übersee-Wanderung? Inwiefern hat die kontinentale die Atlantik-Wanderung mobilisiert?
- Zusammenhang zwischen Klasse und Ethnizität.
- Konsequenzen für die empfangende bzw. für die gebende Gesellschaft im Verlauf der Migration. Welches waren die Vorteile von einheimischen „internal migrants“ gegenüber den „Fremden“? Analyse der Regierungs- und Industriekreise in ihrer Haltung zur Empfängergesellschaft.
- Unterscheidung von Makro- und Mikro-Charakter des Migrationsprozesses. Betonung des Wertes von Mikro-Studien, die systematisch die Situation (Gemeinsamkeiten – Unterschiede) der individuellen Migranten erfassen. Mikro-Historie als Weg, um die „blinden Flecke“ zu füllen, die von der Makro-Historie nicht abgedeckt werden.

Kritik an bisherigen Forschungstendenzen

- Der Begriff der Ethnizität ist zu umfangreich und sollte stärker differenziert wer-

den (z. B. nach Region, Stadt, Dorf. Nicht immer ist ethnicity identisch mit national origin!).

- Loslösung von den Mobilitätsstudien der letzten 20 Jahre scheint nötig. Warnung, dabei nicht in neue Simplifizierungen zu geraten.
- Die „Community Studies“ berücksichtigen die Rolle der Frauen zu wenig.
- Vernachlässigung der Erforschung der „subsystems“ und „subgroups“ der Migranten, aufgrund von allzu großer Konzentration auf den Aspekt „Atlantic Economies“.
- Die Unterschiede zwischen komparativer Geschichte (die z. B. eine jeweils gleiche Erfahrung in verschiedenen Gesellschaften aufzeigen könnte) und zwischen Historikern, die lediglich Vergleiche anstellen, sind immer noch eklatant.
- Die Zeit der deskriptiven, statt analytischen und vergleichenden papers ist vorbei.
- Zweifel am Konzept der „chain migrations“.
- Zweifel am Konzept der „secondary migrations“. (Hier zeigte sich die Problematik der Gliederung nach phänomenologischen Gesichtspunkten wohl am deutlichsten.)

Desiderata

- Suche nach neuen Terminologien und Zusammenhängen (z. B. Konflikt - Kooperation, Klasse - Ethnizität).
- Analytisch sind Mikro- und Makro-Historie vielfach noch nicht klar genug abgegrenzt.
- Es fehlen Untersuchungen über die Verhaltensweisen der Migranten, weitgehend auch solche über den Machtfaktor der zuständigen Regierungskreise, sowie über die Dynamik des Integrationsprozesses. Überdies besteht ein Mangel an Analysen zu den Initiativen von Staats- und Wirtschaftskreisen, die zur Eingliederung der Empfänger-gesellschaft beigetragen haben.
- Ein neuer „Brennpunkt“ (focus) ist dringend notwendig. Das Schwergewicht lag bisher auf Emigration bzw. Immigration. Was ist „Migration History“ überhaupt? Migration ist jedenfalls kein für sich allein dastehendes, isoliertes Forschungsgebiet, sondern eine menschliche Erfahrung. Hierzu ist systematisches Vorgehen im Rahmen komparativer Forschung nötig, d. h. eine Wandlung der Forschungstechniken. Der begrenzte Erfolg der bisher verwendeten Modelle und Theorien liegt auf der Hand und wird im interdisziplinären Rahmen, unter Einbeziehung von geographischen, juristischen, psychologischen u. a. Faktoren immer wieder ad absurdum geführt. Unwidersprochen blieb daher das statement von Peter R. Sher-gold: „We are blinkering ourselves through the reality of migration.“

Fazit

Quellen und Themen, so erfreulich unkonventionell sie inzwischen auch geworden sind, ergeben noch kein Geschichtsbild der Migration im internationalen Vergleich. Sie liefern noch nicht einmal eine Interpretation. Dazu bedarf es konkreter Fragen,

bestimmter Perspektiven, und diese wandeln sich ebenfalls, wie es die Tagung deutlich gezeigt hat. Sie richten sich nach der individuell-menschlichen und nach der gesellschaftlichen Erfahrung, aber auch nach den persönlichen Ambitionen des Historikers und korrespondieren mit seiner Lebenswelt. Sie suchen nach bildhafter Geschlossenheit und folgen der lebendigen Gegenwart. Trotzdem ist die Geschichtswissenschaft in Europa – offenbar aus den Traditionen der europäischen Nationalstaaten heraus – noch heute in Forschung und Lehre überwiegend auf die eigene Nation konzentriert, in den USA hinwiederum auf die Perspektive der Einwanderung. Und hier liegt das Verdienst dieses Symposiums: Migrationsforschung – im weiteren Sinn: Ethno-History – ist nur in internationaler Zusammenarbeit möglich. Das war der Schritt vorwärts und das Resümee der Konferenz.

Eine umfangreiche Publikation, die auch die „comments“ enthalten wird, soll im Jahre 1988 erscheinen.

München

Monika Glettler

WIDERSTAND UND REPRÄSENTATION IN EUROPA

Vom 21. bis 24. September 1987 fand in Bern der 37. Kongreß der Internationalen Kommission zur Geschichte des Ständewesens und der Parlamente mit dem Rahmenthema „Widerstand und Repräsentation“ statt. An Beispielen aus verschiedenen Epochen und mehreren europäischen Ländern wurden die Auswirkungen von Unruhen oder Revolten sowie von ständischem oder innerparlamentarischem Widerstand auf die Zusammensetzung, Organisation, Funktion und Politik von Repräsentativkörperschaften beleuchtet. Mit diesem Thema wurde der Zyklus von Tagungen anlässlich der Revolutionsjubiläen (1688 Englische und 1789 Französische Revolution), die den Übergang von Ständerversammlungen zu modernen Parlamenten markieren, eingeleitet.

Die böhmischen Länder standen nur im verfassungsrechtlich ausgerichteten Vortrag des Prager Rechtshistoriker Karel Malý (Prag) über den „Böhmischen Aufstand und die neue Ständeversammlung (1618–1620)“ im Mittelpunkt der Betrachtungen, wurden aber in mehreren Referaten erwähnt. Armin Wolf (Frankfurt/Heidelberg) wies in seinem Vortrag über „Die Bedeutung des Aufstandes gegen König Adolf (1298) für die Entstehung des Kurfürstenkollegs“ auf die Rolle des böhmischen Königs hin. In den drei Vorträgen zur politisch-parlamentarischen Struktur der Habsburgermonarchie im 19. Jahrhundert wurde die besondere Bedeutung des böhmisch-mährischen Raumes deutlich. Wilhelm Brauner (Wien) hob in seinem Vortrag über die österreichischen Verfassungen zwischen 1848 und 1945 u. a. die Rolle der Kronländer bis 1918 hervor. Lothar Höbelt (Wien) unterschied in seinem anregenden Referat über „Die Eigendynamik der Obstruktion und das System der doppelten Mehrheiten im alten Österreich“ zwischen der Arbeitsmehrheit der Regierungsparteien, der Toleranzmehrheit der Parteien in bedingter Opposition und den Obstruktionsparteien. Die Formen, Motivation und gesellschaftlichen Hintergründe der Obstruktion – insbesondere von Deutschböhmen und von Tschechen – beleuchtete Robert Luft (Mainz)

mit seinem Beitrag über „Gewaltakte im Parlament – Beispiele zur politischen Mentalität und parlamentarischen Strategie aus der Habsburgermonarchie um 1900“.

Mainz

Robert Luft

BÜRGERTUM IN OSTMITTELEUROPA

Am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) in Bielefeld arbeitet seit Anfang Oktober 1986 eine Forschungsgruppe unter Leitung von Prof. J. Kocka über das Thema „Bürgertum, Bürgerlichkeit und bürgerliche Gesellschaft. Das 19. Jahrhundert im europäischen Vergleich“. Von den vier vorgesehenen Konferenzen, zu denen Gäste und Referenten von außen eingeladen waren, bezog die dritte, vom 9. bis 11. 4. 1987, Osteuropa in den Vergleich mit ein. Gäste aus Ungarn, Polen, der Tschechoslowakei und der DDR hatten Forschungsbeiträge zum Problem des „Bürgertums und der Intelligenz in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert“ erarbeitet. Die Ausdehnung der Vergleichsbasis auf Osteuropa eröffnete neue Perspektiven für den gesamten Forschungsbereich und diente vor allem einer Revision und Differenzierung der Begriffe.

Ein zentraler Punkt in der Bürgertumsdiskussion ist die Frage nach dem deutschen „Sonderweg“. Mit dem Begriff des Sonderwegs sind die Probleme einer verzögerten Entwicklung der Modernisierung und der Entstehung eines emanzipierten Bürgertums sowie die Folgen der verspäteten Nationsbildung angesprochen. Im Vergleich mit Ostmitteleuropa wird jedoch die These von einem speziellen deutschen Weg in Frage gestellt. Es wird deutlich, daß unter ähnlichen Gesichtspunkten jede der ostmitteleuropäischen Nationen für sich einen Sonderweg beanspruchen könnte. Verzögerungen – von weitaus größerem Ausmaß – hat es auch in Osteuropa gegeben und die verspätete Herausbildung von souveränen Nationen mit staatlicher Repräsentanz ergab sich aus den jeweils spezifischen historischen Voraussetzungen.

Die Tagung wurde eingeleitet mit Beiträgen, die der begrifflichen Abgrenzung des „Bürgertums“ am Beispiel der bürgerlichen bzw. nicht-bürgerlichen *Bildungsschichten* im 19. Jahrhundert dienten. Die polnische „*inteligencja*“ und das deutsche „Bildungsbürgertum“ waren die exemplarischen Vergleichsobjekte, an denen die Schwierigkeiten der Definition ebenso klar zutage traten wie die Möglichkeiten einer Differenzierung und damit Klärung der Begriffe (W. Długoborski, Breslau; St. Widerszpil, Warschau; Nora Koestler, Tübingen).

Es wäre eine unzulässige Vereinfachung, wollte man Ostmitteleuropa als Einheit betrachten und somit eine gemeinsame Sonderentwicklung seiner Wirtschaft und Gesellschaft voraussetzen. Gerade an den unterschiedlichen Funktionen eines ungleich entwickelten und verschiedenen strukturierten Bürgertums läßt sich zeigen, daß der Vergleich mit den westeuropäischen bürgerlichen Formationen jeweils gesondert für jedes Land angestellt werden muß. Ungarn bildete nach 1848 bzw. nach 1867 im „Klassenbündnis adliger Eliten mit dem jüdischen Bürgertum“ eine Sonderform der Bourgeoisie heraus (V. Karady, Paris; K. Vörös, Budapest). Trotz einer, mit Polen vergleichbaren, Dominanz des Adels gelang es in Ungarn, einen z. T. fremdnationalen

Mittelstand zu entwickeln, dessen Präsenz und Funktion einen Vergleich mit dem westlichen Europa zulassen. Der Toleranz gegenüber den jüdischen bürgerlichen Schichten kam dabei eine wichtige Bedeutung zu. G. Ranki (Budapest) betonte in seinem Referat, daß ein Vergleich der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen *Funktionen* des Bürgertums in den einzelnen Ländern zu greifbareren Ergebnissen führen könnte als eine Analyse bürgerlicher Mentalität und bürgerlicher Wertvorstellungen, wie sie besonders bei der Beschreibung von Bildungsschichten nahe zu liegen scheint. Dieser funktionelle Ansatz würde auch die Gegenüberstellung des deutschen mit dem tschechischen Bürgertum erleichtern. Für das letztere allerdings war die Verflechtung der Nations- und Sprachzugehörigkeit mit der gesellschaftlichen Schichtung entscheidend und ließ keine geschlossene tschechische bürgerliche Gesellschaft zustande kommen (O. Urban, Prag).

Die Nationalitätenfrage ist auch für die Beurteilung der polnischen Verhältnisse von Bedeutung. In Polen nahmen jüdisches und deutsches Bürgertum die Funktion wahr, die eine schwach entwickelte polnische bürgerliche Schicht nicht in der Lage war auszufüllen (R. Kołodziejczyk, Warschau). Die über das 19. Jahrhundert hinausreichende Kraft adliger und bäuerlicher Wertmaßstäbe und Ideologien und das Fehlen der Eigenstaatlichkeit im 19. Jahrhundert lassen Polen auch im osteuropäischen Vergleich als einen Sonderfall sozialgeschichtlicher Entwicklung erscheinen. Die Abgrenzung des Bürgertums gegen den Adel einerseits und die Arbeiterschaft andererseits waren in Polen nicht sehr scharf markiert und wurden gelegentlich in nationaler Solidarität aufgehoben. Ansätze einer Verbürgerlichung der Arbeiter blieben durch die mangelnde Attraktivität des fremdnationalen bürgerlichen Vorbilds und die zunehmend mechanisierte Arbeitswelt schwach (A. Żarnowska, Warschau; H. Zwahr, Leipzig). Der Einfluß der katholischen Kirche auf die Arbeiterschaft wirkte einer Verbürgerlichung eher entgegen.

Überlegungen zur Entfaltung der bürgerlichen Schichten in Ostmitteleuropa bis zum Zweiten Weltkrieg erschienen im Rahmen einer vergleichenden Gesamtgeschichte der Modernisierung und Industrialisierung Europas als sinnvoll. Für die Zeit danach tauchen erhebliche Schwierigkeiten auf, wenn die sozialen und wirtschaftlichen Umbrüche mit den alten Kategorien der bürgerlichen Gesellschaft gemessen werden sollen. Versuche, Relikte des Kleinbürgertums oder zumindest kleinbürgerlicher Einstellungen in den sozialistischen Ländern zu beschreiben, bleiben in ideologischen Gewichtungen befangen (H. Nussbaum, Berlin; W. Markiewicz, Warschau). Ebenso fraglich ist die Verknüpfung moderner Partei- und Verwaltungseliten mit Begriffen wie Bildungsbürgertum oder Intelligenz (als „neue Klasse“). M. Hroch (Prag) versuchte in einem Schaubild die Zuordnung verschiedener sozialer Schichten und Gruppen unter dem Aspekt der höheren Bildung darzustellen. Dieses Modell müßte allerdings jeweils zeitlich und regional modifiziert werden. Positiv wurde die Forderung J. Kockas aufgenommen, den Bürgertumsbegriff zu historisieren, um eine begrenzte Ausgangsbasis für den Vergleich zwischen west- und osteuropäischen Entwicklungen zu gewinnen.

Die außerordentlich klare und kompetente Zusammenfassung der komplexen Tagungsergebnisse durch J. Kocka brachte jedem Teilnehmer vor Augen, wie nützlich und notwendig derartige Versuche grenz- und systemüberschreitender Komparatistik

für die Sozialgeschichte der europäischen Länder sind. Die Tagungsbeiträge sollen in einem Sammelband veröffentlicht werden.

Tübingen

Nora Koestler

MARBURGER TAGUNG ZUR ZEITGESCHICHTE OSTMITTELEUROPAS

„Sowjetisches Modell und nationale Prägung. Kontinuität und Wandel in Ostmitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg (1943–1956)“ lautete der Titel einer Tagung, die von der Fachkommission Zeitgeschichte im Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat unter Vorsitz des Unterzeichneten vom 17. bis 19. September 1987 im Herder-Institut in Marburg an der Lahn in Zusammenarbeit mit einer Arbeitsgruppe von Mitarbeitern dieses Instituts veranstaltet wurde. Rund dreißig Angehörige verschiedener Disziplinen aus dem In- und Ausland (vor allem Historiker, Nationalökonom und Literaturwissenschaftler) beschäftigten sich mit der „Sowjetisierung“ Ostmitteleuropas nach dem Zweiten Weltkrieg.

Diese Tagung, die von der Stiftung Volkswagenwerk gefördert worden ist, war bereits durch verschiedene Vorveranstaltungen und Vorhaben vorbereitet worden: durch eine Planungstagung im Dezember 1983, die Herstellung einer Arbeitsbibliographie, eines Forschungsberichts (Zeitgeschichtsforschung über Ostmitteleuropa in der Bundesrepublik Deutschland, in: ZfO 1986) usw.

In einem dichtgedrängten Programm mit 23 Kurzreferaten und intensiven Diskussionen erarbeiteten die Teilnehmer angesichts bisher unbekanntem Quellenmaterials und einer seit dem Erscheinen des Bandes „Sowjetisierung Ostmitteleuropas“ (Hrsg. E. Birke und R. Neumann) vor dreißig Jahren erheblich veränderten zeitgeschichtlichen Problem- und Erkenntnislage eine neue Sicht dieser Epoche. Es ist vorgesehen, die Ergebnisse dieser Tagung ergänzt und erweitert in einem Sammelband zu publizieren.

Marburg an der Lahn

Hans Lemberg

OSTEUROPA IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT

Vom 26.–28. März 1987 fand in Sarasota/Florida die vierte „Biennial Conference on Eastern Europe in the Nineteenth and Twentieth Centuries“ statt, die vom New College der University of South Florida veranstaltet wurde; die Konferenz, an der Historiker, Politologen, Ökonomen und Literaturwissenschaftler teilnahmen, gilt inzwischen als das wichtigste regelmäßige Forum der amerikanischen Ostmittel- und Südosteuropaforschung. Schwerpunkte der diesjährigen Tagung waren die gesellschaftlich-politische Entwicklung in Polen seit 1980 (mit Beiträgen polnischer Referenten aus Warschau und Danzig) und die ungarische Wirtschaftsreform, deren Ergebnisse und Perspektiven von amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlern dargestellt wurden, die im Rahmen eines amerikanisch-ungarischen Austauschprogramms

mehrere Monate in Ungarn verbracht hatten. Sowjetische Themen waren auf der Konferenz u. a. mit Sektionen über „Menschenrechte“ und „Revolutionäre Gegner des Bolschewismus“ vertreten; eine herausragende Sektion beschäftigte sich mit „Jugendpolitik in der DDR“. In der Sektion „Political Integration and Conflict in East Central Europe“ referierte Dr. Peter Heumos (Collegium Carolinum) über die Konferenzen der sozialistischen Parteien Zentral- und Osteuropas in Prag 1946 und Budapest 1947; daran schloß sich eine sehr kontroverse Diskussion über die sowjetische Osteuropa-Politik 1945–1948 an. Insgesamt bestätigte die Tagung, daß insbesondere die Zeitgeschichte Ostmitteleuropas in den USA auf sehr viel breiterer Basis und mit einem wesentlich höheren Spezialisierungsgrad als in der Bundesrepublik betrieben wird und zudem von besseren Kontakten zu den ostmitteleuropäischen Ländern profitiert. Der Programm-Koordinator der Konferenz, Professor L. Deme (University of South Florida), regte eine stärkere Beteiligung der Historiker aus der Bundesrepublik und Österreich an.

München

Peter Heumos

NEUE LITERATUR

Československé dějiny v datech [Tschechoslowakische Geschichte in Daten]. Hrsg. von einem Autorenkollektiv.

Svoboda, Prag 1986, 714 S.

Wer sich mit der Geschichte der böhmischen Länder, der Slowaken oder der Tschechoslowakei beschäftigt und tschechische Bücher benutzen kann, dem wird wahrscheinlich das Ploetz-ähnliche Nachschlagewerk „Dějiny Československa v datech“ aus dem Jahre 1968 ein gut vertrautes, ja unentbehrliches Hilfsmittel sein. Obwohl es weder aus dem leicht geänderten Titel noch aus dem Impressum des hier zu besprechenden Buches zu erkennen ist, wo es sogar *expressis numeris* als „Erste Auflage“ deklariert wird, erkennt jeder, der die „Dějiny Československa v datech“ bisher schon lange mit Nutzen verwendet: Hier handelt es sich um eine zweite, wenn auch wesentlich erweiterte Auflage des gleichen Werkes, und das Vorwort von Otto Urban bezeugt dies auch deutlich; zumal das Autorenkollektiv von bemerkenswerter Kontinuität über fast zwei Jahrzehnte und manchen Wandel hinweg geblieben ist: von den 14 Autoren des Jahres 1986 sind 13 wieder beteiligt, drei sind neu dazugekommen. Deshalb hat sich innerhalb der einzelnen Zeitabschnitte des Buches auch tendenziell wenig geändert – trotz aller Gründlichkeit der Überarbeitung, die nur eine Minderzahl der informativen Dateneinträge bzw. der Vorworte der Abschnitte des Buches unverändert gelassen hat.

Äußerlich unterscheiden sich die beiden Auflagen dadurch, daß die frühere in Drucktype, Layout und Ausstattung „klassischer“ war, die neue unruhiger, „bunter“ ist: Das Format ist ein bißchen größer, Text und Umfang sind wesentlich erweitert (nicht nur zugunsten der inzwischen verflossenen fast zwei Jahrzehnte); die Vorteile der aufwendigeren Ausstattung (in jedem Kapitel ein zweiseitiges, grob gerastertes Bild mit mehr Symbol- als Aussagekraft, freilich auch allerlei modischer Schnickschnack wie farbige Kolumnentitel und Kapitelanfangsseiten usw.) wiegen die Nachteile des durch viele fette Heraushebungen unruhiger zu lesenden Druckes und des stumpfeinigen Einbandes auf, der beim ersten Aufschlagen des Buches schon aus dem Leim geht.

Natürlich muß die Neuauflage eines solchen Datenwerks vor allem die Darstellung bis zur Gegenwart „nachziehen“. Das ist – wohl aufgrund des schwerfälligen Kontroll- und Produktionsprozesses – leider nur mit fünfjährigem Abstand zum Erscheinungsdatum gelungen. Die erste Auflage hatte Ende 1966 aufgehört, und so wird man die ersten Jahre des nachgezogenen Textes mit besonderer Aufmerksamkeit lesen: Auch hier sind die Ereignisse mit der auch sonst im Buch üblichen Vollständigkeit (so weit bei einem die gesamte Geschichte umfassenden Überblick möglich) erfaßt, freilich – wie vorhersehbar – mit der heute in der ČSSR gängigen offiziellen Bewertung.

Der Vergleich der „alten“ Teile des Buches in ursprünglicher und neuer Fassung ist durchaus anregend, kann aber hier nicht im einzelnen ausgebreitet werden. Insgesamt hat man den Eindruck, daß die Erweiterung auch gleichzeitig eine Verbesserung im Sinne dichter Information geworden ist; die Überarbeitung des Textes diente vor allem der Präzisierung der Aussage. Die Positiva der ersten Auflage sind geblieben: Für die Zeit vor 1918 ist nicht versucht worden, krampfhaft eine „Einheit“ der tschechoslowakischen Geschichte herauszustellen; es folgen vielmehr die Darstellungen der Geschichte der böhmischen Länder und der Slowakei, also Oberungarns, in den einzelnen Perioden jeweils nacheinander, wenn auch in guter „Vernetzung“, d. h. mit Verweisungen aus den slowakischen Teilen auf die böhmischen, wenn dort breitere Erklärungen gegeben werden.

Am begleitenden Anhang ist einiges geändert worden: Während die Bibliographie in der ersten Auflage durch die Nennung damals aktueller Zeitschriftenaufsätze auch in den neuesten Forschungsstand einführte, umfaßte sie diesmal leider nur Nachschlagewerke und Gesamtdarstellungen. Es hat aber auch begrüßenswerte Erweiterungen gegeben, insbesondere im Bereich der Statistik und der Regierungslisten (neu: ungarische Regierungen vor 1918); neu sind auch einige informative, ein bißchen zu grell gedruckte Karten.

Es ist fast überflüssig zu sagen: Dieses auch in der neuen Auflage außerordentlich gelungene Nachschlagewerk, dessen Informationswert durch die bei aller Kürze einordnenden und erklärenden Texte über eine bloße Datensammlung weit hinausgeht, gehört in den Lesesaalbestand der Universitäts- und Fachbibliotheken und ins Handregal jedes Interessierten.

Marburg an der Lahn

Hans Lemberg

Vojenské dějiny Československa [Militärgeschichte der Tschechoslowakei].

Bd. 1. Naše vojsko, Prag 1985, 368 S.; Bd. 2. 1986, 592 S. (Bd. 3–6 in Vorbereitung).

Der Ausgabe mehrbändiger Nachschlagewerke wird in der ČSSR in den letzten Jahren große Aufmerksamkeit gewidmet. Einerseits gibt es immer noch Fachgebiete, für die von tschechischen oder slowakischen Autoren nur thematisch beschränkte Monographien vorliegen; andererseits ist es ein weltanschauliches Anliegen der Zeit, bisherige Darstellungen zu überprüfen und neu zu bearbeiten.

Die „Militärgeschichte der Tschechoslowakei“ ist nach der Erklärung der Redaktion“ das erste Werk seiner Art, das in abgeschlossener Form die gegenwärtigen Ergebnisse der historischen Forschung im Bereich der Militärgeschichte unserer Völker zusammenfaßt“ (Bd. 1, Umschlagtext, letzter Abs.). Das Vorhaben war als „aktuelle Aufgabe“ auf einer Konferenz tschechoslowakischer Militärhistoriker 1972 beschlossen, dem Militärhistorischen Institut übertragen und dort in Zusammenarbeit mit einigen weiteren staatlichen Institutionen bearbeitet worden (Bd. 1, S. 9). Das Lektorat wurde vom Institut für Marxismus-Leninismus des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, vom Institut für tschechoslowakische

Geschichte und Weltgeschichte der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften und vom Institut für historische Wissenschaften der Slowakischen Akademie der Wissenschaften wahrgenommen.

In sechs Bänden soll das Werk von der Bronzezeit bis zur Gegenwart führen. Bisher liegt der 1. und der 2. Band vor. Da „die Tschechoslowakei“ als Staat dieses Namens erst seit 1918 existiert, wird bereits im Vorwort als „führender methodologischer Grundsatz der Bearbeitung“ erläutert, „... daß die Militärgeschichte der Tschechoslowakei ein organischer Teil der nationalen Geschichte der Tschechen und Slowaken ist“ (Bd. 1, S. 9).

So wird denn auch der erste Band als „erster komplexer Beitrag zur marxistischen Synthese unserer Militärgeschichte“ vorgestellt. Die Autoren räumen ein, daß er daher „eine größere Möglichkeit von Vereinfachungen und eventuellen Ungenauigkeiten mit sich bringt als bereits oft bearbeitete und diskutierte Themenkreise“ (Bd. 1, S. 12). Dieser erste Band ist in drei Hauptabschnitte gegliedert. „Das Militärwesen in der Periode des Übergangs von der Stammes- zur Klassengesellschaft“ führt auf knapp 60 Seiten von der vorkeltischen Besiedlung bis zum Zerfall des Großmährischen Reiches um die Jahrtausendwende. Darauf wird „die Periode des Früh- und Hochfeudalismus“ in einer Nebeneinanderstellung der Entwicklung im böhmisch-mährischen Raum und in der Slowakei behandelt. Auch im letzten Abschnitt über „das hussitische und nachhussitische Militärwesen“ ist den zeitlich parallelen Ereignissen in der Slowakei ein gesondertes Kapitel gewidmet.

Das Ende des ersten Bandes haben die Autoren mit der Schlacht bei Mohács 1526 festgelegt. Seit der Niederlage des (böhmischen und ungarischen) Jagiellonenkönigs Ludwig II. gegen die Türken wurde die Geschichte der Tschechen und Slowaken durch ihre Zugehörigkeit zum Habsburgerreich bestimmt. Daher ist der zweite Band dem Zeitraum 1526 bis 1918 gewidmet, den die Autoren in fünf Abschnitte periodisieren: bis zum Ende des Dreißigjährigen Kriegs, bzw. in der Slowakei bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts; den „Spätfudalismus“ bis etwa 1790; die „Epoche des Frühkapitalismus, der bürgerlichen Revolutionen und der Formung moderner Nationen“ bis 1848/49; die „Epoche des Kapitalismus und Imperialismus“ bis zum Jahre 1914 und schließlich den Weltkrieg 1914 bis 1918. Hier wird die Rolle der tschechischen und slowakischen Freiwilligen in den Ententestaaten und der Einfluß der russischen Revolution auf beide Seiten der Front aus der Sicht der Autoren bewertet.

Besonders in der ersten Hälfte des zweiten Bandes wird die unterschiedliche Entwicklung beider Völker deutlich. Während die böhmischen Länder auch nach 1621 „eine staatsrechtliche Kontinuität bewahrten“, war die Slowakei „ein Teil des ungarischen Staates und seiner militärischen Organisation“ (Bd. 2, S. 9 ff.).

Im dritten Band soll das tschechoslowakische Militärwesen 1918 bis 1939 beschrieben werden; im vierten die Rolle der tschechoslowakischen Verbände im Ausland und des Widerstands im Inland in den Kriegereignissen bis zum Mai 1945. Der fünfte Band wird die Entwicklung bis zum Eintritt der Tschechoslowakei in den Warschauer Pakt 1955 vorstellen, und der sechste die Darstellung bis zur dann aktuellen Gegenwart führen. Wie die Autoren betonen, wird ab dem dritten Band „... die Entwicklung der Beziehungen der Arbeiterklasse unter der Führung der Kommunistischen Partei ... zur bourgeoisen Armee ... zur Achse der Darstellung“ (Bd. 1, S. 10).

Die beiden vorliegenden Bände sind mit umfangreichen Literaturverzeichnissen ausgestattet. Leider werden nur Titel aufgezählt – im 1. Band etwa 230, im 2. Band über 500 –, jedoch weder durch Fußnoten noch durch Zitathinweise eine Verbindung zwischen ihnen und dem Text geschaffen. Personen- und Ortsregister erleichtern die Orientierung; ein Verzeichnis der zahlreichen Fotografien, Zeichnungen, Karten und schematischen Darstellungen fehlt.

Die Fülle des Materials, die weitläufige Anlage des Werks und die Startauflage (22 000 in tschechischer Sprache) zeugen vom Stellenwert, der dieser Enzyklopädie zuerkannt wird. Daher soll hier wenigstens diese knappe Übersicht über die von den Autoren gesetzten Schwerpunkte informieren.

München

Peter Löbl

Glettler, Monika: Böhmisches Wien.

Herold, Wien-München 1985, 128 S.

Das tschechische und slowakische Phänomen in Wien repräsentiert einen vielschichtigen Organismus mit komplizierten inneren und äußeren Beziehungen und einer differenzierten Geschichte. Schon allein der Versuch, es festzulegen und abzugrenzen, schafft beträchtliche Probleme. Es ist eine Erscheinung, die sich je nach der Stellung ihrer potentiellen oder wirklichen Träger in der Gesellschaftsstruktur verändert. Das Ganze wird schließlich noch durch die Tatsache kompliziert, daß es sich bei den Einwanderern aus Böhmen und der Slowakei nicht um eine ethnisch oder sprachlich identische Gruppe handelt: als eines der Beispiele für die Differenzen in diesem Kontext sei auch der Unterschied zwischen den Begriffen „böhmisch“ und „tschechisch“ genannt.

Mit „Böhmisches Wien“ hat Monika Glettler für ihre Arbeit über die tschechischen, mährischen und slowakischen Minderheiten in der Region Wien einen Titel gewählt, der zwar dem Sprachgebrauch entspricht, aber durchaus nicht völlig zutreffend ist (wie zum Beispiel bei den Slowaken). Sie verfolgt die Geschichte dieser Minderheit, ihre Struktur und ihr Wirken von den ersten Belegen ihrer Existenz über die großen Einwanderungswellen, als Wien Hauptstadt der Habsburgermonarchie war, bis in die Gegenwart der politischen Emigration. Viele Realienkenntnisse, besonders aus der Zeit um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts lassen ein ausführliches Studium des Gegenstandes erkennen. Es ist in dem Zusammenhang zu erwähnen, daß die Verfasserin 1971 ihre Dissertation über das Thema „Die Wiener Tschechen um 1900“ geschrieben hat.

Das Buch „Böhmisches Wien“ soll eine eher populäre Arbeit sein, und es erfüllt diesen Anspruch. Seine Ambitionen liegen nicht im wissenschaftlichen Abgrenzen und Definieren von Begriffen; sie bestehen in der Komplexität, in der Allseitigkeit und gleichzeitig auch in der Übersichtlichkeit des ganzen Bildes, in einer dem breitesten Publikum zugänglichen Darstellungsart. Die Verfasserin schildert hier das Leben der Menschen, die selbst oder deren Vorfahren nach Wien aus Böhmen oder der Slowakei kamen und die sich – manchmal mehr, manchmal weniger – zu ihrem Ursprung

bekannt. Dazu gehörten Arbeiter, Handwerker, Geschäftsleute, Beamte, aber auch Politiker, Intellektuelle, Literaten und Künstler, denen ebenfalls besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. In einzelnen Kapiteln über das politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Leben der Wiener Tschechen und Slowaken, über ihre Vereine, Schulen, Sport- und Kulturunternehmen wird von ihrer Entwicklung, Struktur und Situation bis in die heutigen Tage berichtet.

Andere Kapitel beschäftigen sich mit den Wechselbeziehungen zwischen dem Tschechischen und dem Deutschen im Wiener Milieu. Verdiente Aufmerksamkeit gewinnen hier viele tschechische und slowakische Wiener Familiennamen. Etymologisch werden auch Siedlungs- und Straßennamen nach der slawischen Herkunft untersucht. Um ein möglichst umfangreiches Bild von dieser Welt in der Wiener Region zu zeichnen, widmet M. Glettler ein Kapitel der böhmischen, mährischen und slowakischen Küche, die in Wien schon seit langem ein Begriff ist.

Über viele in diesem Buch erwähnte Fakten könnte man diskutieren. Ab und zu kann man auch einige philologische oder geographische Ungenauigkeiten finden; z. B. liegt die Stadt Protivín nicht in Mähren (S. 111) u. ä. Manche Probleme bleiben offen, besonders was die heutige Lage der Tschechen und Slowaken und ihrer Organisationen, Klubs und Vereine anbelangt. Tatsache jedoch bleibt, daß Monika Glettler eine der ersten ist, die einen komplexen Überblick über das ganze Leben der Tschechen und Slowaken in Wien und ihre Geschichte zu geben versucht. Es wäre wünschenswert, wenn ihre Arbeit „Böhmisches Wien“ auch zur Herausforderung für eine umfangreiche wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiet werden könnte.

München

Jan Jiroušek

Strítecký, Jaroslav: Dějiny a dějinnost. Studie k problému jednoty a jednotlivého u Diltheye a Kanta [Geschichte und Geschichtlichkeit. Studie zum Problem der Einheit und des Einzelnen bei Dilthey und Kant].

Univerzita J. E. Purkyně, Brunn 1985, 120 S. (Spisy univerzity J. E. Purkyně v Brně, filozofická fakulta 263).

In dem vorliegenden schmalen Band offeriert der Autor die Ergebnisse seiner langjährigen wissenschaftlichen Bemühungen. Zu dieser Thematik schrieb er unter anderem auch eine größere Monographie, die jedoch bis heute nicht erschienen ist. Die jetzt vorliegende Studie stellt sich bescheiden dar – als eine gewissenhafte, einer Seminaristenfeder gerechte Etüde über Kant und Dilthey. Sie soll die feierliche Gratulation eines Schülers zum bedeutenden Lebensjubiläum seines verehrten Lehrers begleiten, des Brünner Historikers Jaroslav Kudrna. Der Brünner Jubilar hatte seinerzeit die Themen, die hier von Strítecký behandelt werden, an der dortigen Fakultät mit ungewöhnlich frischem historiographischen Elan angepackt und seinen dankbaren Hörern nahegebracht: In den philosophisch mageren fünfziger und sechziger Jahren war das freilich eine besondere Tat. Kurz vor 1968 kam dann Jan Patočka nach Brunn und übte als Gastprofessor einen so nachhaltigen Einfluß auf die dortige philo-

sophische Atmosphäre aus, daß ihm kaum einer widerstehen konnte. Šřítecký blieb jedoch diesem Einfluß offenbar fern.

Nun, worauf will er eigentlich hinaus? Sein Gegenstand ist der sogenannte „Zersetzungsprozeß der Einheit der synthetisierenden Rationalität und Anschauung“, „einer Einheit, die in der vorrevolutionären und revolutionären Epoche das philosophische Fundament der Ganzheit des bürgerlichen Weltbildes gewesen ist“ (S. 117). Dies wird an den beiden genannten Philosophen exemplifiziert: Kant repräsentiere dabei das Ausgangs-, Dilthey wiederum das Spätstadium dieses Prozesses. „Die Spannung zwischen diesen beiden Stadien bildet die Interpretationsachse der Ausführungen“ (S. 117).

Man muß es unumwunden zugeben: Šříteckýs Versuch ist das hervorragende Musterstück einer akademischen Analyse. In ihrer Form ragt sie deutlich über das beklagenswerte Niveau der tschechischen Gegenwartsphilosophie. Doch legt man die akademischen Maßstäbe der zeitgenössischen philosophischen Auseinandersetzungen in der freien Welt an, wird das Urteil vorsichtiger ausfallen müssen. Schon die Literaturlauswahl verwundert: es fehlen Studien von E. Spranger (1912), A. Liebert (1933), Th. Litt (1949), H. Heimsoeth (1956–71), N. Hinske (1970), W. Teichner (1978), J. Popelová und eben J. Patočka; auf der anderen Seite erscheinen die belanglosen drittrangigen Werke von A. S. Bogomolov, P. P. Gajděnko, I. S. Kon, V. A. Lektorskij, P. A. Sotnikjan, V. G. Tabačkovskij, A. D. Vislobokov, J. Zelený.

Wichtiger ist freilich die philosophische und historiographische Perspektive des Autors, die – dem geschichtlichen Stoff von außen aufgezwungene – Arroganz des ideologischen Apriori. In der heutigen Welt der Philosophie ist der Sinn eines derartigen Unternehmens bereits verdächtig. Denn was sollte man unter dem traktierten „Zersetzungsprozeß“ verstehen? Worin liegen eigentlich die „Grundzüge einer marxistisch-leninistischen Kritik der neuen Welle der zeitgenössischen westdeutschen Historiographie“ (S. 119)? Avancieren vielleicht die im Text angebotenen Maximen („Zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft in Idee und Realität“; „diese Kritik sollte nicht bei der bloßen Konfrontation oder Widerlegung stehen bleiben, sondern sich bemühen, die autonomen Gedankenkonstruktionen von ihrem Innern her als bürgerlich und somit zeitgebunden zu enthüllen“, S. 119) zu neuen Antworten?

Der Hauptfehler, den hier der Autor begeht, liegt in der längst überholten Applikation des quasi-marxistischen und quasi-kritischen Zutritts zum Gegenstand der Analyse. Unter den Marxisten am Ende der Stalinära wurden ähnliche Auffassungen – die besonders in der Geschichte der bürgerlichen Philosophie einen beinahe ununterbrochenen Zerfalls-, Verfalls- und Zersetzungsprozeß zu sehen glaubten – unisono als alleinseligmachendes Prinzip beschworen. Man hielt das für die richtige Orientierung. Man übersah jedoch, daß eine solche Perspektive von vornherein sinnleer, ja sinnlos ist, da sie lediglich Scheinprobleme schafft, nämlich solche, die es in der Philosophie (geschweige denn in deren Geschichte) nie gab. Nie und nirgendwo in der gesamten philosophischen Tradition begegnen wir einer qualitativ absteigenden Entwicklungslinie. Was wir hingegen finden, ist das dauerhafte Fluktuieren der spekulativen Aufmerksamkeit, ein Wechsel der analytischen Interessen oder Prioritäten. Deren Bezug auf das Ganze (Sein, Geist, Welt, Physis, Polis, Kosmos) bleibt dabei immer erhalten. Genauso der allmähliche, nach und nach breiter werdenden Radius von Themen als gewissermaßen Quintessenz des Fortschritts.

Ein philosophischer Denker ist unter anderem auch dazu verpflichtet, präzise zu unterscheiden, was er dem spekulativen Material („von seinem Inneren her“) abverlangen darf und was er ihm eben a priori aufzwingt. Weicht er, aus welchen Gründen auch immer, dieser Verpflichtung aus, so läuft er Gefahr, überall dort, wo es sich um die wirklichen philosophischen Probleme handelt, nicht mehr gesprächs- und damit kritikfähig zu sein.

Stuttgart

Milan Daňhel

Stolz, Benjamin A. / Titunik, I. R. / Doležel, Lubomír (Eds.): Language and Literary Theory. In Honor of Ladislav Matejka.

Ann Arbor, Michigan 1984, VII + 643 p. (Papers in Slavic Philology 5).

It is impossible adequately to review a *Festschrift* consisting in thirty-nine essays of varying length and complexity. No such volume could be uniform in scholarly value or in general-reader interest. The breadth of subject matter, from birchbark texts to Góngora and Švejk testify to the breadth of Matějka's concerns. And your reviewer is hardly qualified to write about the scholarly importance of such papers as "The Diaspora Children's Serbo-Croatian" by Đurović, Mareš's "Dvojí písmeno a na Baš-čanské ploči" or Worth's tantalising "Mirror Reversals in Novgorod Paleography".

Indeed your reviewer can only attempt an amateur assessment of a volume in which he found a great deal to stimulate him and a fair amount to bore him. One notices straightaway that old-fashioned Structuralist theory and an old twentieth-century area of scholarly perusal usually called linguistics predominate. Even old Wellek himself has now rejected literary critical pseudo-objectivity and called for judgement. Linguistics has become a province for those stuck either in the rut of a Beatlesque rejection of philology or in the slippery furrow of believing that literary criticism can be as exact a science as nuclear physics. Physicists tend to believe in the unknown and potentially unknowable. Sixtiesish literary scholars still tend to believe in the knowable.

I cannot in two pages review this far from tedious volume in any other manner than by picking out individual essays or views. Todorov's "Dialogisme et schizophrénie" tackles a social problem which the author finds particularly that of expatriates returning to their native country. A foreigner like me finds that the social situations he describes are as awkward for a foreigner as they are for an expatriate. Central and east Europeans do tend to complain about the same things as any "Westerner", but it is difficult for the Westerner to say: but it is the same for me. Praising and pitying are equally difficult for the sensitive human being. The "Easterner" does not realise where he has let himself be vulgarised by a pseudo-Westernism, just as the "Westerner" fails to appreciate what the Easterner conceives of as basic social justice. An "Eastern" woman who joins in on a trick to have an uneducated masseur acquaintance offer a male intellectual friend "vaginal massage" (that is an authentic event in a certain socialist country) does not realise she is debasing herself and her own sexuality.

Eagle on Kundera debases the sensitive Eagle. He fails to see the journalism in the Czech writer. Doležel and Gaifman both provide useful approaches to Švejk, but

never explicitly doubt the worthiness of Hašek for serious literary criticism. Actually, one suspects Doležel does doubt, but he still is not explicit. Several papers on Bakhtin, especially when they point out the Russian's inconsistency, manifest the importance of the suave, generalising, dandyesque approach to literature.

If one believes in the computer, Van Campen's essay on the use of the chip in teaching Slavonic languages is important. It is a well written essay, though it suggests someone who actually credits modern technology with some sort of sensitivity of language and human perception. The fear of the spiritual pervades except in such essays as those of, say, Schmid, Winner, Mignolo and Hammarberg.

The reader will find important theories in the volume like Hammarberg's that Realism could be defined as "a period or movement where the prose function overshadows the poetic function overall. In transitional periods or movements the prose function and the poetic function would be struggling for hegemony, and such forms as the 'poem in prose' or the 'novel in verse' and parodies both in prose and verse would be prominent." (p. 395) That would appeal to anyone concerned with the Decadence.

Doležel's statement that, "Švejk's encounter with history is fully determined by the fact that he is unable and unwilling to accept its obligations", for all its automatic acceptance of Hegelianism, is a sound and productive idea. The reader will conclude that Doležel has omitted his final sentence, "Švejk is an anti-historicist novel." If, however, Doležel made that statement, he would have to begin considering Czech historicism – and thus devote the whole volume to himself.

Any academic Slavicist reader with a handy xerox machine will find something in *Language and Literary Theory*. She or he will also find inspiration for her or his own thoughts. This volume is, then, useful, not only as a statement of how things look, but also as a stimulus to how things might look.

London

Robert B. Pynsent

Mácha, Karel: Glaube und Vernunft. Die Böhmisches Philosophie in geschichtlicher Übersicht. Teil 1: 863–1800.

K. G. Saur, München-New York-London-Paris 1985, 166 S.

Der tschechische Exilphilosoph Karel Mácha veröffentlichte den ersten Teil seines geplanten monographischen Überblicks über die Geschichte der böhmischen Philosophie. Der Inhalt des Buches verspricht auf den ersten Blick viel: Nach Vorwort und Einführung ist der gesamte zweite Teil („Traditionen“) der philosophischen Analyse der alten böhmischen Legenden gewidmet. In sieben Unterkapiteln beabsichtigt der Autor, beide Zweige der böhmischen Legendentradition zu charakterisieren – die lateinische wie die slawische. Es bleibt aber meist bei neuen Umschreibungen des Bekannten. Der eigentliche Aussagekern des Buches findet sich dann im dritten Teil – fünf Unterkapitel – wobei es leider tatsächlich nur um den nackten Kern geht. Auf bloß 64 Seiten erstehen sechs Jahrhunderte böhmischer Gedankengeschichte: „Am Anbeginn der philosophischen Kultur“, „Die Blütezeit der geistigen Kultur in Böhmen des 14. Jhs.“, „Böhmische Frage des 15. und 16. Jhs.“ und „Die böhmische Philosophie des 17. Jhs.“ sowie „Die böhmische Philosophie im 18. Jhd.“.

Mácha will bei seiner „Suche nach der vierdimensionalen historischen Wirklichkeit“ die Persönlichkeit in ihrem Werk und in der Geschichte, die ontologisch-gnoseologische Begründung, die anthropologische Situation des Menschen und schließlich das wirksame Ich (S. 122) vor Augen führen. In Wirklichkeit bietet er uns jedoch eher eine Zusammenstellung aphoristischer Thesen und spekulativer Andeutungen, kaum begründete Aussagen. Das mag an einigen Beispielen deutlich werden: Gleich zu Beginn des 1. Unterkapitels über die Mission von Kyrill und Method (S. 15 ff.) stößt man auf eine spekulative Ausdrucksweise, welche, wie ich befürchte, das gegebene geschichtliche Material auf ganz abstrakte Vorstellungen und Bilder reduziert und wahrscheinlich nur dem Autor selbst verständlich bleibt: so etwa wenn vom Prozeß der Re- und Transkulturation, von der Gleichsetzung des Christentums mit Kultur „im Sinne einer in Europa offenbaren geistigen Struktur, deren Basis ihre Selbstreflexion bildet“ oder von der „Wirklichkeit der Zwischenmenschlichkeit“ die Rede ist. Im Text finden sich genug von anderswoher bekannte Daten über die Tätigkeit des byzantinischen Brüderpaars und über die geistigen Quellen der „persönlichen Philosophie“ Konstantin-Kyrills. Es finden sich aber leider nicht jene in der Literatur fortlaufend betonten und allein richtungweisenden Aussagen (Dvorník, Vašica) darüber, daß die von Konstantin explizit definierte Philosophie (vgl. „Život Konstantina Filozofa“) eng an die stoische Tradition anknüpft und daß sie ausschließlich in diesem komprimierten Zusammenfluß alter und christlicher Denktraditionen damals ihr Zeitalter ansprechen konnte.

An einer anderen Stelle entsteht wiederum, anstatt einer kritischen Darstellung der neuesten historiographischen Kenntnisse, eine eigentlich moderne Ludmilla-Legende (S. 21 ff.). Wir begegnen ihr als „typischer Slawin“, als „Frau und Mutter“ – „erfüllt von demütigem, aber tatkräftigem Enthusiasmus für die neue christliche Wahrheit, geformt angesichts der herrschenden Gewalt und Brutalität“. Fast unbekümmert läßt sich der Autor in Erwägungen über die „heidnische Reaktion“ aus, findet im Lande ohne weiteres gleich eine ganze „heidnische Partei“ feindlicher Priester, die „hartnäckig auf ihrer politischen Orientierung und Religion“ bestand. Es wird dem Leser sogar die „altslawische“ Fürstin Drahomíra vorgestellt, die dem unaufhaltsamen Ausbreiten der germanisch-deutschen christlichen und kulturbildenden Strukturen zu trotzen suchte und Ludmilla – um die heimatliche „wirklich slawische Tradition“ retten zu können – schließlich ermorden ließ (vgl. auch S. 45, Anm. 56).

Nicht einmal das 5. Unterkapitel, „Zwischen Rom und Prag“, erweckt die angemessene anschauliche Klarheit, obwohl wir uns auf die historiographische Evidenz der erhaltenen Quellen stützen können, wie der Autor selbst ausdrücklich im Zusammenhang mit der Zentralfigur dieses Teils, dem heiligen Adalbert (Vojtěch), feststellt (S. 29). Es muß ja doch wirklich mit ausdrücklichem Fragezeichen versehen bleiben, ob man dem Slavnikiden jene politischen Pläne nachweisen kann, die ihm vom Autor so selbstverständlich zugeschrieben werden – „die Idee eines böhmischen Staates“ als Teil des karolingischen, geistig einheitlichen, christlichen und katholischen Europas.

Auf den darauffolgenden Seiten bleibt der Verfasser besonders gegenüber dem Kanonikus Kosmas vieles schuldig, dem wichtigsten aller böhmischen Chronisten des 12. Jahrhunderts. Von ihm erfahren wir nur, daß er kriegerisch und gehässig gegen die

heimische slawische Liturgie gesinnt war (S. 33). Eine analytische Auswertung seiner Chronik – und das wirklich unter philosophischen Gesichtspunkten – wird völlig außer acht gelassen. Bedenken wir dabei, wie zahlreich heute schon die Sekundärliteratur über Kosmas ist!

Im dritten Teil des Buches handelt es sich nun um solche Denker, deren Tätigkeit und Werk gebührend erläutert werden kann, weil wir über sie eine Fülle von Informationen besitzen. Der Autor schöpft diese Möglichkeit nur wenig aus, indem er eine ganze Reihe von Daten nur in den Anmerkungen auftauchen läßt (deshalb sind diese häufig eine interessantere Lektüre als der Haupttext selbst). Aus diesem Grund erscheinen die betroffenen Figuren (Jan Hus, Hieronymus von Prag, Jacobellus von Mies, Jan Rokycana, S. 83–88) unglaublich leblos. Und schlimmer noch – viele andere, die wir heute schon genauso gut kennen, namentlich Gegner des Hussitismus, erscheinen in der Darstellung überhaupt nicht!

Von S. 93 an häufen sich die inhaltlichen Ungereimtheiten und formalen Fehler, wie einige Beispiele zeigen: Ausgesprochen arm und inhaltslos bleibt die Charakteristik des Jan Amos Comenius. Jeder, der die tiefgreifende Analyse seiner Philosophie durch Jan Patočka kennt, wird dem vorliegenden Text nicht beipflichten können. Wie weit ist doch inzwischen die moderne Comeniologie vorangeschritten! Darüber hinaus ist Comenius den Humanisten der vorhergehenden Zeit zugeordnet. Damit verstellt Mácha die geistige Perspektive des gesamten 17. Jahrhunderts und eo ipso auch die philosophische Bedeutung seiner Protagonisten. Auch andere Persönlichkeiten – Bohuslav Balbín, Tomáš Pešina de Čechorod und Graf Franz Philipp von Hoditz – geraten unfreiwillig in eine fremde Epoche, diesmal ins 18. Jahrhundert (S. 115 ff.), wobei der Graf Hoditz (1634–1706) sein Werk „De hominis conscientia“ unter dem Einfluß von Leibniz und Goethe geschrieben habe. Der Mathematiker und Philosoph Josef Stepling (1716–1778) dagegen habe die Prager philosophische Welt über die Ideen Isaac Newtons (1643–1727) und Christian Wolffs (1679–1754) informiert, „mit denen er in den Jahren 1743–1745 in Korrespondenzverbindung stand“ (S. 117). In Olmütz habe der Freiherr Joseph Petrasch unter Mithilfe von Graf Giannini 1746 die Societas Incognitorum gegründet (S. 118), übersetzt als „die Unwissenden“.

Ungern möchte ich unkollegialer Voreingenommenheit bezichtigt werden. Ich habe nach diesem Buch mit freudiger Ungeduld gegriffen. Umso mehr hat mich die Lektüre enttäuscht.

Stuttgart

Milan Daňhel

Plocek, Václav: Zwei Studien zur ältesten geistlichen Musik in Böhmen. Unter Mitarbeit von Andreas Traub. Bd. 1: Texte und Analysen. Bd. 2: Noten und Abbildungen.

Schmitz/Böhlau, Gießen-Köln 1985, IV + 243 S. und 149 S. (Bausteine zur Geschichte der Literatur bei den Slaven 27/1, 2).

Es bedurfte einer Jahrhunderte dauernden Entwicklung, bis unsere Notenschrift ihre heutige Klarheit und Eindeutigkeit erlangt hatte. Die Fixierung eines so flüch-

tigen Phänomens wie dem der Musik ist eine der wesentlichen Kulturleistungen des Abendlandes. Notwendig wurde sie, als die fortschreitende Völkermission die Grenzen der christlichen Welt immer weiter nach außen verlagerte und das Glaubenszentrum Rom für den Bestand der sich herausbildenden Organisation der Kirche mehr und mehr Sorge tragen mußte. In diesem Sinne sicherte die Aufzeichnung von Liturgie und Gesang einen ihrer tragenden Traditionsstränge.

Die ersten mittelalterlichen Notierungen waren schlichte Erinnerungshilfen. Die sogenannte Neumen-Schrift (griech.: *neuma* = Wink) beschreibt in einer Art musikalischer Stenographie nur den Weg der Melodie als fallende und steigende Kurve. Die Grundfiguren der Neumen sind den griechischen Akzentzeichen entlehnt. Erst mit der Einführung der Notenlinien stieg auch ihre Überlieferungstechnische Genauigkeit. Über die Exaktheit ihrer Interpretation gehen daher heute noch die Meinungen stark auseinander.

Diese objektiven Schwierigkeiten spiegeln sich in der vorliegenden Studie. Von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert, war sie zunächst als ein interdisziplinäres Projekt von Musikwissenschaft und Literaturgeschichte angelegt gewesen. Realisiert wurde allerdings lediglich der musiktheoretische Teil, und zwar vorbereitet von Václav Plocek (Institut für Theorie und Kunstgeschichte der Akademie der Wissenschaften der ČSSR) und überarbeitet von Andreas Traub (Berlin). Die Auffassungen über die Neumen-Interpretation decken sich bei Verfasser und Überarbeiter nicht in allen Fällen. Einmal führen ihre Differenzen sogar so weit, daß zwei völlig verschiedene Lesarten unvermittelt nebeneinander aufgeführt werden müssen.

Die Studie umfaßt zwei Einzeluntersuchungen. Gegenstand der ersten sind Handschriften aus der Bibliothek des Benediktinerklosters bei St. Georg, das unter der Leitung der Äbtissin Kunigunde (1265–1321), einer Tochter von König Přemysl Ottokar II., seine intensivste geistige Entfaltung erlebte. Das in diesen Kodizes enthaltene Material ist bislang noch nicht vollständig erschlossen, und auch die vorliegende Studie beschäftigt sich nur mit einem Teilaspekt, nämlich mit den darin aufgezeichneten *Benedicamus-Tropen* und *Cantionen*. Die zweite Untersuchung gilt dem ältesten Beleg für eine *Osterfeier* in Böhmen, der in einer Handschrift aus dem 12. Jahrhundert erhalten ist.

Unter *Cantio* versteht man das einstimmige geistliche Lied des Mittelalters. Da ihm in der Gottesdienstordnung kein fester Platz zugewiesen war, gehört es nicht im strengen Sinne zur Liturgie. Typologisch entwickelt hat es sich aus den *Benedicamus-Tropen*, wobei der Tropus ursprünglich eine bloße Textierung der gregorianischen „*Benedicamus Domino*“-Melodie darstellt. Indem der Tropus im Laufe seiner Entwicklung sowohl textliche wie auch melodische Eigenständigkeit gewinnt, bereitet er den Weg für das volkssprachliche Kirchenlied. Im mittelalterlichen Böhmen ist diese Liedform Gemeingut breiter Schichten und wird als hussitisches Lied beziehungsweise Bräderlied zu einem der Kennzeichen böhmischer musikalischer Kultur überhaupt.

Von der Notation her lassen die Handschriften aus St. Georg eine kontinuierliche Entwicklung erkennen. Ihr Charakteristikum, die gotisch umgeformte Virga-Notation, scheint völlig unbeeinflusst von der in der Diözese Prag gepflegten Nationsart, die sich selbst an französischen Vorbildern (Metz) orientiert. Erst im 16. Jahrhundert

findet dieser rhombische Schrifttyp auch in die Notation von St. Georg Eingang. Dennoch ist eine eindeutige liturgiegeschichtliche Chronologie nicht möglich, weil sich die Schichten der vielfältigen Kopiervorgänge nicht mehr mit letzter Sicherheit voneinander abheben lassen.

Die Aufzeichnung der *Osterfeier* ist eine der ältesten erhaltenen Quellen dieser Art, für den böhmischen Bereich die älteste überhaupt. Sie verdeutlicht den hohen Rang, den Böhmen in der mittelalterlichen Kultur des 12. Jahrhunderts einnahm. Auch hier kann die musikalische Rekonstruktion den Umständen entsprechend nicht zu einer absoluten Sicherheit gelangen, zumal die gesungenen Texte nur in einer adiastematischen (= linienlosen) Neumenschrift vorliegen. Trotzdem ist eine vollständige Übertragung aller neumierten Gesänge der Osterfeier versucht worden. Entscheidendes Kriterium war hierfür der Vergleich mehrdeutiger Stellen mit entsprechenden diastematischen Aufzeichnungen späteren Datums. Die so analysierte melodische Struktur läßt deutlich einheimische Besonderheiten zu Tage treten, so die Vorliebe für einen der Choraldialekte und die Übernahme bestimmter Melodieverläufe.

Bestimmten bislang Literaturgeschichte und Liturgiewissenschaft das Forschungsinteresse an der mittelalterlichen Hymnologie, wird in der vorliegenden Studie deren Methodik durch das musikwissenschaftliche Instrumentarium ergänzt und erweitert. Textausgabe und Werkinterpretation werden sowohl dem Musikhistoriker wie dem Slawisten willkommen sein. Sie tragen dazu bei, die Anfänge der geistlichen und literarischen Kultur in Böhmen weiter zu erhellen und bilden somit ein Stück mediävistischer Grundlagenforschung.

München

Werner Jakobsmeier

Le ntner, Leopold: Bibliographie zum Zisterziensertraktat „Malogranatum“.

Heiligenkreuz-Wien o. J., 163 S. (Heiligenkreuzer-Studien NF 1).

In dieser neuen, maschinenschriftlich herausgegebenen Reihe wendet sich der Verfasser, Emeritus der phil.-theologischen Hochschule des Stiftes Heiligenkreuz und Autor zahlreicher Publikationen im Bereich der gegenwärtigen Pastoraltheologie, einem historischen Gegenstand zu: dem Malogranatum. Dieses um die Mitte des 14. Jahrhunderts im Zisterzienserklöster zu Königsaal bei Prag verfaßte Werk bezeichnet er euphorisch als geistigen Schatz, „der die cisterciensische Mystik des Mittelalters wohl zum letztenmal so deutlich zusammenfaßt, wie es später nicht mehr geschehen ist“ (S. 4). Einmal abgesehen von dem schwierigen, oft eher verschleiernenden als aufdeckenden Begriff „Mystik“ (der Verf. sagt an keiner Stelle, wie er ihn versteht): Wer das Malogranatum tatsächlich einmal aufgeschlagen hat, muß doch weit aus kritischer urteilen, gerade wenn es ihm um die abendländisch-christliche, speziell benediktinisch-zisterziensische Spiritualität zu tun ist, die uns Heutigen in der Tat so viel zu sagen und zu geben hat. Daß das Malogranatum zweifellos zisterziensischer Provenienz nicht nur dem Ort, sondern auch dem Geist nach ist, kann längst nicht mehr bestritten werden. Aber es hieße, den geistig-geistlichen Gehalt, die gewaltige reformerische Kraft, das „Charisma“ (J. Leclercq 1980) der gesamten zisterziensischen Tradition im Mittelalter zu verkennen, wollte im man Ernst das Malogranatum als deren letzte, deutliche Zusammenfassung bezeichnen.

Das Malogranatum war „im Spätmittelalter verhältnismäßig weit verbreitet und genoß ein bedeutendes Ansehen“ (S. 4). Um von dieser Penetration ein „einigermaßen mögliches Bild“ (S. 150) zu zeichnen, bietet die Darstellung, wie der Verf. selbst im Vorwort schreibt, nur „den Versuch einer Bibliographie“ in der Hoffnung, „bald eine substantielle Arbeit zu diesem Thema veröffentlichen zu können“ (S. 5).

Einleitend skizziert er in groben Zügen „die geistige Umwelt des ‚Malogranatum‘“, um sodann (S. 20–118) eine „Bibliographie der Handschriften und Incunabeln des Opus“ zu erstellen, genauer: anhand von zumeist mittelalterlichen Bücherverzeichnissen einen geographischen Überblick über die damalige Verbreitung des Werkes zu bieten: a) im böhmisch-mährischen Raum, b) im österreichischen Raum, den er c) – irrtümlich d) genannt – vom deutschsprachigen Raum unterscheidet, d) in Polen, e) Belgien, Niederlande, f) Frankreich, g) Dänemark, h) Schweden, j) England, k) Schweiz, l) Ungarn. Ergänzt werden diese Übersichten durch „M) Handschriften aus dem Kreis Königsaal-Waldsassen“ (S. 113–118), die jedoch nicht mehr das Malogranatum, sondern ausgewählte Manuskripte unterschiedlichen Genres betreffen. In einem dritten Kapitel werden die Handschriften nochmals aufgelistet, jetzt aber – innerhalb der geographischen Räume – nicht mehr in alphabetischer Reihenfolge ihrer Herkunftsorte, sondern chronologisch geordnet, unterteilt in drei Rubriken: „Jahr, dzt. Standort, Herkunft bzw. Bemerkungen“ (S. 119–134). Seltsamerweise wird der Abschnitt M auch in diesem Kapitel nochmals angeführt (S. 134), ohne daß allerdings irgendwelche Angaben dazu folgen.

In der Tat hätte diese Übersicht ein eindrucksvolles Bild von der europäischen Verbreitung des Malogranatum im 14./15. Jahrhundert bieten können, wenn diese sicher mühevoll und zeitraubende Zusammenstellung nicht so völlig unkritisch wäre. Benutzt werden lediglich die im 4. Kapitel (S. 135–148) angegebenen Bibliothekskataloge und Darstellungen.

Damit bleibt die Arbeit aber in entscheidenden Punkten hinter dem Forschungsstand von 1980 (Datierung des Vorworts) zurück: Nicht nur daß sie die 1979 veröffentlichte Handschriftenliste „Zur Überlieferung des Malogranatum“ (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 108, 407–414) von B. D. Haage nicht berücksichtigt, möglicherweise aus zeitlichen Gründen auch gar nicht mehr berücksichtigen konnte; vielmehr werden Werke aufgezählt, die nichts als den Namen mit dem zisterziensischen Malogranatum zu tun haben, wie z. B. der clm 27472 (S. 83f.); eine Diskrepanz, die – wenigstens in diesem konkreten Fall – ohne den Münchener Kodex überhaupt anzuschauen, allein aufgrund der hier sogar angegebenen Handschriftenbeschreibung hätte ins Auge fallen müssen. Auch hält der Verf. das „buch granatapfel im latin genant Malogranatus“ immer noch für eine „indirekte Übersetzung“ unseres Werkes (S. 89f.). Dagegen haben mehrere Autoren bereits in den 60er Jahren (etwa J. Quint 1963, B. Haage 1968) gezeigt, daß es sich hier nicht einmal ansatzweise um eine Übertragung, auch nicht um eine wie auch immer geartete deutsche Zusammenfassung (vgl. S. 90) des Malogranatum aus Königsaal handelt. Die einzigen bis heute bekannten Translationen ins Deutsche und Niederländische sind die von B. H. Dolch 1909, 87, erstmalig verzeichneten Exzerpte. Auch die Erbauungsreden (řeči besední) des Thomas Štítný dürfen längst nicht mehr als „tschechische Übersetzung des Malogranatum“ bezeichnet (S. 35) oder gar mit dem „Granatapfel“ gleich-

gesetzt werden (S. 121). Schon 1911/12 drückte sich V. Kallab hier bedeutend differenzierter aus; zu Recht, wie W. Baumann 1978 mit kurzem Blick auf die Werke selbst bewies.

Diese irreführenden Defizite werden in der chronologischen Übersicht (Kap. 3) gewissermaßen nochmals unterstrichen. Auch hier erscheint völlig undifferenziert alles, was Malogranatum heißt. Zwischen „echten“ und „unechten“ Werken wird überhaupt nicht unterschieden. Zudem aber erscheinen in der Rubrik „dzt. Standort“ Angaben aus Bibliothekskatalogen, die zum überwiegenden Teil aus der Zeit um die Jahrhundertwende stammen, mitunter noch älteren Datums sind, und zwar ohne daß die „Quellen“ jetzt genannt, geschweige denn überprüft oder gar auf ihren tatsächlichen „derzeitigen“ Stand gebracht wurden.

Es handelt sich hier also, wie der Autor selbst in seiner Schlußbetrachtung („Zum Handschriftenbestand des ‚Malogranatum‘, S. 149–163) nochmals (vgl. Vorwort) betont, um vorwissenschaftliche Anregungen: Es bleibe „die Zuverlässigkeit all dieser Angaben ... im Rahmen eines gezielten Forschungsunternehmens“ zu prüfen, „zu dem hier ein Anstoß gegeben werden“ sollte (S. 149f.).

Bottrop

Manfred Gerwing

Lentner, Leopold: Prolog und Prooemium zum Zisterziensertraktat „Malogranatum“.

Heiligenkreuz-Wien 1984, 286 + XXX S. (Heiligenkreuzer-Studien NF 2).

Der Titel dieser Arbeit ist in dreifacher Hinsicht irreführend: Erstens setzt er voraus, daß das Malogranatum, jene um die Mitte des 14. Jahrhunderts im Zisterzienserkloster Königsaal bei Prag entstandene Anleitung zum frommen Leben, tatsächlich ausgestattet war mit einem Prolog und einem Prooemium. Zweitens insinuiert er, daß der Verfasser hier eine wissenschaftliche *Studie* vorlegt, die sich – drittens – ausschließlich mit dem Malogranatum beschäftigt.

Die erste Irritation bleibt bis zum Schluß bestehen. Der Verf. sagt mit keinem Wort, daß der Prolog, den er sogar noch übersetzt, nicht der Prolog der Handschriften, sondern der rund hundert Jahre später entstandenen Inkunabeln ist. Die Ausführungen im Abschnitt A (S. 6–92), speziell aber im Kapitel „Zweck und Text des Prologs“ (S. 30–43) werden damit zwar nicht völlig gegenstandslos, aber doch erheblich eingeschränkt. Dabei hätte ein vergleichender Blick in die Handschriften zum Malogranatum (z. B. in die der Münchener Staatsbibliothek) genügt, um festzustellen, daß sich a) erst allmählich – im Verlauf von zirka hundert Jahren – der Prolog in der Form durchsetzt, wie ihn die Inkunabeln zeigen, und daß sich b) mindestens zwei grundsätzliche verschiedene Überlieferungsstränge unterscheiden lassen; Beobachtungen a prima vista! Beobachtungen, die aber doch für die Erstellung eines Stemmas der zahlreichen heute noch existierenden Handschriften – Vorbedingungen für jede kritische Edition – relevant sein dürften.

Auch das Prooemium gibt es als solches ursprünglich im Malogranatum nicht. Ebenfalls hätte hier ein Blick in die Tabula der meisten Handschriften genügt, um fest-

zustellen, daß die ersten sechs oder sieben Kapitel (unterschiedliche Zählungen in den Handschriften) des Werkes genuiner Bestandteil des ersten Buches waren und erst im Verlauf der textgeschichtlichen Überlieferung als Proömium vom corpus unterschieden wurden (vgl. etwa die HS, die unter den vollständigen und sicher datierbaren HSS die älteste ist: Prag, UB VII D 16). Wenn dieses Phänomen übersehen wird, muß auch hier gefragt werden, ob die Ausführungen des Abschnittes B der vorliegenden Arbeit („Das Prooemium“, S. 93–140), speziell des Kapitels „Aufgabe des Prooemiums“ (S. 93–96) überhaupt noch thematisch relevant sind; zumal geistesgeschichtlich zwar weit ausgeholt (Anaximander, Platon und Aristoteles werden erwähnt), aber doch insgesamt der kompakt-komplizierte Traditionszusammenhang allzu grobkörnig skizziert wird.

Damit wären wir bei der zweiten Irritation, Stichwort: „Studie“. Diese Assoziation wird allerdings schon im Vorwort zurechtgerückt. Jedenfalls bezeichnet der Verf. seine Arbeit nicht als wissenschaftliche „Studie“, sondern – in korrekter Abgrenzung – als „Erkundung in Vorarbeiten“ (S. 3). Er betont redlicherweise: „Damit können die bisherigen wissenschaftlichen Abhandlungen nicht ersetzt werden, aber durch eine „extensive Zitation einen Überblick vermitteln“ (S. 4). Was allerdings mit „extensiver Zitation“ und „Überblick“ gemeint ist, wird dem Leser erst durch die weitere Lektüre klar.

Sie betreffen nur zur Hälfte das Malogranatum selbst (dritte Irritation!). Ab Seite 141 kommt in langen Paraphrasen Erbauliches vom heiligen Bernhard von Clairvaux (bis S. 253) zu Wort, zum Schluß noch (S. 254–268) Wilhelm von Thierry. Die „extensive Zitation“ und der „Überblick“ beziehen sich einzig und allein auf diese beiden Persönlichkeiten, vom Autor „frühzisterziensisches Erbgut“ (Abschnitt C, S. 141–268) genannt.

Abgesehen davon, daß auch diese Darstellung in höchst vorwissenschaftlicher Modalität geschieht, neuere Arbeiten und kritische Editionen kaum beachtend (vgl. Anmerkungsteil I–XXX), bleibt sie auf halbem Wege stecken: An keiner Stelle sagt der Verfasser im konkreten Blick auf den Text des Malogranatum, was der größte Teil der Arbeit, dieser Abschnitt C, mit unserem Königsaler Dialog zu tun hat, wo und wie sich das frühzisterziensische Erbgut im „Granatapfel“ zeigt. Offensichtlich ist er der Meinung, daß die Parallelitäten und Affinitäten zum „Granatapfel“ so augenfällig und eindeutig sind, daß sie keiner näheren Erklärung mehr bedürften. Damit fällt aber der Verfasser nicht nur hinter den Forschungsstand seiner Zeit weit zurück, (schon 1911/12 wies V. Kallab auf den frühzisterziensischen, aber auch biblischen, patristischen, besonders augustinischen Einfluß hin). Er verengt dadurch dem Leser wie sich selbst den Blick für die Vielfältigkeit und Vielschichtigkeit der im Malogranatum ausgedrückten Spiritualität. Werden doch über siebzig verschiedene „auctoritates“ im Werk namentlich zitiert, wobei keineswegs Bernhard von Clairvaux, sondern Gregor der Große und Augustinus insgesamt am häufigsten zu Wort kommen. Von den zahlreichen anonymen Zitaten und denen, die als solche überhaupt nicht gekennzeichnet sind, einmal abgesehen.

Doch zurück zum Prooemium. Es soll – neben dem Prolog – wie das Vorwort betont, „einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Dazu kommt noch die Frage, wo die eigentliche geistige Grundlage vorzufinden ist. Sie kann sich deutlich

auf das Gedankengut des heiligen Bernhard und dessen Freund und geistesverwandten Wilhelm von Thierry gründen.“ (S. 3f.) Von diesem im Vorwort fixierten Vor-Urteil kommt der Verf. nicht mehr los: Die Blickverengung auf das „frühzisterziensische Erbgut“ nimmt hier groteske Züge an. Ihm fällt nicht auf, daß dieser Text keineswegs von Bernhard oder seinem Freund Wilhelm, sondern fast ausnahmslos wörtlich vom franziskanischen doctor devotus, von Bonaventura (aus seinem berühmten *Breviloquium* II, 10ff.), stammt.

Auch die Übersetzung des Prooemiums erforderte begriffsgeschichtliche Kritik. Manches stellt sich dem Sachkundigen dann ganz anders dar: nur – das überschritte den Rahmen dieser Rezension. In der Tat: hier liegt keine wissenschaftliche Studie vor; weder zum *Malogranatum* insgesamt noch zu „seinem“ Prolog, noch zum Prooemium. Der Verf. weiß es, betont es freimütig; zum Glück für die vorliegende Arbeit, zur Mahnung für die wissenschaftliche Forschung.

Bottrop

Manfred Gerwing

Kenny, Anthony: Wyclif.

Oxford University Press, Oxford-New York 1985, IX + 115 S. (Past Masters series).

Ein schmales Bändchen in der Reihe „Past Masters“ – einer Serie der „Oxford Papers“ – widmet sich einem heute fast vergessenen Meister der spätmittelalterlichen Philosophie und Theologie, John Wyclif († 1384). Der Autor Anthony Kenny ist als 63. Master of Balliol College ein Nachfolger auf dem Lehrstuhl, den Wyclif im 14. Jahrhundert innehatte.

In seinem Vorwort weist Kenny auf die Absicht seines Werkes hin, nämlich einen Mann zu erfassen, der philosophische Einsichten mit kirchlichem Reformeifer verband, und seine Bedeutung am Ausgang der Spätscholastik aufzuzeigen. Dabei nähert sich der Autor in 9 Kapiteln der Philosophie/Theologie Wyclifs und erklärt den Inhalt seiner Werke, immer im Hinblick auf die Traditionen Oxfords (William Occam, Duns Scotus). Er beginnt beim philosophischen Hauptwerk des Oxforder Philosophen, der „*Summa de Ente*“, und führt hin zu den großen Abhandlungen der Theologie, der Wyclif später in den Augen der Römischen Kirche zum Häretiker stempeln sollten. Kenny erläutert vor allem Wyclifs Ansichten über weltliche und geistliche Herrschaft als Teil seiner theologischen Summa. In diesem Zusammenhang wird außerdem die Meinung des Oxforder Doktors hinsichtlich der Gehorsamspflicht gegenüber der päpstlichen Autorität, die er nicht für automatisch gegeben hielt, einer kritischen Würdigung unterzogen. Anschließend zieht der Autor den Bogen in der philosophisch-theologischen Entwicklung Wyclifs von der fast erfolgten päpstlichen Exkommunikation bis zur tatsächlichen Verbannung durch einen Prozeß an der Universität Oxford. Als Ursache hierfür wird seine immer heftiger werdende Kritik an den Mißständen der Kirche genannt, die in den drei Werken über die Häresie gipfelte. Zuletzt skizziert der Autor das Nachleben der Ideen des „Reformators“, die nicht so sehr in England, als vielmehr in Böhmen und Mähren ihre hauptsächliche Verbreitung fanden (Hussitismus!).

Das Bändchen erscheint als Einführung in die Philosophie und Theologie Wyclifs, ja der Spätscholastik überhaupt, gut geeignet. Dabei erhebt es keinen Anspruch auf eine umfassende Darstellung, sondern weist für den interessierten Leser auf weitere Literatur hin.

München

Helmut Schwager

Wagner, Murray: Petr Chelčický. A Radical Separatist in Hussite Bohemia.

Herald Press, Scottsdale/Penn. – Kitchener/Ont. 1983, 219 S. (Studies in Anabaptist and Mennonite History 25).

Der Amerikaner Murray Wagner, Geschichtsprofessor am Bethany Theological Seminary, skizziert im 25. Band der „Studies in Anabaptist and Mennonite History“ – einer Reihe, die sich mit der Geschichte der Wiedertäufer, Mennoniten und Herrnhuter befaßt – Leben und Werk eines in West- und Mitteleuropa weitgehend unbekanntem religiösen Denkers, des tschechischen Landbesitzers Peter Chelčický († ca. 1460), der zum geistigen Ahnherren der Böhmisches Brüder werden sollte.

In einer kurzen Einführung in die Thematik weist der Autor zunächst auf den zu unrecht vergessenen hussitischen Autodidakten hin, der als kritischer Beobachter eine einzigartige Quelle für seine Zeit darstelle und zu den wenigen heute noch aktuellen Literaten des europäischen Mittelalters gehöre. Anschließend wird in zwei 2 kleinen Kapiteln eine kurze politische und religiöse Geschichte Böhmens Ende des 14./Anfang des 15. Jahrhunderts mit dem Auftauchen des Prager Theologen Johannes Hus († 1415) und der Entwicklung des Hussitismus bis 1467 geboten sowie auf die Kontroversen in der Geschichtsforschung um die weitgehend im Dunkeln befindliche Figur des Peter Chelčický eingegangen.

Der erste Hauptteil des Buches von Wagner befaßt sich mit den verschiedenen Einflüssen, denen der hussitische Denker in seiner südböhmischen Heimat Chelčitz ausgesetzt war, wobei der Autor insbesondere auf die Waldenser abhebt, sodann den englischen Theologen John Wyclif († 1384), den tschechischen Reformator Johannes Hus († 1415) und die Partei der hussitischen Radikalen in ihrer frühen Phase, die Taboriten, anführt. Außerdem werden als stetige Gesprächspartner wie auch religiöse Gegner die Utraquisten-Führer Jacobellus von Mies († 1429) sowie Jan Rokycana († 1471), der spätere Erzbischof von Prag (1435–1471), das Oberhaupt der Taboriten Nikolaus von Pilgram, Bischof von Tabor († 1453), sowie der Anführer der Erzkonservativen Johannes von Píbram († 1448) wie auch der extremistischen Adamiten Martin Húska († 1421) genannt.

Im zweiten Hauptteil geht Wagner nun intensiv auf die 56 meist in Tschechisch überlieferten Traktate Chelčickýs ein, wobei er die wichtigsten zehn Arbeiten vorstellt. Dabei wird die einzigartige Haltung Chelčickýs verdeutlicht, der in einem Zeitalter der Gewalt kompromißlos für den Pazifismus eintrat und ganz in aufgeklärtem Sinne die absolute Trennung von Kirche und Staat verfocht. Andere Züge des hussitischen Denkers zeigen sich in seiner heftigen Kritik an den höheren Ständen (Adel, Klerus) sowie seiner tiefen Liebe für die schwerarbeitende Landbevölkerung, was jedoch bei

Chelčický stets im religiösen Bereich verblieb und nie ins Revolutionäre abglitt. So schildert Wagner den hussitischen Sonderling als einen bewußt „unpolitischen“ Menschen, der in weltlichen Revolutionen keinen Sinn sah und sich am Ende seines Lebens von allen Gefährten enttäuscht abwandte, jedoch schließlich in Rokycanas Neffen Gregor d. Schneider († 1474) einen Gesinnungsgenossen fand, der seine Ideen in der Glaubensgemeinschaft der Böhmisches Brüder durchzusetzen suchte. Mit einem Ausblick des Autors auf das Schicksal dieser religiösen Gemeinschaft, einem umfangreichen Apparat an Anmerkungen, einem Verzeichnis der 56 Werke Chelčickýs sowie der Quellen und Literatur wird das Buch abgeschlossen.

Versucht man eine kurze Würdigung der Arbeit des US-Autors, so wäre hier vor allem auf die ausgezeichnete Darstellung der verschiedenen häretischen Sekten, der unterschiedlichen hussitischen Parteien sowie des Verhältnisses, das Chelčický jeweils zu ihnen einnahm, hinzuweisen. Diese enorme Kenntnis auf dem Gebiet der Ketzergeschichte führt allerdings zu gewissen Fehlern im Faktenbereich des Buches, so z. B. Bürgerkrieg König Albrechts II. (1438–1439) gegen seinen eigenen Sohn Ladislaus Postumus (* 1440) im Jahre 1439; mehrfaches Übergehen des Habsburgers Ladislaus († 1457) als König von Böhmen (1440/54–1457) zugunsten Georgs von Podiebrad (1458–1471).

Allerdings erscheint es problematisch, einen religiösen Denker des Mittelalters im Nachhinein zum geistigen Vorkämpfer einer modernen pazifistischen Haltung zu machen. Wenn überhaupt, dann hat Chelčický die europäische Geistesgeschichte nur indirekt beeinflusst, nämlich über das geistige Vermächtnis der Böhmisches Brüder. Seine Schriften, fast alle anonym verfaßt, erschienen zwar 1521/22 im Druck, doch setzten die Sprache und ihr häresieverdächtiger Inhalt ihrer Verbreitung eine bestimmte Grenze. Erst in einem zweiten Anlauf wurden sie auch für die Moderne unmittelbar befruchtend, als nämlich Tolstoj in Chelčický einen geistigen Vorläufer seines eigenen Denkens entdeckte.

München

Helmut Schwager

Ulbrich, Rolf: „*Tkadleček*“ und „*Ackermann*“: Waldenserliteratur, Humanismus, Theologie und Politik um 1400 in Böhmen.

Berlin (im Eigenverlag des Autors) 1985, 227 S.

„*Slavica non leguntur.*“ Mit dem geflügelten Wort als Überschrift zu seinem letzten Kapitel verleiht der Verfasser seinem Plädoyer etwas von der Empörung des verwitweten ‚Ackermanns‘ selbst: den armen *Tkadleček* sollte die Literaturwissenschaft nicht mehr im tödlichen Schatten der Germanistik sehen, sondern ihn nach eigenem Wert und eigener Würde anerkennen und untersuchen. Die Art hingegen, wie Ulbrich die Germanistik für die bisherige Vernachlässigung des tschechischen Textes verantwortlich macht, hat viel mehr mit den hochmütigen Aussagen des Todes gemein. Insbesondere sind seine scharfen persönlichen Angriffe auf einzelne Germanisten wenig würdevoll und sehr zu bedauern.

Es mag sein, daß die Germanisten einer früheren Generation nicht immer das richtige Wort gewählt haben, indem sie den *Tkadleček* als „Gegenstück“ zum *Ackermann*

bezeichneten. Auch muß man zum Unglück konstatieren, daß die Slawisten in diesem implizit abfälligen Urteil keine Herausforderung sahen, wie zu hoffen wäre, sondern ihm nur folgten bzw. es unterstützten, indem sie den Inhalt des tschechischen Werkes für konfus hielten. Schließlich waren die Germanisten eben nur Germanisten, zumeist des Tschechischen unkundig; man kann es ihnen auch nicht so übelnehmen, daß sie alles vom germanistischen Standpunkt betrachteten. Den *Tkadleček* sahen sie erstens als Zeugnis an für den Einfluß Johanns von Saaz auch außerhalb der deutschsprachigen Leserschaft jener Zeit (der Gedanke an eine gemeinsame Quelle war damals noch nicht so verbreitet) und zweitens als Notbehelf zur Klärung zweifelhafter Textstellen im *Ackermann*. Mehr war von ihnen kaum zu erwarten, und viel mehr kann man auch heute nicht von der Germanistik erwarten, wenn auch jetzt jeder sich des übernationalen Charakters der mittelalterlichen Literatur stärker bewußt ist.

Ulbrich hat natürlich vollkommen recht, wenn er behauptet, *Tkadleček* verdiene doch Besseres von der Literaturwissenschaft. Zu Recht meint er auch, daß besonders der Inhalt des Textes einer genaueren Untersuchung bedarf. Der *Ackermann* habe durch seine sprachlichen Eigenschaften (besonders nach der Entdeckung des sog. „Widmungsbriefes“) einen gewissen Respekt oder sogar Ruhm erlangen können; *Tkadleček* dagegen sei infolge mangelnden Interesses am Inhalt total vernachlässigt geblieben. (Hier geschieht der Germanistik übrigens ein weiteres kleines Unrecht: die moderne Forschung sieht den *Ackermann* keineswegs exklusiv als Stilübung an.) Angesichts der Vernachlässigung des *Tkadleček* ist es jedoch um so bedauerlicher, daß Ulbrich einer früher in Aussicht gestellten Übersetzung ins Deutsche oder ins Englische keine Chance gibt. Denn diese allein würde den Text einer breiten wissenschaftlichen Welt erschließen. Aber wer würde dergleichen veröffentlichen, meint er. *Slavica non leguntur!* Selbst will er sie nicht unternehmen, und andere dürften sich durch seine Meinung auch nicht gerade ermuntert fühlen. Dabei hat in den letzten Jahren mancher viel weniger verdienstvolle Text durch eine Übersetzung den Zugang zu einem internationalen literarhistorischen Publikum gefunden, einem Publikum, das zunehmend komparatistisch interessiert ist. Freilich wäre eine solche Arbeit, die zusätzlich einen ausführlichen Kommentar erfordern würde, keine Kleinigkeit. Doch wird man dem *Tkadleček* selbst ohne sie fast keine Chance geben können.

Ulbrichs Beweisführung in diesem Buch leidet sehr darunter, daß sie sich sehr wenig auf den Text stützt. Für *Tkadleček* bezieht er sich immer auf eine Inhaltsangabe in seinem eigenen früheren Buch *Der altschechische „Tkadleček“ und die anderen „Weber“ – Waldenserliteratur in Böhmen um 1400* (Berlin 1980). Eine solche Inhaltsangabe ersetzt aber nie den Text selbst, und erst recht nicht, wenn die Argumentation bis in Einzelheiten des Textes gehen sollte; es mangelt darin zu sehr an Objektivität, was die Auswahl und den Wortlaut der Wiedergabe betrifft. Jedoch auch der *Ackermann* unterliegt hier keiner Textanalyse.

Ulbrichs These läuft darauf hinaus, daß der Inhalt beider Werke (oder im Falle des deutschen Textes zumindest der Inhalt eines „Ur-Ackermann“) viel mehr von ketzerischen Gedanken geprägt ist, als bisher erkannt wurde. Er meint sogar, *Tkadleček* sei als Mittel gedacht, häretische Lehren zu propagieren, insbesondere die der Waldenser. Dabei greift er zunächst auf das schon von Burdach besprochene Verhältnis zwischen *Ackermann* und Langlands umfangreicher Allegorie *Piers Plowman* zurück. Daß

dieses Werk von der Gedankenwelt der Lollarden beeinflusst wurde, wird allgemein anerkannt. (Heute würde aber kaum noch jemand von einem direkten Einfluß des englischen Textes auf den deutschen reden.) Danach widmet Ulbrich mehrere Kapitel der Frage nach der Verbreitung des Waldensertums und reformistischer Ideen im damaligen Böhmen, sowohl im Leben als auch in der Literatur. Was er dort anführt, zeugt von großer Belesenheit und zeigt, daß es dort von solchen Ideen geradezu wimmelte, was schon bekannt und nicht anders zu erwarten war in einem Land, das kurz darauf in der Hussitenbewegung entbrennen sollte. Schließlich wendet der Verfasser sich dem Humanismus zu mit der Behauptung, Humanismus und Reformation hätten den Häresien des Mittelalters auch sehr viel zu verdanken; *Tkadleček* sei also doch in einem gewissen Sinne ein Werk der anbrechenden Neuzeit, sogar mehr, will er meinen, als *Ackermann*.

Hier soll gesagt werden, daß Ulbrichs Argumentation, die oft undeutlich ist und sehr zu Wiederholungen neigt, seine Hauptthese nur als Möglichkeit zuläßt; zu ihrer Wahrscheinlichkeit hat er nichts Definitives sagen, geschweige denn einen Beweis erbringen können. Eine Möglichkeit zu zeigen, ist eine rein logische Aufgabe: man muß nur feststellen können, daß es nicht unmöglich ist. Wahrscheinlichkeit ist aber eher eine Sache der Mengenlehre: man muß zeigen können, daß die These zumindest den Anschein größerer Gültigkeit besitzt als andere. Dies hat Ulbrich nicht getan, und es wäre wohl auch bei dem jetzigen Stand der Forschung zum *Tkadleček*-Text einfach nicht möglich.

Wer sich im literarischen Bereich mit mittelalterlichen Häresien befassen will, muß zuvor seine Begriffe klarstellen, um methodologischen Gefahren aus dem Wege zu gehen. Unser Wissen über die Ketzer des Mittelalters entstammt zum größten Teil den Schriften und Aussagen ihrer Gegner. So ist es oft nicht leicht, wenn in den geschichtlichen Quellen einfach von *heretici* die Rede ist, zu wissen, um wen es sich handelt. Das rechtfertigt öfters solche Wendungen wie bei Ulbrich: „bogomilisch-katharisch-waldensische Wanderprediger“. Wer aber aus dem eigentlichen gedanklichen und theologischen Inhalt der Häresien zwingende Beweisgründe schöpfen will, muß etwas präziser reden können! Doch ebenso schwer oder noch schwerer kann es manchmal sein, zwischen kirchentreuen Reformisten und echten Heterodoxen eine feste Grenze zu ziehen, und dies scheint Ulbrich nur ungenügend zu beachten. Selbst die Kirche hat sich ständig mit dieser Frage geplagt. Praktisch gesehen ist Häresie eher ein politischer Begriff als ein geistiger. Was Ketzerei war, bestimmte die Kirche und ihre Inquisition. Dabei ging es primär um die Sicherung ihrer Machtposition – um Ideen und Glauben nur, insofern diese ihre Macht gefährdeten. So wurde z. B. vieles zur Diskussion in den Universitäten erlaubt, was man nicht auf der Straße predigen durfte. Reformgedanken, Rügen der kirchlichen Mißstände (Simonie, Ablass) und neue theologische Ansichten persönlicherer Art bilden tatsächlich den intellektuellen Stoff des ausklingenden 14. Jahrhunderts; sie wurden jedoch nur dort zur eigentlichen Ketzerei, wo die Kirche sie ausdrücklich als solche verurteilte. Zwischen dem Reformwillen manches treuen Sohns der Kirche und der Gedankenwelt jener, die sich von ihr trennten und zu Untergrundbewegungen oder gar zu heimlichen Gegenkirchen zusammenschlossen, läuft ein geistiges Kontinuum. Sicherlich bildeten die eigentlichen Ketzer immer die Minderheit dabei. Daß *Tkadleček* und *Ackermann* mehr oder weniger

von dieser unruhigen geistigen Atmosphäre beeinflusst wurden, ist nicht zu bezweifeln. Das macht sie aber längst nicht zur Ketzerliteratur. An eigentlichem waldensersischen Gedankengut im *Tkadleček* findet Ulbrich vor allem den Titel. Ketzerei scheint unter den Textarbeitern Europas besonders gut gediehen zu sein; so erhielten die südfranzösischen Katharer und vielleicht auch andere Häretiker u. a. den Beinamen *tisserands* – „Weber“. Daß dies auch in Böhmen der Fall war, zeigt Ulbrich nicht. Ansonsten führt er als Evidenz einen manichäischen Dualismus an, den er in der allegorischen Gestalt des „Unglücks“ und in der metaphorischen Gestalt der untreuen Adlička erkennen will. Wohl ist die Adlička auch als Metapher zu verstehen, aber eine dualistische Interpretation dieser Figur kann wenig überzeugen. Auch das Unglück läßt sich anders interpretieren. Vor allem aber ist dazu folgendes einzuwenden: den Dualismus der Manichäer kann man nicht ohne weiteres auf alle andere Ketzer des Mittelalters übertragen. An einen Dualismus manichäischer Art glaubten die Katharer, unseres Wissens aber nicht die Waldenser. Aus der ausführlichen Arbeit M. Lamberts (*Medieval Heresy: Popular movements from Bogomil to Hus*. London 1977) wissen wir, daß die katharische Kirche – eine feste Organisation mit einigen Bischöfen, deren Schwerpunkt in Norditalien lag – um die Mitte des 14. Jahrhunderts so gut wie aufgelöst war. Es blieben nur Reste, im Aussterben begriffen. Sicher gab es auch in Böhmen Katharer, vielleicht sogar noch am Anfang des 15. Jahrhunderts, dennoch hatten sie dort niemals die Bedeutung der Waldenser, die im 14. Jahrhundert sehr verbreitet waren. Vom katholisch-theologischen Standpunkt gesehen, erschienen diese Waldenser viel harmloser, ja sie hätten anfänglich beinahe das frühe glückliche Los der Franziskaner teilen können. Erst als ihr Volksbiblizismus und ihr hartnäckiges Bestehen auf dem Recht der Laienpredigt die Autorität der Kirche zu unterminieren drohte, erklärte man sie formell für Häretiker. Sie waren in vieler Hinsicht tatsächlich die natürlichen Vorläufer der Hussiten und Taboriten. Sogar die Inquisition sah sich durch ihre im Grunde einwandfreie Theologie genötigt, sich als Kriterium für die Identifizierung eines Waldensers einfach mit der Eidesverweigerung zu begnügen. (Die biblische Mahnung: *nolite iurare* [Jak. 5, 12] nahmen die Waldenser grundsätzlich sehr wörtlich.) Von einem katharischen Dualismus kann bei dieser fast „evangelisch“ anmutenden Sekte nicht ernsthaft die Rede sein (vgl. auch Molnár, Amedeo: Valdenští. Evropský rozměr jejich vzdoru [Die Waldenser. Die europäische Dimension ihres Widerstands]. Prag 1973, S. 159ff.). Lambert spricht skeptisch von einem scheinbaren Synkretismus der beiden Häresien, der (nur!) in Piemont zu finden war, und weist darauf hin, daß wir ausschließlich aus Akten der Inquisition davon wissen, wo nur zu gern alles in einen Topf geworfen wurde. Im übrigen hält er sie für natürliche Feinde, die ein „chasm of belief“ trennt. So müßte diese Argumentation Ulbrichs eher zu dem Schluß führen, *Tkadleček* sei ein katharischer Text. Das ist aber nicht glaubhaft: Zur Zeit seiner Entstehung existierte der Katharismus kaum noch.

Im *Ackermann* kann Ulbrich im Wesen nichts Ketzerisches finden. Dafür bringt er eine weitere Theorie: der jetzige *Ackermann*-Text verdanke sein Überleben vielleicht der Tatsache, daß er ein Fragment sei, obzwar in „vollendeter künstlerischer Form“. Alles Anstößige wurde früher einem nicht überkommenen Urtext entnommen, um die Inquisition zu umgehen. Für diese Hypothese gibt Ulbrich keine weiteren Gründe an.

Im übrigen betont er immer wieder eine vermutete beabsichtigte Tarnung, die den

wahren Inhalt der beiden Texte undurchsichtig machen soll. Der *Tkadleček*-Dichter habe sein Werk willkürlich zu einem „rätselhaften und wirren Konglomerat“ werden lassen, damit sein eigentliches Anliegen von den Inquisitoren nicht erkannt werde. Hiermit freilich entzieht sich das Argument weitgehend der Reichweite unserer Wissenschaft. Wenn hier das Ketzerische so gut versteckt ist, daß nicht einmal die beruflichen Spürhunde der Kirche es finden konnten – Spürhunde, die ja gern in jeder Ecke etwas Böses fanden, zur Abschreckung der anderen – wie soll es dabei einem armen skrupelhaften Literarhistoriker ergehen, der nur die Wahrheit herausholen will? Als dringendstes Desiderat benötigt der arme *Tkadleček* eine ausführliche Textanalyse und einen Kommentar.

Sydney

John M. Clifton-Everest

Jaffe, Samuel P.: Prehumanistic Humanism in the Ackermann aus Böhmen.

Storia della storiografia 9 (1986) 16–46.

Der Verfasser bietet eine neue Analyse der humanistischen oder als solche verstandenen Elemente im „Ackermann aus Böhmen“. Der Artikel ist bemerkenswert wegen seiner umfassenden Gegenüberstellung von spätmittelalterlicher „Modernität“ und Frühhumanismus. Viele Konnotationen Jaffes sind originell im Hinblick auf die jahrzehntelange Diskussion über das Thema; das gilt auch für die Anmerkungen zu den Unterschieden zwischen „Ackermann“ und „Tkadleček“. Freilich hat es seine liebe Not mit dem Begriff „Humanismus“. Wir sind gewohnt, ihn im Spätmittelalter zu suchen und über „Humanismus“ als spätmittelalterliche Erscheinung zu diskutieren, obwohl umsichtige Beobachter – und zu diesen zählt Jaffe – sehr wohl wissen, daß ein guter Teil dieses postmittelalterlichen Humanismus bereits im 12. Jahrhundert zu finden ist, eng verknüpft mit jenem Aufbruch rational orientierter Intellektualität, deren Entstehungsbedingungen hier nicht noch einmal beschrieben werden müssen. Jaffe versucht, die begrifflichen Schwierigkeiten zu umgehen, indem er Zuflucht zu einem „prähumanistischen Humanismus“ nimmt, den Begriff „Humanismus“ auf diese Weise jedoch – was nicht unproblematisch ist – von der lateinischen Sprachkultur löst, zu welcher der Ackermann-Dichter nur einen indirekten Zugang hatte; immerhin schrieb dieser deutsch.

Es bleibt auch zu berücksichtigen, daß sich Entwicklungstendenzen in der ideellen Sphäre weitaus zwangloser zu einem Ganzen verknüpfen lassen als im realhistorischen Ablauf. Das gilt auch für den Versuch Jaffes, einen spätmittelalterlichen Realismus in verschiedenen Lebensbereichen herauszuarbeiten, der als Korrektur zu jener „Krisenmentalität“ gesehen wird, die bisher nur unzureichend analysiert worden ist (vgl. Seibt, Ferdinand: Gab es einen böhmischen Frühhumanismus? In: Der Humanismus als neue Bildungsbewegung in den böhmischen Ländern. Hrsg. v. Hans-Bernd Harder, Jaroslav Kolar, Hans Rothe und Slavomír Wollman. Köln 1988, 1–19).

München

Ferdinand Seibt

Haubelt, Josef: *České osvícenství [Die böhmische Aufklärung]*.

Svoboda, Prag 1986, 456 S.

Es gibt Epochen, die man in den kommunistischen Ländern gern hat – und zu diesen gehört die Aufklärung. Eine andere Sache ist, daß man oft etwas gern hat, was man nicht kennt. Die Aufklärung in Böhmen wurde von der marxistisch-leninistischen Historiographie bis jetzt vernachlässigt, und so ist das Buch Haubelts der erste Versuch, das Thema im Sinne der herrschenden Ideologie darzustellen. Der Autor ist Historiker, der sich auch – oder vor allem – für die Geschichte der Technik, der Naturwissenschaften, der Medizin und der Wirtschaft interessiert. Dies ist ein Vorteil, denn ihre bisherigen Arbeiten über die Aufklärung in Böhmen widmeten die politisch unterschiedlich orientierten Verfasser entweder nur der politischen Geschichte oder nur der Literatur (wobei es die Historiker sowohl der deutschsprachigen wie auch der tschechischen Literatur schwer haben: in Böhmen gab es damals keine bedeutenden deutschen oder tschechischen literarischen Werke).

Haubelt will mit seinem Buch beweisen, daß die Aufklärung am Anfang einer Entwicklung steht, die auch in Böhmen zum „Sieg des Sozialismus“ geführt hat. Für ihn ist also der Barock die Zeit des „Obskurantismus“ und der christliche Glaube das reine Retrogradentum. Daß der „Jesuitismus“ etwas ganz Abscheuliches ist, versteht sich für ihn von selbst.

Wenn man das alles weiß, ist das Buch von Nutzen, denn die ideologischen Aussagen überspringt man einfach. Als Hindernis bleibt noch der hölzerne Stil und die Überlast von Daten und Angaben. Die Aufnahme des Ganzen ist dabei sehr erschwert, denn es fehlen Fußnoten und Hinweise auf Quellen, genauso wie auch ein Register.

An verschiedenen Stellen sind die Formulierungen ungenau, wenn nicht sogar falsch. So wird auf S. 9 behauptet, daß der Deismus bei Fausto Sozzini zu entdecken sei – dessen Antitrinitarismus ist aber kein Deismus. Mit Staunen erfährt man (S. 23), daß nach 1948 die barocke Kunst nicht bagatellisiert wurde. Dabei ist bekannt, daß es noch schlimmer gekommen ist: man hat die tschechische Barockliteratur praktisch als nichtexistent deklariert. Kokett ist die Behauptung (S. 26), nach welcher Eduard Winter am Ende seines Lebens sich bemüht haben soll, sich von den methodologischen Prinzipien des Marximus-Leninismus belehren zu lassen.

Einige Persönlichkeiten werden lächerlich gemacht, so Balbín, dem auf S. 82 vorgeworfen wird, er habe an Gespenster geglaubt. Es gibt auch peinliche Pannen. So wird auf S. 128 behauptet, daß die Kirche auf der Prager Kleinseite, wo die Figur des „Bambino di Praga“ verehrt wird, in den Jahren 1636–1644 auf Kosten Baltazar de Marradas erbaut wurde. In Wirklichkeit wurde diese Kirche von deutschen Lutheranern 1611–1613 erbaut, und de Marradas ließ dann nur die Fassade errichten. Die sehr komplizierte Frage der lateinischen Legende des sog. Christian, die von vielen Fachleuten als Werk des 10. Jahrhunderts bezeichnet wird, hat Haubelt einfach dem 14. Jahrhundert zugeschrieben (S. 261), wobei er andersdenkende Forscher ironisiert.

Es sind aber auch Aktiva zu verzeichnen. So wird den Tatsachen entsprechend festgestellt (S. 409), daß Joseph II. nicht germanisieren wollte. Weiter wird auf S. 372–376 objektiv die Rolle des Freimaurertums dargestellt. Haubelt ist bemüht, die kompli-

zierte sprachliche Problematik in Böhmen gerecht zu schildern, wobei er in einigen Fällen, in denen er sich anstrengt, die Ansichten der tschechischen Nationalisten zu korrigieren, des Guten zu viel tut – so auf S. 382: dort charakterisiert er Kaspar von Sternberg als deutschsprachigen Adeligen, obwohl dieser selbst behauptet hat, seine Muttersprache sei Tschechisch. Der Verfasser ist auch bemüht, die Person Josef Dobrovskýs nüchtern zu sehen – so zeigt er (S. 349), daß der berühmte Philologe den Kampf gegen Dobner nicht immer mit lauterem Mitteln geführt hat. In der Frage der Originalität des Blitzableitererfinders, des Prämonstratensers P. Diviš, macht er darauf aufmerksam (S. 168), daß Diviš zu seiner Beschäftigung mit atmosphärischer Elektrizität keineswegs durch naturwissenschaftliche Neugier geführt wurde, sondern durch die Beschäftigung mit der Legende über die wundervolle Rettung des Gründers des Prämonstratenserordens, des heiligen Norbert, vor dem Blitz.

Der Verfasser führt am Ende seines Buches auch die Arbeiten der katholischen Historiker Z. Kalista und J. Vašica an – allerdings nicht alle, denn die Arbeit Kalistas z. B. über die sog. barocke Gotik in Sázava wird nicht erwähnt, obwohl sie sicher benutzt wurde. Auf S. 128 wird dies klar.

Die Arbeit Haubelts stellt ein Sammelsurium von bekannten und wenig bekannten Fakten dar, wobei die Tendenz des Buches altmodisch wirkt: sie weist zurück in die Zeit vor den sechziger Jahren. Sie kann allerdings als Vorstufe für die Erarbeitung einer Monographie über die Aufklärung in Böhmen gute Dienste leisten. Sollte der Verfasser in der Zukunft die unglückliche, vorgefaßte Meinung von der „Fortschrittlichkeit“ einzelner Thesen, Werke und Personen fallen lassen, könnte er selbst eine solche Monographie schreiben; mit der Faktographie ist er sehr gut vertraut.

Freiburg/Br.

Antonín Měšťan

Pavlíková, Marie: Bolzanovo působení na pražské universitě [Bolzanos Wirken an der Prager Universität]. Hrsg. v. d. Karls-Universität.

Universita Karlova, Prag 1985, 144 S.

Christian, Curt (Hrsg.): Bernard Bolzano, Leben und Wirkung. 6 Beiträge.

Wien 1981, 147 S. (Österr. Akad. d. Wiss. Sitzungsberichte d. Philos.-histor. Klasse 391).

Bernard Bolzano, 1781–1848. Studien und Quellen. Hrsg. v. Zentralinstitut für Philosophie der Akad. d. Wiss. der DDR.

Akademie-Verlag, Berlin 1981, 364 S.

Bernard Bolzano. Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages am 5. Okt. 1981. Dem Wirken Eduard Winters gewidmet.

Akademie-Verlag, Berlin 1982, 34 S. (Sitzungsberichte der Akad. d. Wiss. der DDR, Gesellschaftswissenschaften 6/G).

Bernard Bolzano (1781–1848), eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der böhmischen Kulturgeschichte, hatte in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts wenig Beachtung

gefunden. Politische Macht und Zeitgeist standen gegen ihn, den aufgeklärten katholischen Priester, den Sozialethiker und vermeintlichen Revolutionär. Nach der ersten Phase einer Bolzano-Renaissance um die Jahrhundertwende, die dem Philosophen, Logiker und Mathematiker galt (Franz Brentano, Edmund Husserl), erfuhr seit den 20er und 30er Jahren in einer zweiten Phase der Theologe und Sozialethiker Bolzano Beachtung und Wertschätzung. *Sebastian Merkle* (1862–1945), der Würzburger Kirchenhistoriker, bahnte durch seine Arbeiten, die zu einer Revision der gängigen katholischen Urteile über die kirchliche Aufklärung führten, auch den Weg zu einer intensiveren Bolzanoforschung, die besonders in Prag betrieben wurde und vor allem mit dem Namen des Kirchenhistorikers *Eduard Winter* (1896–1982) verbunden bleibt.

Schon um die Jahrhundertwende hatte sich die tschechische Forschung auf Bolzano besonnen und die Bedeutung des (deutschen) Sozialethikers für die nationale Erneuerung des tschechischen Volkes im 19. Jahrhundert erkannt. Nach 1945 wurde von der sozialistischen Wissenschaft der fortschrittlich denkende, von der Reaktion als angeblicher Ketzler und Revolutionär verfolgte Bolzano in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Und die Bürgerrechtsbewegung der CHARTA '77 (Jan Patočka) knüpft ausdrücklich an Bolzanos „Oberstes Sittengesetz“ an, daß Menschlichkeit und Gemeinwohl jedem politischen Handeln überzuordnen sind. (Vgl. Patočka, Jan: Das Dilemma in unserem nationalen Programm. Jungmann und Bolzano. In: *Postylla Bohemica* 1972)

Das Jahr 1981, in welchem weltweit, einschließlich der UNESCO, der 200. Geburtstags des „Weisen von Prag“ begangen wurde, bildete den Höhepunkt dieser auch den Logiker und Mathematiker erfassenden Bolzano-Renaissance, deren Zentren naturgemäß Prag, aber auch die Berliner Humboldt-Universität wurden. Mitte der Bolzano-Forschung blieb auch hier wiederum Eduard Winter. Seine Trennung von der katholischen Kirche 1939 und die Lehrtätigkeit in der DDR – seit 1947 in Halle und seit 1951 an der Humboldt-Universität als Ordinarius für Osteuropäische Geschichte – wirkten sich naturgemäß in Akzentverschiebungen bei der Interpretation des Prager Priesterphilosophen und Reformers aus. Doch die „deutsch-slawische Wechselseitigkeit“ blieb in Winters Forschungs- und Lehrtätigkeiten ein durchgehendes Thema, in dessen Rahmen Bolzano seine zentrale Position behielt. „Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit“ war dann auch der Titel der umfangreichen Sammelchrift mit 37 Biographien (Hrsg. v. Eduard Winter und Günther Jarosch), die von Winter selbst ausdrücklich als wissenschaftliches Testament bezeichnet, nach seinem Tode 1983 im Akademie-Verlag Berlin erschien. Sie sollte im Westen eine kritische Würdigung erfahren.

*

Die von der Karls-Universität publizierte Arbeit der Bolzano-Forscherin *Pavliková* verdient Erwähnung, weil sie eine Lücke in der bisherigen Bolzano-Literatur schließt. Sie untersucht im Detail jenen Lebensabschnitt, der für die Wirkung Bolzanos auf die Zeitgenossen der bedeutendste war: die 15jährige Wirksamkeit an dieser Universität von 1815 bis 1820.

Die gängigen Bolzano-Biographien – auch die erste umfangreichere tschechische der Palacký-Enkelin Marie Červinková-Riegerová von 1881 – stützten sich auf die Autobiographie (Sulzbach 1836), auf die unveröffentlichte Biographie von Gustav Zeithammer, die „Bruchstücke“ von Josef Hoffmann (Wien 1850) oder die „Erinnerungen“ des Arztes A. Wißhaupt über die letzten Lebensjahre Bolzanos. Auch Eduard Winter hat sich bereits in seiner ersten Publikation über Bolzano („Bolzano und sein Kreis“. Leipzig 1933) in einem besonderen Kapitel mit dem „akademischen Lehrer und Studentenseelsorger“ befaßt und später mehrmals, unter anderem in seiner Arbeit über den Josephinismus (Brünn 1943) und in der Dokumentation über den Bolzanoprozeß (Brünn 1944), das gewaltsame Ende der akademischen Laufbahn Bolzanos behandelt.

Demgegenüber unternimmt es die vorliegende Studie, unter Heranziehung der meisten noch vorhandenen Archivquellen (z. B. auch des Universitäts-Archivs) vor dem Hintergrund der politischen und geistigen Entwicklung speziell „jenen Abschnitt im bewegten Leben Bolzanos herauszustellen, der ausgefüllt war mit seinem Wirken an der Universität – einschließlich der vorausgehenden Vorbereitung auf die Universitäts- und wissenschaftliche Laufbahn –, und das Ganze abzuschließen mit dem Versuch einer Würdigung und Bewertung der Ergebnisse von Bolzanos Lehrtätigkeit unter dem Blickwinkel seines Anteils am kulturellen und geistigen Leben Böhmens“. (S. 11) Mit Analysen von Bolzanos Ideenwelt befaßt sich die Studie nicht unmittelbar.

Den geistesgeschichtlichen und kulturpolitischen Rahmen, der Bolzanos Berufung und Lehrtätigkeit umschloß, skizziert ein erstes Kapitel über die Universität zwischen Aufklärung und Restauration; es behandelt die Reformen Maria Theresias und ihres Sohnes im allgemeinen und die Neuordnung des Religionsunterrichtes mit der Errichtung des Lehrstuhls für Religionswissenschaft im besonderen. Im folgenden geht es um die Lehrtätigkeit im einzelnen. Die Verfasserin geht aber auch auf die menschliche und soziale Fürsorge Bolzanos für die Studenten ein, die persönlichen Gespräche und Beratungsstunden, sowie auf konkrete soziale Maßnahmen, zu denen die Errichtung einer Unterstützungsanstalt und die Gründung einer Studenten-Handbibliothek gehörten. Zum Schluß nennt Pavlíková in einer Liste noch über 300 Namen (Deutsche und Tschechen) bedeutender Schüler (von insgesamt ca. 5100 nachweisbaren Studenten, die Bolzanos Vorlesungen und Ansprachen hörten), was erneut einen Schluß zuläßt auf die Bedeutung des „Bolzanismus“ für die Entwicklung des öffentlichen, kulturellen und wissenschaftlichen Lebens in den böhmischen Ländern.

Das Buch – seine Grundgedanken sind in einem russischen und einem deutschen Resümee zusammengefaßt – bereichert die Bolzano-Literatur. Schade, daß die sonst von ideologischer Einseitigkeit freie Arbeit dennoch einem Trend nicht widerstehen kann und bei Bolzanos Lehr- und Predigertätigkeit an der Universität sein deutlich artikuliertes Verhältnis zur deutsch-tschechischen Nachbarschaft in Prag und den böhmischen Ländern und zur nationalen Problematik übergeht. Bolzano hat mehrfach (z. B. 1810, 1816) zu dieser Frage im Sinn seines von der Verfasserin unterstrichenen sozialetischen, toleranten und philanthropischen Programms Stellung genommen.

Die Bolzano-Subkommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichte anlässlich des 200. Geburtstages von Bolzano ein als „Festband“ bezeichnetes Sammelwerk. Außer dem Herausgeber Curt Christian, Professor für Mathematische Logik in Wien, mit einem Beitrag über die „Existenz synthetischer apriorischer Sätze bei Bolzano“ und Edgar Marschner, Professor und Leiter des Forschungsinstituts Philosophie/Technik/Wirtschaft in Salzburg, über „Bolzos Wissenschaftslehre“ sind keine österreichischen Autoren in dieser Veröffentlichung vertreten.

Drei Autoren, als Bolzanoforscher ausgewiesen, sind aus Prag: Jaromír Loužil, „Bolzos Sitten- und Gesellschaftslehre“, ist der Verfasser einer umfangreichen Bolzano-Monographie von 1978. Marie Pavlíková, „Bernard Bolzos Lehrjahre“, schreibt in dieser Wiener Festschrift über die Gymnasial- und Studienjahre Bolzos; die Fortsetzung dieser Studie ist das oben besprochene Buch über Bolzos Wirken an der Universität. Pavel Křivský ist der Verfasser einer Detailuntersuchung, „Das Entstehen, die Herausgabe und das Projekt der 2. Ausgabe von Bolzos Lehrbuch der Religionswissenschaft“; es handelt sich um die interessante Entwicklungsgeschichte des noch zu Lebzeiten Bolzos anonym von seinen Schülern 1834 in Bayern herausgegebenen vierbändigen Lehrbuchs, des Konflikts mit dem Prager Bücherrevisionsamt und der aus dem intensiven Briefwechsel Bolzos rekonstruierten Pläne für eine Neufassung.

Ein weiterer Beitrag zu dieser Wiener Festschrift ist von Eduard Winter: „Das doppelte Gesicht der Religionswissenschaft B. Bolzos“. Der 85jährige Winter bringt hier abschließende Gedanken über den – wie er es nannte – „Zwiespalt“ in Bolzos Religionsphilosophie, deren Wurzeln in der Ethik des Priesterphilosophen lagen, die – nach Winter – letztlich nicht „theonom“ sonder „sozionom“ war. Bolzos „genialer, geschmeidiger Geist“ jedoch habe die Spannung und den Zwiespalt „ertragen“.

*

Einen umfang- und inhaltsreichen, vielseitigen Band, „Studien und Quellen“, der zu recht als „Beitrag zur internationalen Würdigung“ Bolzos verstanden sein wollte, veröffentlichte das Zentralinstitut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der DDR zum Bolzano-Gedenkjahr als Ehrengabe für den 85jährigen Eduard Winter.

Dem Titel entspricht die Zweiteilung des Sammelbandes: Im Abschnitt „Studien“ befassen sich zwölf Spezialuntersuchungen mit Fragen der Philosophie, Logik, Wissenschaftslehre und Physik bei Bolzano. Die Autoren sind Wissenschaftler aus Berlin, Leipzig, Halle, Jena, Prag, Thorn, Leningrad und Moskau – ein Beleg für die Aufgeschlossenheit in sozialistischen Ländern für den Prager Philosophen.

Der andere Teil, „Quellen“, hrsg. von Eduard Winter und Hildegard Pautsch, enthält zunächst eine aus dem Jahre 1821 stammende, von Winter eingeleitete und auf ca. 80 Seiten erweiterte Sammlung von „Begriffen B. Bolzos“. Diese alphabetische Zusammenstellung ist nicht nur eine Einführung in Bolzos Logik und Begriffswelt überhaupt, sondern ein Schlüssel zur Sozial- und Ethnoethik und kann wie ein Kompendium zum Nachschlagen verwendet werden.

Ein zweiter Beitrag der „Quellen“ – ebenfalls von Winter: „Bolzano in Tschobuz-Friedenstal. – Ein vormärzliches Idyll unter Polizeiaufsicht“ – ist jenem zweiten höchst produktiven Lebensabschnitt Bolzanos gewidmet, wo der verfolgte und abgesetzte Hochschullehrer bei der Familie des Gutsbesitzers Hoffmann Aufnahme fand und ihm durch diese Fügung des Schicksals hier in Südböhmen bis 1842 die Möglichkeit gegeben war, in relativer Freiheit als Privatgelehrter trotz seiner angegriffenen Gesundheit seiner Arbeit nachzugehen. Tschobuz war auch der Ort der Begegnung und anregender Gespräche mit ehemaligen Schülern und Freunden. Die eingehende biographische Einführung in diese zwei Jahrzehnte wird ergänzt durch die zum großen Teil erstmalige Veröffentlichung zahlreicher Briefe vor allem aus den 30er und 40er Jahren sowie durch das aufschlußreiche „Protokoll eines Bolzanistenkonzils“, das vom 15. bis 17. September 1838 in Tschobuz stattfand, ein Arbeitsprogramm, das als Schriftführer Bolzanos Freund Michael Josef Fesl verfaßte.

Den 3. Teil der „Quellen“ bildet der Wiederabdruck der kaum mehr greifbaren aber sehr aussagekräftigen Erinnerungen des Arztes A. Wißhaupt, der seit 1842 den 60jährigen Bolzano nach dessen Rückkehr nach Prag bis zum Tode betreute. Durch die Aufzeichnungen Wißhaupts ist die Nachwelt vor allem – und zwar durch einen auch menschlich Nahestehenden – über Bolzanos Beurteilung des Revolutionsjahres 1848 informiert: Er begrüßte den Sieg der Freiheit in der ersten Welle der Revolution; doch die seit Pfingsten aufbrechenden, insbesondere nationalen Gegensätze und Konfrontationen (auch unter einem Teil seiner Schüler) beklagte er bitter als Unglück.

*

Die Akademie der Wissenschaften in der DDR veranstaltete anlässlich des 85. Geburtstages von Eduard Winter am 16. September 1981 ein wissenschaftliches Kolloquium über Bernard Bolzano, dessen Vorträge in dem vorliegenden Band veröffentlicht wurden.

Manfred Buhr und Werner Schuffenhauer widmen in der Untersuchung „Zur Philosophie der Religion bei B. Bolzano“ ihre Aufmerksamkeit dem progressiven Wirken Bolzanos als Philosoph und Ethiker, als Logiker und Mathematiker. Ihnen geht es „um die Aufhellung des historisch-ideologischen Phänomens einer staatlich und kirchlich hochnotpeinlich inkriminierten nonkonformistischen Religionsauffassung eines katholischen Priesters innerhalb der komplizierten, widersprüchlichen Klassenbedingungen der österreichischen Gesellschaft in der Zeit der Restauration und des Vormärz“ (S. 20).

Hans-Jürgen Treder steuert eine Untersuchung über den „Kontinuumsbegriff bei Bolzano“ bei, also über Bolzanos Gedanken zu Grundproblemen der Mathematik und Physik. Hans Wußing vom K.-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften der Karl-Marx-Universität Leipzig sucht in seinem Beitrag über „B. Bolzano und die Grundlegung der Analysis“ Bolzano, in dem er einen der bedeutendsten Mathematiker des 19. Jahrhunderts sieht, in den Begegnungsraum von Mathematik, technischen Wissenschaften und gesellschaftlicher Entwicklung in der Phase der fortschreitenden industriellen Revolution einzuordnen. Und schließlich faßt Eduard Winter selbst in dem Beitrag „Der Sozialethiker Bolzano. Der bessere Mensch im Mittelpunkt seines Denkens“ eigene Forschungsergebnisse eines halben

Jahrhunderts über Bolzanos „Oberstes Sittengesetz“ und seinen zentralen Gedanken vom „besseren Menschen, der der Menschheit dient“, mit anderen Worten vom „besseren Menschen als Voraussetzung für eine bessere Gesellschaftsordnung“ (S. 7), zusammen. Übrigens ist auch an diesem Aufsatz zu erkennen, wie sehr sich Winter mit Bolzano geistesverwandt fühlte, ja sich mit ihm auch menschlich identifizierte.

Flintsbach

Ernst Nittner

Hroch, Miroslav: Evropská národní hnutí v 19. století: Společenské předpoklady vzniku novodobých národů [Europäische Nationalbewegungen im 19. Jahrhundert: Gesellschaftliche Voraussetzungen für die Entstehung der neuzeitlichen Nationen].

Svoboda, Prag 1986, 398 S.

Miroslav Hroch ist ein auch im Westen anerkannter fleißiger Historiker, dessen Interessen von der Inquisition, der Krise der Feudalgesellschaft im 17. Jahrhundert und der „bürgerlichen Revolution“ in Europa bis ins 19. Jahrhundert hineinreichen. Er ist ein vorsichtiger Mann, wovon schon sein Lieblingssatz zeugt: „Diese Tatsache sollte nicht überbewertet werden.“ Seine empirischen Untersuchungen sind wohl abgeschirmt durch marxistische Begrifflichkeit und Berufungen auf Lenin; doch fragt es sich, ob nicht gerade diese ideologischen Beschwörungen etwas von jener nüchternen Vorsicht vermissen lassen und seine Ausführungen in mancher Hinsicht entwerten.

Nun steht gerade Hrochs Thema, die Herausbildung kleiner, „unhistorischer“ Nationen, quer zum Erkenntnisinteresse des Marxismus, der ja auch bekanntlich den diversen „Völkerruinen“ ursprünglich keine Chance gegeben hat. Haben sich nicht die „staatenlosen“ Völker im Gegensatz zur marxistisch interpretierten Fortschrittserwartung durchgesetzt, wonach die nationale Ideologie der Bourgeoisie dazu dient, den großen „nationalen Markt“ zu schaffen? So kommt denn Hroch nicht darum herum, die Herausbildung dieser kleinen Nationen als „keineswegs selbstverständlich“ zu bezeichnen (S. 54) und Beispiele einer steckengebliebenen nationalen Entwicklung herauszuarbeiten: Das Steckenbleiben findet unter diametral verschiedenen sozialen Bedingungen statt – im industriell entwickelten Wales wie im rückständigen Belorußland (S. 280). An der Spitze der Patrioten sucht er vergeblich nach einer Bourgeoisie, die „um den nationalen Markt kämpft“; er betont zwar den entscheidenden Anstoß durch intensivierte Marktverbindungen und die Konkurrenz eines entwickelteren Zentrums (S. 349f.), lehnt jedoch einen sozioökonomischen Reduktionismus ab und zählt unter die relevanten Faktoren das Maß an Bildung und sozialer Kommunikation (wie in der Frage der Einbeziehung der Bauern in die nationale Bewegung: S. 311f.).

Bei manchen Bewegungen wird kein Zusammenhang zwischen nationalen und sozialen Forderungen festgestellt, so bei den Kroaten (S. 137) und den Slowenen (S. 154); anders bei den Esten und Letten, deren Emanzipation sich gegen eine deutsche Oberschicht richtet (S. 165f.), obwohl die Anstöße zu einem gelehrten Interesse an beiden Völkern von einer deutschsprachigen Intelligenz ausgegangen waren. Auch das Hauptkriterium nationaler Identität ist oft sehr verschieden: während in Irland das

Interesse an der Sprache gering und die irische Identität eine primär politische, religiöse und soziale ist (S. 106, 114), verharrt die flämische nationale Bewegung innerhalb der doppelsprachigen belgischen politischen Nation (S. 215f.), und bewahrt auch der Katalanismus bis in die neunziger Jahre einen „konservativen, vorwiegend kulturellen und sprachlichen Charakter“ (S. 226). So verzichten auch die litauischen Patrioten bewußt auf ein politisches Programm und konzentrieren sich auf eine idealisierte heidnische Frühgeschichte (S. 201f.). Sehr verschieden ist die Rolle der Religion: während die Kirche in Irland die Patrioten unterstützt, wirkt sie in Litauen bremsend gegen die Trennung vom Polentum. Angesichts dieser mit enormer Zurückhaltung registrierten Vielfalt fragt man sich, ob es Sinn macht, dem Gesamttrend „Gesetzmäßigkeit“ zu unterstellen.

Was sagt Hroch Neues über die tschechische Wiedergeburt? Weniger wichtig als der notorisch bekannte Zusammenhang mit der Bauernbefreiung (die Bauern nehmen, wie überall, kaum an der nationalen Bewegung teil) scheint mir die Sogwirkung der Industrialisierung, die sozial gefährdete Schichten zu besonders aktiven Trägern des nationalen Radikalismus werden läßt: Drei Viertel der tschechischen patriotischen Intelligenz im Vormärz kamen aus Handwerkerfamilien (S. 250). Warum die Entwicklung anders als in Belgien verläuft, wird dennoch aus soziologischen Faktoren nicht recht ersichtlich – um so mehr, als sich die nationalen und die Klassengegensätze in Böhmen zugegeben nicht decken. Hroch räumt ebenfalls mit dem Mythos von extremer nationaler Unterdrückung auf, obwohl er sonst ängstlich an der herkömmlichen Dichotomie „herrschende - unterdrückte Nation“ festhält. Es sind wohl auch Opportunitätsgründe, warum auf die tschechische Bewegung nicht die deutsch-böhmische, sondern die der schleswigschen Dänen folgt.

Das gesichtete Material mündet schließlich in einen Versuch komparatistischer Systematik, deren Phasen (A = gelehrtes Interesse, Landespatriotismus, B = nationale Agitation, C = nationale Massenbewegung)¹ durchaus überzeugen, während die variablen historischen Bedingungen des Übergangs („bürgerliche Revolution“, „Industrielle Revolution“, „organisierte Arbeiterbewegung“) zu grobklötzig-schematisch sind, Verschiedenartiges unter einen Begriff zu bringen suchen und letztlich kaum als entscheidend gelten können. Gewiß macht es etwas aus, ob die Gesellschaft einen höheren Verstärkungs- und Mobilitätsgrad erreicht hat, ob Presse- und Vereinsfreiheit herrscht, ob sich partielle soziale Interessen national drapieren oder unter eigener Flagge segeln, ob die nationale Bewegung sich vor oder nach der „industriellen Revolution“ herausbildet. Aber das eigentlich Wesentliche ist ja, daß sich nationale Bewegungen unter verschiedenen gesellschaftlichen Umständen formieren und sich aus ebenso verschiedenen Bevölkerungsgruppen zusammensetzen: „... in der Phase B war keine Klasse und keine Berufsgruppe unverzichtbar“ (S. 378).

Das heißt natürlich nicht, den Zusammenhang zwischen nationaler Bewegung und gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen zu bagatellisieren – wenngleich dieser sehr oft ein reaktiver, abwehrender gewesen ist und sich nicht als „Durchsetzung

¹ Dieses Modell hat Hroch bereits 1968 in einer deutschsprachigen Publikation vorgestellt. Vgl.: Hroch, Miroslav: Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas. Prag 1968.

kapitalistischer Wandlungen“ (S. 362) bzw. als „vermittelte Widerspiegelung von Interessengegensätzen“ (S. 386) funktionalisieren läßt. Hermann Broch hat für die Unwägbarkeiten des Nationalismus eine andere Formel gebraucht: „Soziale Imitation geistiger Defekte“. Gewiß braucht die nationale Ersatzreligion Nahrung aus den Spannungen der sozialen Umwelt; entscheidend ist jedoch, ob es der nationalen Agitation gelingt, den realen Problemen und subjektiven Erwartungen der Gesellschaft eine nationale Brille aufzusetzen. Insofern ist die Rolle der „Kommunikation“ eine größere als Hroch zuzugestehen bereit ist; insofern stehen auch die vieldeutigen Resultate seiner komplizierten Untersuchungen in einem Mißverhältnis zum analytischen Aufwand.

Berlin

Bedrich Loewenstein

Bradley, John F. N.: Czech Nationalism in the Nineteenth Century.

Columbia University Press, New York 1984, XII, 153 S. (East European Monographs 157).

Bradleys Buch ist die überarbeitete Fassung seiner Dissertation, die in den Jahren 1955–1959 entstand. Die Untersuchung schöpft aus den Beständen der Wiener und Prager Archive und zieht die einschlägige ältere Literatur, vor allem die tschechische, ziemlich vollständig heran; neuere Literatur (seit 1945) wird – mit einer einzigen Ausnahme – nur bis zum Erscheinungsjahr 1959 berücksichtigt.

Als sehr knappe, pointierte, gut gegliederte und lesbare Übersicht über die wesentlichen Aspekte und Artikulationsformen des tschechischen Nationalismus im 19. und frühen 20. Jahrhundert (Schwerpunkt der Studie ist der Zeitraum 1880–1914) ist das Buch zu empfehlen und sicherlich in vieler Hinsicht instruktiver als manches voluminöse Werk zu diesem Thema. Andererseits macht sich der ältere Forschungsstand, auf dem sich Bradley bewegt, auf Schritt und Tritt und meistens zum Schaden der Sache selbst deutlich bemerkbar. Wenn Bradley beispielsweise darüber lamentiert (S. 27 ff.), daß die tschechischen politischen Führungsgruppen in der liberalen Ära und weit darüber hinaus nicht in der Lage waren, die Masse des Volkes über die politischen Parteien effektiv zu organisieren und dadurch den Tschechen insgesamt größeren Einfluß und eine angemessenere Machtposition in den böhmischen Ländern und der österreichisch-ungarischen Monarchie zu sichern, muß ihm entgegengehalten werden, daß durch zahlreiche neuere Untersuchungen längst erwiesen ist, daß es außerhalb Prags bis in die achtziger Jahre hinein schlicht und einfach kein organisierbares soziales Potential gab, welches den dauerhaften Resonanzboden parteipolitischer Strategien hätte bilden können. Die Bauern – um nur diese soziale Großgruppe anzuführen – ließen sich bis zu den Landtagswahlen von 1889 auch durch die zündendsten nationalen Parolen nicht aus der Ruhe bringen. Insofern ist es eine allzu dünne Erklärung, wenn Bradley das tschechische Machtdefizit im alten Österreich aus der spezifischen Sozialstruktur der tschechischen politischen Eliten ableiten will, die sich – als Intellektuelle, die sie durchweg waren – zu sehr auf kulturelle und kulturpädagogische Fragen konzentrierten, wie der Autor meint, und nicht über den rechten Machtinstinkt verfügten (S. 28). Das soziale Defizit des Liberalismus ist im übrigen bekanntlich keine spezi-

fisch tschechische Erscheinung und kann daher auch gar nicht aus besonderen tschechischen nationalpolitischen Verhältnissen hergeleitet werden. So war beispielsweise die deutsch-österreichische Sozialdemokratie jahrzehntelang in ihrer konkreten Politik damit beschäftigt, die sozialpolitischen Versäumnisse des deutschen Liberalismus in Zisleithanien aufzuarbeiten.

Bradleys Argumentation erweckt weithin den Eindruck, als stünden die gesellschaftlichen Verhältnisse für die Strategien der intellektuellen Führungsgruppen nahezu beliebig zur Disposition – wenn es diesen Gruppen nur gelingt, zur rechten Zeit die rechten Ideen mit dem rechten Aufwand zu propagieren. In der Tat ließe sich an vielen Beispielen zeigen, daß Bradley die sozialen Tiefendimensionen des Nationalismus bei den Tschechen nicht in den Griff bekommt, ja nicht einmal versucht, diesem Aspekt nachzugehen. Bradleys „spiritualistisches“ Nationalismusverständnis – nicht zufällig beruft er sich eingangs auf Hans Kohn und dessen Schule – bleibt an der Oberfläche: ein „Kopfprodukt“, das am Himmel der kulturellen Überlieferung schwebt, um sich gelegentlich auf wundersame, unerklärte Weise der Massen zu bemächtigen. Daß gerade die sozialgeschichtliche Erforschung der tschechischen nationalen Bewegung im 19. Jahrhundert in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten eine Fülle neuer Einsichten vermittelt hat, zu denen auch amerikanische Untersuchungen – man denke an das Buch von Gary Cohen über die ethnische Entwicklung und die nationalen Konflikte in Prag – nicht unerheblich beigetragen haben, will Bradley nicht sehen; ihm zufolge bereitet die Beschäftigung mit dem tschechischen Nationalismus des vergangenen Jahrhunderts auch im Jahre 1983 Schwierigkeiten, „as there has been hardly any research done (!) . . .“ (S. IX). Hier bleibt nur die Feststellung, daß schon überzeugendere Versuche unternommen worden sind, sich der Mühe zu entziehen, in eine Auseinandersetzung mit anderen forschungsstrategischen Positionen einzutreten.

München

Peter Heumos

Urban, Otto: Česká společnost 1848–1918 [Die tschechische Gesellschaft 1848–1918].

Svoboda, Prag 1982, 690 S.

Urbans Buch ist eine populärwissenschaftliche Darstellung im besten Sinne: Ohne von wissenschaftlicher Methode, quellenkritischer Akribie und dem sorgfältigen Umgang mit den Fakten etwas preiszugeben, vermeidet es doch andererseits jenen allzu fachspezifischen Jargon, vor dem ein breiteres Publikum mit „Kannitverstan“ zu resignieren pflegt. In der vorbildlichen Art des Popularisierens historischer Forschungsergebnisse erschöpfen sich jedoch keineswegs die Vorzüge einer Untersuchung, die – in zehn Kapitel gegliedert – ein außerordentlich dichtes, konzeptionell klares und trotz des riesigen Stoffes und der Verarbeitung einer immensen Literatur immer übersichtliches Bild der Entwicklung der tschechischen Gesellschaft zwischen der Revolution von 1848 und der Gründung der Tschechoslowakischen Republik 1918 zeichnet.

Urbans Hauptthema ist – wie im Titel angezeigt – die Darstellung der langfristigen Veränderungen der tschechischen (gelegentlich auch der böhmischen) Gesellschaft, ihrer sozialen Struktur und Differenzierung, ihrer politischen Organisation, ihres ökonomischen Potentials und kulturellen Fortschritts. Hinzu kommen zwei weitere

Argumentationsebenen, die stets systematisch mit dem gesellschaftlichen Untersuchungsstrang verknüpft sind: die Ebene der gesamtpolitischen Entwicklung Österreich-Ungarns, besonders Zisleithaniens, sowie die Ebene der Außenpolitik der Doppelmonarchie, die als ein für die Entfaltung und Stoßkraft der tschechisch-nationalen Bewegung in vieler Hinsicht bedeutsamer Faktor eingeführt wird. Daß die Darstellung trotz dieser Verschränkung höchst komplexer und komplizierter Zusammenhänge kaum je an Farbe und Gestaltungskraft verliert, liegt nicht zuletzt daran, daß der Verfasser das Zeitkolorit unmittelbar zur Wirkung bringt, indem er Beschreibungen zeittypischer volkstümlicher Weltbilder und Vorstellungen einfließen läßt (S. 130–131), ausgiebig aus solchen Quellen zitiert, beispielsweise aus privaten Briefen, die dem Leser die Stimmung der Zeit nahebringen, oder dominierende Entwicklungstrends an Miniaturskizzen zeigt (S. 118). In diesem Sinne gehört etwa die Beschreibung der Ära Bach zum Besten, was das Buch zu bieten hat.

Während die Untersuchung in vieler Hinsicht einen Wandel der überkommenen Bewertungskriterien erkennen läßt, und zwar auch in den Bereichen, um die bisher besonders feste und immunisierende Mauern gezogen waren, wird die Beurteilung anderer Fragenkomplexe noch immer stark von den überlieferten, wenig flexiblen Interpretationsschemata bestimmt. Vor dem Hintergrund einer neuerdings üppig ins Kraut schießenden Masaryk-Literatur, die weithin noch immer einen eher zelebrierenden Umgang mit ihrem Gegenstand pflegt, sei hier erwähnt, daß Urbans Buch ein nuanciertes Bild des Staatsgründers und -präsidenten entwirft, das die politischen, ethisch-moralischen und philosophischen Beweggründe des Denkens und Handelns Masaryks nicht gleich dem klassenkämpferischen Verdikt verfallen läßt. Ein Beispiel dafür, daß andererseits die alten Interpretationsmuster noch immer wirksam sind, bietet die von Urban breit analysierte sozialdemokratische Bewegung.

Urban macht – wie schon andere tschechoslowakische Historiker vor ihm – überzeugend klar, daß Österreich-Ungarn für die Tschechen unter sozialen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten alles andere als ein „Völkerkerker“ gewesen ist. Die Crux bestand allein darin, daß sich der beeindruckende soziale, wirtschaftliche und kulturelle Aufstieg der Tschechen im Habsburgerreich unter einer reaktionären, halbfeudalen politischen Ordnung vollzog, die den Tschechen eine adäquate politische Repräsentation bis über die Jahrhundertwende hinaus verweigerte. Wenn Urban nun zugleich nicht müde wird, darauf hinzuweisen, daß die Geschichte des tschechischen Bürgertums im 19. Jahrhundert eine Geschichte seiner (konservativen) Anpassung an die „Idee des österreichischen Staates“ war, die noch bis in den Weltkrieg hineinreichte, so erscheint sein strenger Reformismus-Vorwurf an die Adresse der tschechoslowakischen Sozialdemokratie nicht recht überzeugend: Gerade weil das Bürgertum – in Böhmen wie in der Monarchie überhaupt – sozial und politisch schwach war und sich in dem Augenblick, als die organisierte Arbeiterbewegung auf der politischen Bühne auftauchte, noch mehr an die schwarzgelben Rockschoße zu klammern begann, sah sich die Sozialdemokratie in Österreich-Ungarn gezwungen, zunächst die liberalen und demokratischen Rechte zu erstreiten, die anderswo, in industriell fortgeschrittenen Staaten, ein selbstbewußtes Bürgertum längst errungen hatte. Unter dieser Voraussetzung konnte die Sozialdemokratie nicht zugleich auch noch der revolutionäre Vortrupp des Proletariats sein: Urbans Kritik, daß die tschechischen

Sozialdemokraten nicht dem russischen Beispiel und der Strategie Lenins gefolgt seien, hat daher kaum mehr als den Gehalt einer bloßen *petitio principii* und übersteigt das reale historische Potential der tschechoslawischen Sozialdemokratie. Das Scheitern einer sozialistischen Umwälzung am 14. Oktober 1918 belegt ja doch zur Genüge, daß die Masse der Arbeiterschaft längst im breiten Strom der nationalen Bewegung mitschwamm und der proletarischen Emanzipation das soziale Substrat fehlte: Ein Šmeral, der von orthodoxen marxistischen Positionen her für die Aufrechterhaltung Österreich-Ungarns eintrat, nicht zuletzt deshalb, weil der große und einheitliche Wirtschaftsraum der Monarchie nach dem Proletariat eine bessere Perspektive der sozialen Revolution zu bieten schien, blieb mit dieser Vorstellung in der Stunde des nationalen Begeisterungstaumels bekanntlich völlig isoliert. Die Defensive, in die die Arbeiterschaft in allen Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns in der Zwischenkriegsära geriet, hat seiner Analyse allerdings recht gegeben.

München

Peter Heumos

Kořalka, Jiří: Vzťah rakouského státního patriotizmu a veľkoněmecké ideologie k Čechům v 1. pol. 19. stol. [Die Beziehung des österreichischen Staatspatriotismus und der großdeutschen Ideologie zu den Tschechen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts].

Ústecký sborník historický (1985) 241–262.

Derselbe: Palacký und Österreich als Vielvölkerstaat.

Österreichische Osthefte (1986) 22–37.

Derselbe: Aufstieg moderner Nationalgesellschaften in Österreich. In: Wien um 1900 – Aufbruch in die Moderne. Hrsg. v. Peter Berner, Emil Brix und Wolfgang Mantl.

R. Oldenbourg, München 1986, 164–175.

Der in mancher Hinsicht gewandelte Kořalka, dessen größere Manuskripte nach wie vor in der Schublade bleiben müssen, vertritt einen sehr vorsichtigen Revisionismus. Sein erster hiergenannter Aufsatz ist eine geballt-materialreiche Studie, die die Einstellung eines „multi-ethnischen“ österreichischen Staatspatriotismus gegenüber den Tschechen mit der eines ebenfalls politisch konzipierten demokratischen Großdeutschtums vergleicht: beide Auffassungen hatten gegen die tschechische „kulturnationale“ Bewegung nichts einzuwenden, solange diese nicht mit eigenen politischen Forderungen auftrat. Der Verfasser sieht jedoch die Attraktivität des vor-nationalen Österreichertums seit 1848 ebenso schwinden wie den liberal-politischen Nationsbegriff, der fraglos über den ethnisch-kulturellen Loyalitäten stand; inwiefern die Entwicklung unausweichlich war oder das Ergebnis subjektiven Versagens, bleibt offen.

Der zweite Aufsatz setzt die beiden Untersuchungsebenen fort und wirft neues Licht auf Palackýs Position von 1848, vor allem auf seine Kontakte sowohl zu österreichischen Adelskreisen als auch zu einem breiten deutsch-liberalen Historiker-

publikum, die seine Berufung in den Frankfurter Fünfziger-Ausschuß und in die Wiener Regierung Pillersdorf verständlich machen. (Andrian-Werburg betonte, daß Palackýs Name „gleich gefeiert bei Böhmen wie bei Deutschen“ sei.) Kořalka, der für seine Ausführungen den Palacký-Nachlaß im Literarischen Archiv des Prager Museums für tschechische Literatur ausgewertet hat, macht aber auch dessen Aus schlagen beider Angebote plausibel – mit einem Hauch Bedauern darüber, daß sein ebenso aufrichtiges wie weitsichtiges Projekt einer freiwilligen Zusammenarbeit freier, mündiger Völker wenig Gegenliebe fand.

Der dritte Aufsatz zeichnet den Verlust der Anziehungskraft der österreichischen „Hofratsnation“ nach angesichts des sozialen Aufstiegs breiter Bevölkerungsschichten, für die sich die emotionale Wirkung der ethnischen Nationalismen als attraktiver erweist; nach dem Durchbruch der Ungarn insbesondere schien das Gesetz der nationalen Segregierung übermächtig und die österreichische Staatsführung ihren Aufgaben nicht gewachsen zu sein. Obwohl Kořalka von der Unaufhaltsamkeit der nationalen Dynamik überzeugt ist, weist er – wie Hroch – auch auf die günstigen Entfaltungschancen der „bürgerlichen Nationalgesellschaften“ in der Donaumonarchie hin. Insofern halte ich seine Beiträge für beachtenswert; allerdings gehört der meist nur in Bezirkszeitschriften Publizierende nicht zur offiziellen Prager Historiographie.

Berlin

Bedrich Loewenstein

Novotný, Jan (Hrsg.): Čeští utopisté devatenáctého století [Böhmische Utopisten des neunzehnten Jahrhunderts].

Melantrich, Prag 1984, S. 296.

Viele der im Westen Europas im 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts entstandenen utopisch-sozialistischen und kommunistischen Vorstellungen waren schon unter den böhmischen Aufklärern bekannt. Ihr Einfluß und Widerhall machte sich in Böhmen jedoch erst seit den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts wirklich bemerkbar. Diese Anregungen für das politische Denken Böhmens kann man vor allem in einer relativ großen Anzahl publizistischer Aufsätze und Darlegungen verfolgen. Mehrere davon reagierten auf konkrete einheimische politische und soziale Ereignisse, doch nur wenigen gelang es, in ihren Vorstellungsbildern von künftigen Gesellschaftsordnungen tiefer als zu nur allgemeinen Betrachtungen von sozialer Gerechtigkeit und Harmonie vorzudringen. Trotz der gegenüber Westeuropa vergleichsweise rückständigen gesellschaftlichen Bedingungen entstanden auf böhmischen Boden Arbeiten, die ihr einheimisches Umfeld weit übertrafen und die im Vergleich mit der erwähnten Publizistik ihre Entwürfe künftiger Gesellschaftsstrukturen wesentlich genauer und gründlicher formulierten. Drei derartige Werke wurden in dem vorliegenden Band zusammengefaßt.

Als erste wird in dieses Buch die Schrift Bernard Bolzanos (1781–1848) „O nejlepším státě“ [Von dem besten Staate; hier nach der Fassung der 3. tschechischen Ausgabe aus dem Jahre 1952] eingereiht, eigentlich das einzige utopistische Werk in Böhmen, welches die klassische Gestalt von Arbeiten utopischer Denker aus den vorherigen

Jahrhunderten aufweist. Bolzano schuf hier das utopische Modell einer Staats- und Gesellschaftsstruktur, das auch auf die Verhältnisse in Böhmen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts reagierte.

Weiter handelt es sich um die Abhandlung von Augustin Smetana (1814–1851) „Význam současného věku“ [Die Bedeutung des gegenwärtigen Zeitalters; übernommen aus der tschechischen Übersetzung aus dem Jahre 1960], die schon das Revolutionsjahr 1848 widerspiegelt. Smetana bietet hier eine Analyse der unmittelbaren Vergangenheit sowie auch der Gegenwart. Er hält diese Epoche für eine Schlüsselperiode im Übergang zu einer Gesellschaftsordnung, in welcher der Mensch aufgrund seiner Selbsterkenntnis die von ihm geschaffenen Kräfte beherrschen lernt und beginnt, eine von Ungleichheiten und Widersprüchen befreite Gesellschaft zu bilden.

Als dritte und letzte Arbeit erscheint in diesem Buch die Schrift „Duchovní komunismus“ [Der geistige Kommunismus; nach der Ausgabe von 1861] von Karel Sabina (1813–1877), der mit Bezug auf die zeitgenössische Lage der tschechischen nationalen Gesellschaft die Wege zu einer gerechten Ordnung der sozialen Verhältnisse sucht. Über die Kritik des „materialistischen“ Kommunismus gelangt Sabina zu einem „geistigen“ Kommunismus, der für ihn besonders Bildung für alle Menschen bedeutet, weil er gerade im Bildungsmangel eine der wichtigsten Ursachen der sozialen Ungleichheit sieht.

Alle drei hier publizierten Arbeiten sind mit einleitenden Kommentaren und kurzen Erläuterungen begleitet und mit einem Namenregister ausgestattet.

München

Jan Jiroušek

Good, David F.: Der wirtschaftliche Aufstieg des Habsburgerreiches 1750–1914.

Hermann Böhlau Nachf., Wien-Köln-Graz 1986, 290 S. (Forschungen zur Geschichte des Donauraumes 7).

Diese vorliegende Arbeit, die zuerst (1984) unter dem Titel „The Economic Rise of the Habsburg Empire 1750–1914“ in Berkeley und Los Angeles erschienen ist, versucht die neueren Ergebnisse einer in den letzten Jahrzehnten intensivierten Forschungstätigkeit über die wirtschaftliche Entwicklung des Habsburgerreiches einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Die Übersetzung aus dem Amerikanischen besorgte Monika Streissler.

Schon in der Einleitung modifiziert der Verfasser die herrschende Lehre vom ökonomischen Versagen der Habsburgermonarchie, indem er nachweist, daß die Donaumonarchie wirtschaftlich nicht gescheitert war, sondern am europaweiten Prozeß des modernen ökonomischen Wachstums beteiligt war. Dies belegt er durch Beispiele aus der wirtschaftlichen Leistung selbst, die er untersucht. Ausgangspunkt ist das 18. Jahrhundert und das west-östliche Entwicklungsgefälle in Europa, das er mit Hilfe des Begriffs „modernes Wirtschaftswachstum“ erklärt. Der Autor hat dabei das Reich in sieben verschiedene Teilräume gegliedert, wobei diese Regionen dem Gebietsstand und den beiden Verwaltungseinheiten des Reiches nach dem Ausgleich von 1867 entsprechen. Der Autor ist sich bei dieser Vorgehensweise durchaus bewußt, daß eine

Abgrenzung von Regionen nach politischen Aspekten diesen eine nicht immer wirklich auch vorhandene ökonomische Einheitlichkeit verleiht (z. B. Alpenländer, die böhmischen Länder, die Karpatenländer, die südlichen Länder, Innerungarn, Siebenbürgen und Kroatien-Slavonien).

Bei der Analyse dieser Regionen zeigt sich in der ökonomischen Entwicklung für die westlichen Teile des Habsburgerreiches eine Wachstumsperiode und eine Phase des gesellschaftlichen Strukturwandels. Die merkantilistische Wirtschaftspolitik bewirkte institutionelle Veränderungen, die u. a. die Voraussetzung für die Entstehung eines kapitalistischen Wirtschaftssystems bildeten. Der Beginn eines modernen Wirtschaftswachstums als irreversibler Prozeß erfolgte allerdings erst im 19. Jahrhundert.

Auch hier stehen begriffliche Überlegungen am Beginn der Darstellung. Unter modernem Wachstum versteht der Autor die hohe Geschwindigkeit der Veränderungen und deren Irreversibilität. Zahlreiche quantitative Belege zeigen das ökonomische Wachstum und den gesellschaftlichen Strukturwandel im 19. Jahrhundert (in der Technik, Industrie und Landwirtschaft). Einen besonderen Stellenwert nimmt dabei die Revolution 1848 ein, in deren Folge zahlreiche Reformen und Neuerungen durchgeführt wurden, wie die Befreiung der Leibeigenen, die Umgestaltung der Zollstruktur, die Erweiterung des Verkehrsnetzes und die verschiedenen Neuerungen im Finanzwesen. Für die ökonomische Bedeutung der Revolution von 1848 bringt der Verfasser mikroökonomisches Beweismaterial, das die Dynamik der österreichischen Wirtschaft nach 1848 besonders verdeutlicht. Für die wirtschaftliche Einheit des Habsburgerreiches war neben der Neuordnung des österreichischen Währungswesens nach den napoleonischen Kriegen vor allem die Beseitigung der Zwischenzolllinie zwischen Österreich und Ungarn 1851 entscheidend.

Als wichtigste Faktoren der Integrationsförderung werden vom Autor die Eisenbahnen und der Kapitalmarkt erwähnt. Sehr breit wird die Vermehrung des Wirtschaftswachstums in der Monarchie mit seinen regionalen Ausprägungen aufgezeigt, wobei der Aspekt der Überwindung der Ungleichheit in der ökonomischen Entwicklung im Vordergrund steht. Die letzten Abschnitte des Buches befassen sich mit der ökonomischen Entwicklung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, mit den in dieser Zeit auftretenden Konjunkturzyklen und mit langen Entwicklungswellen und säkularen Trends. Nach der Krise von 1873 haben sich im Entwicklungsprozeß des österreichischen Kapitalismus grundlegende Veränderungen abzuzeichnen begonnen. Auf sie geht der Autor besonders ein. Die dadurch bedingten strukturellen Veränderungen werden vom Verfasser im Schlußteil analysiert und erklärt: das Umsichgreifen der Kapitalgesellschaft, die enge Verflechtung von Banken und Industrie, die Entwicklung von Kartellen und der Beginn des Protektionismus.

Mehrere Tabellen, ein Anhang und eine umfangreiche Bibliographie runden diese solide Überblicksdarstellung der ökonomischen Entwicklung im Habsburgerreich von 1750–1914 ab, wobei besonders hervorgehoben werden muß, daß der Autor neben ökonomischen Theorien auch die Empirie entsprechend berücksichtigt hat.

Wollstein, Günter: *Deutsche Geschichte 1848/49. Gescheiterte Revolution in Mitteleuropa.*

W. Kohlhammer, Stuttgart 1986, 191 S.

Über das machtpolitische Programm der Frankfurter Nationalversammlung – eine wichtige, zusammenhängend aber noch kaum erörterte Einzelheit der deutschen Märzrevolution – hat der Kölner Historiker Wollstein vor gut zehn Jahren eine umfangreiche, mit Zustimmung aufgenommene Untersuchung veröffentlicht¹. Jetzt legt er eine instruktive, auf Wesentliches sinnvoll konzentrierte, den heutigen Forschungsstand angemessen beachtende und überzeugend wertende Darstellung der Geschichte dieser beiden Jahre als Ganzes vor.

Der damals von der Nation selbst – und nicht, wie dann zwanzig Jahre später, von den vernationalen Führungsschichten – unternommene Versuch, für die Deutschen einen auf neuen politischen Prinzipien beruhenden Gesamtstaat zu schaffen und diesen in die Konstellation der europäischen Mächte dauerhaft einzufügen, wird ebenso umsichtig beschrieben und erklärt wie der schon früh einsetzende, mit guten Gründen aus innenpolitischen Ursachen, vornehmlich aus Entscheidungen in Preußen und Österreich, hergeleitete Prozeß seines Scheiterns. Obwohl Wollstein sich auf den Bericht über die Entwicklung in den drei Zentren beschränkt – Südwestdeutschland, bald schon Frankfurt selbst; Berlin; Wien –, läßt er nichts unerwähnt, was zum Verständnis für den Verlauf dieser Revolution notwendig ist: Ideologie und Parteipolitik; der soziale Zustand und die Tendenz, ihn zu ändern; der Zwang, die systempolitische Wirklichkeit zu beachten; das Vorhandensein von geschlossen siedelnden größeren Gruppen Nichtdeutscher im künftigen deutschen Nationalstaat. Absicht und Erfahrung der Zeitgenossen werden durch Zitate aus der nachrevolutionären Publizistik eindrucksvoll veranschaulicht.

Für die Leser ist es wichtig zu wissen, daß der Autor sich auch mit der Märzrevolution im Habsburgerreich eingehend beschäftigt, wenn auch selbstverständlich nur soweit, als sie für die Vorgänge in Deutschland von Bedeutung war. Hier sind vor allem zu nennen: das Feststellen eines schon sehr locker gewordenen Zusammenhangs zwischen den habsburgischen Deutschen und deren außerösterreichischen Nationengenossen²; die einleuchtende Wertung des Tragens der Farben Schwarz-Rot-Gold in der Frühzeit der Wiener Revolution als politische und nicht als nationale Demonstration; die treffende Erläuterung des großdeutschen Problems; die Hinweise auf das Interesse der deutschen Nationalbewegung für Zustand und Entwicklung in dem von Tschechen, Slowenen und Italienern bewohnten Bundesgebiet, namentlich für Böhmen; das Herstellen einer Kausalverbindung zwischen der habsburgischen Großmachtpolitik und dem Mißlingen des Frankfurter Versuchs. Die Bedeutung des

¹ Wollstein, Günter: Das ‚Großdeutschland‘ der Paulskirche. Nationale Ziele in der bürgerlichen Revolution 1848/49. Düsseldorf 1977; besprochen in *BohZ* 24 (1983) 415–418.

² Siehe dazu zuletzt die Ausführungen über das partizipatorische Nationalbewußtsein innerhalb der deutschen Nation bei Bruckmüller, Ernst: *Nation Österreich. Sozialhistorische Aspekte ihrer Entwicklung.* Wien 1984, S. 141–144, 212 f.

Nationalitätenproblems für die Habsburgermonarchie damals wird allerdings überbewertet.

In der nächsten Auflage, die bei einer solchen für den Unterricht auf allen Stufen nützlichen Überblicksdarstellung gewiß bald nötig werden wird, sollte das Buch um ein Sachregister, eine Zeittafel und eine Karte erweitert werden. Auch mehrere Berichtigungen sind zu wünschen, etwa: Zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts gab es noch kein Hessen-Nassau, keine baltischen Staaten, kein Slowenien; Schwarzenberg hat seine berühmte Regierungserklärung vor dem Kremsierer Reichstag im November 1848 und nicht im Mai (1849?) abgegeben; Alexander Bach war niemals Finanzminister; die Bezeichnung des Prager Slawentreffens als Pfingstkongreß ist unbegründet.

Köln

Peter Burian

Diószegi, István: Die Außenpolitik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1871–1877.

Hermann Böhlau Nachf., Wien-Köln-Graz 1985, 365 S.

Die vorliegende Monographie stellt den zweiten Teil eines auf insgesamt drei Bände geplanten Werkes über die Außenpolitik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie von 1870 bis 1881 dar. Der erste Band ist 1974 in deutscher Sprache in Wien unter dem Titel „Österreich-Ungarn und der französisch-preußische Krieg 1870/1871“ erschienen. In der im vorliegenden Werk behandelten Phase kam es zur nationalen Umgestaltung in Westeuropa und zum Beginn der nationalen Umwandlung in Osteuropa. Die vielfältigen Probleme ergaben sich, wie der Autor aufzeigen kann, teilweise aus der Zeit selbst, zum Teil aber auch aus den spezifischen Konstellationen der Monarchie.

Die Darstellung befaßt sich schwerpunktmäßig mit der Außenpolitik der sechs Jahre zwischen dem französisch-preußischen Krieg 1870/71 und dem russisch-türkischen Krieg, der im dritten Band des Gesamtwerkes behandelt werden soll. In dieser Zeit begann sich die Monarchie endgültig jener Lage anzupassen, die durch die nationale Umgestaltung im Westen entstanden war, und die Grundstrukturen ihrer Einstellung zur Umwandlung im Osten zu entwickeln. Was diesen zweiten Aspekt betrifft, so hat der Autor die Alternative von Kenntnisnahme bzw. defensiv begründeter Expansion betont und den Prozeß verdeutlicht, der zur Politik des „gemeinsamen Teilens“ mit der anderen Großmacht führte.

Im ersten Abschnitt bezieht der Verfasser zunächst die gesellschaftliche Struktur der Österreichisch-Ungarischen Monarchie mit ein, weil sie zu den außenpolitischen Bedingungen und Gegebenheiten zählte. Dabei wird deutlich, daß die multinationale Struktur auf die Machtstellung des Reiches einen widersprüchlichen Einfluß ausübte und die Außenpolitik des Reiches die im österreichischen Nationalismus enthaltenen und von Zeit zu Zeit überhandnehmenden Desintegrationserscheinungen nicht für ihre eigenen Zwecke nutzen konnte. Sie mußte sogar zum Schutz der Monarchie gegen sie auftreten. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts konnte die Österreichisch-Ungarische Monarchie, der zum Teil das Industriepotential und die nationale Einheit fehlten, in der europäischen Politik nicht die Rolle spielen, die ihr nach Territorium und Einwohnerzahl zugekommen wäre.

Das außenpolitische Programm Österreichs beruhte nach 1871 zunächst auf einer realistischen Einschätzung der internationalen Kräftekonstellationen. Vor allem war nach der Bildung des Deutschen Kaiserreiches eine aktive Deutschlandpolitik der Monarchie illusorisch geworden. Andrássys außenpolitische Strategie war nicht an den Traditionen der dynastischen Machtpolitik orientiert. Bei ihm stand das Problem der Gefährdung im Vordergrund, wobei er Preußen zubilligte, keinen Krieg gegen Österreich zu planen, während er in Rußland eine größere Gefahr für die Monarchie erblickte, zumal diese Großmacht traditionsgemäß Eroberungspolitik betreibe. Zu den wichtigsten Ereignissen in der von Andrassy geleiteten österreichisch-ungarischen Außenpolitik zählten das Berlin-Treffen und der Schönbrunner Vertrag, während danach eine Phase der Gelegenheitsreaktionen und unschlüssigen Schritte eintrat. Auf diese Phase der Unsicherheit folgte eine Außenpolitik, die sich im Bündnis-system des „Dreikaiserbundes“ bewegte, die eher passiv und einordnend war. Wo keine direkten österreichischen Interessen berührt waren, verhielt sich die Monarchie Deutschland gegenüber entgegenkommend und nachgiebig, obwohl es zwischen diesen beiden Mächten nicht immer Übereinstimmungen gab.

Weitere Abschnitte des vorliegenden Buches befassen sich mit dem Programm der Expansion auf dem Balkan und mit der Abgrenzung der Interessensphären. Dabei kann der Autor nachweisen, daß ein Zusammenhang zwischen den Machtinteressen der Monarchie und den Vorgängen auf dem Balkan nicht erst seit 1875 bestand. Der zerrüttete Balkan war ein günstiges Gelände zur Durchsetzung machtpolitischer Interessen. In der zweiten Jahreshälfte 1875 konzentrierte sich die österreichisch-ungarische Außenpolitik ganz auf den Südwesten des Balkans und insbesondere auf den Aufstand in der Herzegowina. Später war es das Ziel der Außenpolitik, die Balkankrise diplomatisch einzuschläfern, während Rußland eine einseitige und definitive Lösung der Orientfrage ins Auge faßte. 1876 rechnete man in Petersburg mit einem Krieg gegen die Türkei als „nahe Wahrscheinlichkeit“, so daß durch die zunehmende Kriegslust der Russen der Bewegungsspielraum der österreichisch-ungarischen Diplomatie eingeschränkt wurde. 1877 galt der von Rußland geplante „Prestigekrieg“ gegen die Türken als sicher, der vor allem das Ansehen des Zarismus bei den Christen im Orient wahren sollte. In Wien hatte man schon im September 1876 mit dieser Entwicklung gerechnet und die diplomatisch erforderlichen Vorbereitungen getroffen. Der russisch-türkische Krieg wird vom Autor unter starker Einbeziehung der nationalen Bestrebungen und der Haltung Österreichs dargestellt, wobei der Einfluß der in der Monarchie stärker werdenden Strömungen auf die Außenpolitik besonders hervorgehoben wird. Die vorherrschenden Tendenzen, die am Beispiel von neun Nationen untersucht werden, mündeten in zwei dominierende Bewegungen ein: in den anti-russischen ungarischen und den antideutschen tschechischen nationalen Standpunkt, wobei beide Strömungen aus Schwäche und Angstgefühl resultierten.

Im Anhang bringt der Verfasser die Texte des Protokolls über die am 29. Jänner 1875 abgehaltene Konferenz und des Protokolls über die Konferenz vom 13. November 1876, die unter dem Vorsitz des Kaisers standen. Besonders hervorzuheben ist die Quellenbasis dieser diplomatiegeschichtlichen Arbeit, die französische, englische, italienische, russische, türkische, ungarische und österreichische Akten heranzog.

Gabriel, Jiří: *Filozofie Josefa Tvrdeho. K dějinám české filozofie mezi dvěma světovými válkami* [Die Philosophie Josef Tvrdehs. Zur Geschichte der tschechischen Philosophie zwischen zwei Weltkriegen].

Univerzita J. E. Purkyně, Brunn 1982, 181 S. (Spisy univerzity J. E. Purkyně v Brně, filozofická fakulta 238).

Die vorliegende Monographie gehört nun einmal zu den gediegensten Veröffentlichungen, die der Lehrstuhl für die Geschichte der Philosophie und Logik (heute jedoch reorganisiert) an der Brünner Universität nach 1945 herausgegeben hat. Der Autor, seine sorgfältige Arbeitsweise, seine Denkart sowie forschersiche Redlichkeit garantieren deren hohen informativen Wert. Gerade deshalb ist dieses Werk – vom historiographischen Standpunkt her – ein besonders nützlicher Beitrag zu einer bisher dürftig bearbeiteten Phase der neuesten tschechischen Philosophie.

Obwohl das Buch, nebst der einschlägigen Bibliographie (S. 159 f.), Bilddokumentation (S. 162–169), einer sorgfältigen deutschen Zusammenfassung und dem Personenregister fünf umfangreiche Teile mit jeweils drei Unterkapiteln enthält, ist es im Grunde genommen monothematisch konzipiert. Die fachliche Aufmerksamkeit ist vor allem dem Leben und Werk Josef Tvrdehs gewidmet, einem der führenden tschechischen Philosophen der ersten Tschechoslowakischen Republik (geboren am 19. 9. 1877 in Tuř bei Jičín, Studien an der Karls-Universität in Prag, jahrelang Mittelschulprofessor in Wischau und Brunn, seit 1927 Universitätsprofessor in Preßburg, schließlich in Brunn).

Der erste Teil befaßt sich ausführlich mit Tvrdehs Lebensgeschichte, schildert eine Stellungnahme zu den älteren Repräsentanten des tschechischen Positivismus (František Krejčí) und charakterisiert darüber hinaus den antipositivistisch geprägten Flügel der tschechischen Philosophie (Karel Vorovka, Ferdinand Pelikán, Vladimír Hoppe).

Im zweiten Teil wird die sachliche Analyse von Tvrdehs philosophischem System dargeboten. Gabriel unterbreitet dem Leser Tvrdehs Philosophie der Werte, dessen kritische Ansichten über die Religion, seinen noetischen Standpunkt sowie seine Auffassung von Grundproblemen in der Metaphysik.

Die sonstigen Teile sind folglich als eine dokumentarische Ergänzung aufgebaut: die Liste von Tvrdehs Publikationen, das Verzeichnis seiner Universitätsvorlesungen und die Bibliographie (4. Teil); das Fragment der von ihm vorbereiteten Schrift „Humanität und ihre Probleme“ (Nachlaß – am Vorabend des 2. Weltkriegs begonnen) (5. Teil), und schließlich die höchst interessanten Passagen über das philosophische Leben an der Brünner Universität sowie in der dortigen „Jednota filozofická“ [Philosophische Vereinigung] (3. Teil).

Man wird sich beim Lesen erneut darüber klar werden, wie unumgänglich eine derartige Einzelanalyse für jedes zukünftige Gesamtbild der modernen tschechischen Philosophie bleibt. Vor allem deshalb, da hier keine lückenlose autarke Tradition und Kontinuität vorhanden war. Um so mehr wurde die aktive Rolle der jeweiligen philosophischen Persönlichkeit gestärkt und die Verantwortung für das erfolgreiche Werden und Bestehen der Philosophie bei ihr gesucht.

Josef Tvrdeh verkörperte ohne Zweifel die Individualität von solcher Dimension, nahm an der Gestaltung der Philosophie in der Tschechoslowakei wesentlich teil. An

T. G. Masaryk und die ältere positivistische Strömung kritisch anknüpfend, versuchte er die Philosophie auszuarbeiten, die vor allem auf wissenschaftlichen Erkenntnissen basiert. Diese verstand er als „Streben nach einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung“, die dem modernen und gesellschaftlich engagierten Menschen unentbehrlich werde. Nur aufgrund der breitestmöglichen Synthese von derartigen Erkenntnissen sei die Philosophie imstande, zum Aufbau einer modernen Gesellschaft beizutragen, einer solchen, die es jedem Bürger ermögliche, eigene positive Aktivität und besonders eigene schöpferische Kräfte zu entfalten. Tvrđýs Ideal der wissenschaftlich begründeten Philosophie mündet letzten Endes in das Ideal einer humanistischen Welt (einer „neuen Renaissance“).

Noch in einer anderen – für den westlichen Spezialisten jedoch kaum bemerkbaren – Hinsicht stellt sich Gabriels Arbeit als lesenwerte Lektüre vor: sie beschert uns nämlich die plastische Schilderung der Tätigkeit eines derjenigen tschechischen Philosophen, die ihr Philosophieren noch voll in eigener fachlicher, souveräner und bürgerlich mündiger Kompetenz, weit von jedem ideologischen Reglement entfernt, entfalten konnten, ohne jemandem dafür Rechenschaft ablegen zu müssen . . .

Sollte es allein bei einer solchen Leseausbeute dieses Buchs bleiben, so sicherte ihm dies allein eine positive Bewertung.

Stuttgart

Milan Daňhel

Seeber, Eva: Die Mächte der Antihitlerkoalition und die Auseinandersetzung um Polen und die ČSR 1941–1945.

Akademie-Verlag, Berlin 1984, 459 S.

Wer sich in der DDR mit der Zeitgeschichte der sozialistischen Nachbarstaaten befaßt, hat es nicht leicht. Wer sich gar dazu entschließt, ein Thema aus dem Bereich der sowjetischen Außenpolitik zu wählen, muß sich an zahlreiche Tabus und Sprachregelungen halten.

Es wäre zu viel verlangt, von Eva Seebers Studie über die Beziehungen zwischen den alliierten Hauptmächten und den polnischen und tschechoslowakischen Exilregierungen eine Kritik an der sowjetischen Außenpolitik, z. B. am Hitler-Stalin-Pakt, oder eine Distanzierung von der sowjetischen Version zu Katyn oder zum Warschauer Aufstand zu erwarten: Die sowjetische Außenpolitik war natürlich zu jedem Zeitpunkt und gegenüber jedem Land von den besten Absichten beseelt. Die Komintern und die KPTsch führten die Volksfrontpolitik seit 1935 „geradlinig“ fort (S. 84 und 165). Die Sowjetunion hielt sich stets an das Prinzip der Nicht-Einmischung in die inneren Angelegenheiten. Nur das „Ansehen“ und die „Ausstrahlung“ der Sowjetunion und der Roten Armee ermöglichten es den „revolutionär-demokratischen“ Kräften (S. 352), die „Hegemonie“ gegenüber der Bourgeoisie Polens und der Tschechoslowakei zu erringen. Deshalb streicht Seeber auch aus ihrem ausführlichen Zitat aus Gomulkas Streitgespräch am 17. Juni 1945 mit Mikołajczyk und anderen demokratischen Politikern folgenden Satz, der in einer in Warschau 1965 erschienenen Dokumentensammlung enthalten ist: „Ihr könnt noch so schreien, daß das Blut des polnischen Volkes ver-

gossen wird, daß der NKVD Polen regiert, doch das bringt uns nicht vom Wege ab.“ Nach Seeber versuchte dagegen Großbritannien, die UdSSR mit einem cordon sanitaire zu umgeben, während die USA Polen zu einem „Stützpfiler“ des Imperialismus ausbauen wollten (S. 239).

Für Seeber gibt es nur Reaktion und Fortschritt, Bourgeoisie und Arbeiterklasse, Imperialismus und die „Befreiermission“ der Sowjetunion. Das dichotomische Bild, das Seeber zeichnet, entspricht nicht den Tatsachen. Besonders ihre Darstellung der britischen Konföderationspläne ist voller faktischer Irrtümer (S. 108). Das erste Abkommen zwischen der polnischen und der tschechoslowakischen Exilregierung vom November 1940 fällt in die Zeit des Hitler-Stalin-Paktes. Die geplante enge Zusammenarbeit der beiden ostmitteleuropäischen Verbündeten Großbritanniens richtete sich vor allem gegen ein eventuelles Zusammengehen der Sowjetunion mit Deutschland nach einem befürchteten revolutionären Umsturz oder einem Staatsstreich der Wehrmacht. Das zweite Abkommen dagegen wurde im Januar 1942 geschlossen, als sich die polnisch-sowjetischen Beziehungen positiv zu entwickeln schienen. Die britische Regierung band ihre Zustimmung zu dem Konföderationsplan seit Edens Moskau-Besuch im Dezember 1941 an die Voraussetzung freundschaftlicher Beziehungen Polens und der Tschechoslowakei zur Sowjetunion. Seit dem Sommer 1942 suchte sie nach Wegen, den Unionsplan mit den wohlverstandenen sowjetischen Interessen zu vereinbaren. Deshalb sollte die Konföderation ein Verteidigungsbündnis mit dem mächtigen Nachbarn im Osten schließen und dessen Sicherheitsbedürfnis durch den Verzicht auf die polnischen Ostgebiete befriedigen. Die sowjetischen Einsprüche gegen die Konföderationspläne und auch gegen die Alternative eines Bündnispaktes zwischen der Tschechoslowakei und Polen werden von Seeber nicht erwähnt, da sie nicht in ihr Bild der sowjetischen Nicht-Einmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten passen.

Da Seeber stets die Meßlatte der Anerkennung sowjetischer Forderungen anlegt, gelingt es ihr nicht, die Konzeption der polnischen Exilregierung zu charakterisieren. Sikorski und sein Nachfolger Mikołajczyk und deren engere Umgebung waren durchaus bereit, auf die ukrainischen und belorussischen Gebiete Vorkriegspolens zu verzichten. Allerdings hofften sie, ein Drittel Ostgaliziens einschließlich Lembergs und der Ölfelder für die Republik retten zu können. Durch einen Bevölkerungsaustausch sollte die ethnische Trennungslinie zwischen Polen und Ukrainern mit der Staatsgrenze in Übereinstimmung gebracht werden. Nur in diesem Streit um ein Drittel Ostgaliziens machte die britische Regierung bis Teheran und die amerikanische Regierung bis Jalta den Exilpolen Hoffnungen. Seeber führt Sicherheitsinteressen gegen ein solches sowjetisches Zugeständnis an. Das Grenzgebiet zwischen der Sowjetunion, der Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien sei ein „Schlüsselproblem sowjetischer Sicherheit“ (S. 217). Churchill zögerte wegen der Kampfmoral der polnischen Armee und Roosevelt wegen der Wähler polnischer Abstammung, den Polen die unangenehme Wahrheit zu sagen.

Seebers Erklärung für das unterschiedliche Verhalten der Sowjetunion gegenüber Polen und der Tschechoslowakei überzeugt nicht (S. 307). Warum waren die tschechoslowakischen Kommunisten zu einer Machtteilung mit den demokratischen Parteien bereit, während die polnischen Kommunisten seit dem August 1944 auf einem

Übergewicht ihrer Partei und ihrer Mitläufer aus anderen Lagern in der Regierung bestanden? Die naheliegende Begründung, daß die Sowjetführung damit rechnen mußte, daß demokratische Wahlen in Polen wegen der erzwungenen Gebietsabtretungen und der Mordtaten des NKVD, besonders an den polnischen Offizieren, zu einer antisowjetischen Mehrheit führen würden, kann Seeber nicht geben. Wegen ihrer Schwäche durfte die PPR die Macht nicht mit den übrigen Parteien teilen. Deshalb honorierte Stalin nicht das späte polnische Angebot, die Curzon-Linie als „Demarkationslinie“ hinzunehmen.

Seeber hat sich auch in britischen und amerikanischen Archiven umgesehen, doch nur gefunden, was ihre orthodoxen Thesen stützt, die nur noch von wenigen polnischen und tschechoslowakischen Historikern vertreten werden. Die „Volksmassen“ nicht nur der Tschechoslowakei, sondern auch Polens hätten schon im Sommer 1941 erkannt, daß sie mit der Sowjetunion gegen den gemeinsamen Feind kämpfen und die engsten Beziehungen zur UdSSR herstellen müßten (S. 83). Nach Seeber befanden sich in den sowjetischen Lagern nur „Soldaten der polnischen Vorkriegsarmee“ (S. 90). Die 1 bis 1 ½ Millionen deportierter polnischer Staatsbürger nennt sie in den folgenden Kapiteln „Emigranten“ (S. 129). Die sowjetische Regierung stimmte gerade nicht der Einrichtung polnischer „Konsulate“ (S. 99), sondern nur der Ernennung polnischer „Delegierter“ zu. Seeber kritisiert die Weigerung der polnischen Exilregierung, 1941 wenigstens eine Division für den Einsatz an der sowjetischen Front freizugeben (S. 100 f.). Tatsächlich vergab Sikorski damit eine wichtige Trumpfkarte. Die Gerechtigkeit erfordert aber auch zu erwähnen, daß Stalin im Dezember 1941 Verständnis für Sikorskis Wunsch zeigte, die polnische Ostarmee geschlossen und zu einem späteren Zeitpunkt einzusetzen. Indem die Autorin die Fragen der Ostarmee, der Deportierten und der polnischen Ostgrenze in getrennten Kapiteln behandelt, geht der Zusammenhang zwischen diesen drei Problemen – wohl mit Bedacht – verloren. Wegen der polnischen Kampagne gegen eine britische Anerkennung der sowjetischen Eroberungen aus den Jahren 1939 bis 1941 drängten nicht nur Churchill und Anders, sondern war auch Stalin an der Liquidierung der polnischen Institutionen auf sowjetischem Boden interessiert. Wegen der Verhaftung der polnischen Wohlfahrtsarbeiter gab Sikorski seinen Widerstand gegen die Evakuierung der restlichen polnischen Divisionen aus der UdSSR auf.

Seeber scheut auch nicht vor Fälschungen zurück, von denen ich hier nur ein Beispiel anführen werde. Indem sie Strangs Äußerung über die Opposition russophober Elemente gegen „Sikorski's Government“ mit Opposition gegenüber „Sikorski“ übersetzt, macht sie Strang zum Kronzeugen russophober Elemente innerhalb der Regierung Sikorski (S. 128). Eine Fehlinterpretation wider besseres Wissen leistet sie sich auch bei der „breiteren Basis“, auf die die US-Regierung ihre Vorschläge für die Lösung der polnischen Frage stellen wollte. Nicht um den US-Einfluß in Polen nach dem Kriege ging es (S. 129), sondern um das Problem der Staatsangehörigkeit der Bewohner des Gebiets zwischen Curzon-Linie und Rigaer Grenze. Hulls Absicht war nicht, Stärke zu demonstrieren, sondern zu verhindern, daß durch die Regierungsumbildung auf sowjetischen Druck ein Präzedenzfall für Eingriffe in die Struktur verbündeter Regierungen geschaffen werde (S. 129). Nicht Mikołajczyk (S. 224), sondern das Foreign Office sprach sich im April 1944 gegen die Entlassung Sosńkowskis aus, wie ein Blick in Seebers Quelle zeigt.

Die längst widerlegte Behauptung, der von der KPTsch propagierte „Zentrale National-Revolutionäre Ausschuß“ habe existiert, wird von Seeber wieder aufgetischt (S. 84). Sie bildet aus Hodža, Osuský und Hácha eine Reihe von „Kollaborationspolitikern“ (S. 318). Obwohl Seeber Polen und die Tschechoslowakei vergleicht, ist ihr der Zusammenhang nicht aufgefallen, daß die sowjetischen Noten zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Polen und das Angebot eines Separatvertrages mit der Tschechoslowakei am selben Tage überreicht wurden (S. 134). Nicht obwohl (S. 147), sondern wegen ihres Eintretens für ein allgemeines Sicherheitssystem sprachen sich die britische und besonders die US-Regierung gegen den bilateralen Vertrag aus.

Dem offiziellen Charakter der Arbeit entspricht ein schwerfälliger, substantivischer Verlautbarungsstil. Mit den Übersetzungen aus Fremdsprachen hat Seeber auch Schwierigkeiten. Dazu kommen mehrere Dutzend Fehler bei der Schreibung polnischer, tschechoslowakischer und sogar russischer Namen und Ungenauigkeiten bei der Bezeichnung von Institutionen. Anscheinend hat sie auch nicht bemerkt, daß es sich bei Tatiszczewo und Tatiščevo um denselben Ort handelt (S. 99, S. 101). Das Central Department des Foreign Office wird bei ihr zur „Osteuropa-Abteilung“, die „Division of European Affairs“ zur „Abteilung für osteuropäische Fragen“. In Seton H. Watson (sic!) sieht sie einen „Hauptberater der britischen Regierung“ (S. 71) und in Isaac Deutscher einen „bürgerlichen Politologen“ (S. 41).

Mit einem Satz: Auf die Lektüre von Seebers Buch kann man ohne weiteres verzichten.

Berlin

Detlef Brandes

Habel, Fritz Peter (Hrsg.): Dokumente zur Sudetenfrage.

4. Aufl., R. Oldenbourg, München-Wien 1984, 503 S.

This volume represents an exhaustive collection of documents, judiciously edited, bearing primarily, as the title suggests, on the Sudeten problem in its entire historical dimension. It is the fourth edition of a book last brought out by the same editor in 1962 and already out of print in 1965. (The first two editions, properly speaking, were not officially in print, but were hectographed). This edition represents an extensive expansion and updating of the documentation and brings the chronology of the Sudeten question down to 1984. It thus represents the most up-to-date collection we have and will remain a standard reference work on the Sudeten question for the foreseeable future.

The core of the book is represented by several sections which detail the emergence of the Sudeten question in its historical dimension. "National Problems in Bohemia, Moravia and Silesia" examines the long-term historical genesis of the Sudeten problem from Duke Sobieslav I's patent of freedom for the Germans in c. 1175 to the introduction of historian Boháč's book on the Czech people of 1916. A section on the years 1918-1920 details the emergence of Czechoslovakia and the Sudeten problem as a part of that emergence. Yet another section deals with the first Czechoslovak Republic

from 1921 to 1938, focussing primarily on the fateful years which immediately preceded the Munich Agreement. A quite short segment covers the years of World War Two and a following, considerably lengthier one, the expulsion after the war and the activities of Sudeten leaders in West Germany during the 1950s. Two final "historical" sections present a documentation which underlies the discussions surrounding the Prague Treaty (1973) and bring the Sudeten question down to the mid-1980s with declarations by Kohl, Genscher and Zimmermann.

But there are other segments of the volume which make it more than just a documentary collection bearing on the Sudeten question. Extensive sections at the beginning and end of the book attempt to put the Sudeten documentation into a much larger context. At the outset, the editor introduces a series of documents under the rubric of general questions of law and treaties, addressing such interrelated problems as human rights, expulsion of peoples, national self-determination etc. These include the Magna Carta, the Atlantic Charter and Lenin's declaration on Peace. Toward the end of the volume another series of documents is introduced the purpose of which is apparently to demonstrate that several current world problems are analogous to the historical Sudeten one. Here for the most part United Nations resolutions and declarations, as well as political speeches dating from 1948 to 1982, shed light on Gibraltar, Northern Japan, the Falkland Islands and, most important, Palestine, indicating that a variety of peoples in the world today are attempting to exercise a perceived right to reoccupy a historical Heimat.

I have no quarrel with the addition of these "extra-Sudeten" documents in the volume; they many well be of interest to scholars of international law, although one must always be very careful of historical analogies widely separate ethnically and geographically. However, the reader should be aware that their inclusion makes the book more than just a documentation of a particular *historical* problem; rather it puts the book into a *political* dimension by suggesting implicitly that that historic problem has not yet seen its final resolution. Moreover, if one examines carefully the selection of documents, one notes that their thrust is ultimately to support at least tacitly a German claim, if only within the framework of a free, united Europa, to Heimatrecht. Indeed, the very selection of the theme for this book – the "Sudeten question" rather than, say, the "Czech-German question" – does the same thing. If one understands this, then the book can be of great use to the scholar, because no other book brings together such a wealth of documentation between two covers.

One must also applaud the format of the book, which makes it very easy to use. The Table of Contents is set up to show, in parallel columns, the date, author, nature (speech, law, letter, etc.) and, in two to five word indicators, the substance of each document. Moreover, an extensive name and institutional index at the rear makes it easy to find relevant people and organizations in the text. The documents are precisely cited and a modest number of footnotes explains what may be archaic or unclear references in the body of the documents.

Komjathy, Anthony / Stockwell, Rebecca: German Minorities and the Third Reich. Ethnic Germans of East Central Europe between the Wars.

Holmes & Meier, New York-London 1980, XII, 217 S.

Eine Gesamtdarstellung des Einflusses des nationalsozialistisch regierten Deutschlands auf die deutschen Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa fehlt, sehen wir etwa von Hans Adolf Jacobsens Darstellung der deutschen Außenpolitik 1933–1938 (1968) ab. Das hier anzuzeigende Werk ist für den amerikanischen Leser geschrieben, hat also den Vorteil, das Problem mit einer gewissen Distanz und ohne immanenten Rechtfertigungszwang angehen zu können.

Nach einem Überblick, „Germany's Concern for Germans Abroad“ (S. 1–16), werden in Einzelkapiteln das „sudetendeutsche Dilemma“ (S. 17–42), die „Schwaben Ungarns“ bis 1938, die „Ethnic Germans“ in Polen, Sachsen und Schwaben in Rumänien, die Deutschen in Jugoslawien und die Deutschen Ungarns nach 1938 auf knapp 160 Textseiten behandelt. Die Darstellung folgt in etwa dem Stand der Forschung in den westeuropäischen Sprachen und zieht ergänzend die Aktenpublikationen zur Außenpolitik heran. Einzig für Ungarn wird ungarischsprachige Literatur verwendet. Für Einzelpunkte, keinesfalls allerdings systematisch, wurden Archivalien herangezogen.

Der Abschnitt über die „Sudeten Germans“ stellt zunächst die Entwicklung bis 1935 dar, beschreibt dann die wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen, das Bildungswesen und das kulturelle Leben, Henlein und die Wahl des Jahres 1935, die „Choices for the Ethnic Germans“ zwischen Aktivismus und Sudetendeutscher Partei bzw. ihren Vorläufern, die Politik der tschechoslowakischen und der deutschen Regierung und die Entwicklung nach 1935 bis zur Sudetenkrise. Außer der englischen Ausgabe der „Akten zur deutschen auswärtigen Politik“ und einer Reihe von Akten aus dem Auswärtigen Amt und der Ostdokumentation des Bundesarchivs basiert die Darstellung vor allem auf den von Viktor S. Mamatey und Radomír Luža herausgegebenen Band „A History of the Czechoslovak Republic, 1918–1948“ (Princeton 1973) und einer Reihe älterer Literatur. Ronald M. Smelers „The Sudeten Problem 1933–1938“ (Middletown 1975) oder Rudolf Jaworskis zumindest im Schlußteil einschlägige Arbeit „Vorposten oder Minderheit“ (Stuttgart 1977), die doch einiges hätten erhellen können, sind den Verfassern unbekannt geblieben.

Die Darstellung bleibt – den Abschnitt über die Deutschen in Ungarn ausgenommen – für alle behandelten Gruppen sehr an der Oberfläche des Problems und kann aus der Sicht der Spezialforschung nicht zufriedenstellen. Als Einführung für den amerikanischen Leser in eine europäisch-deutsche Problematik hat der Band nichtsdestoweniger seinen Wert.

Marburg an der Lahn

Wolfgang Kessler

Vošablíková, Pavla: Československá sociální demokracie a Národní fronta [Die Tschechoslowakische Sozialdemokratie und die Nationale Front].

Academia, Prag 1985, 218 S., mit dt. Res.

Das vorliegende Buch ist die bisher umfangreichste Darstellung der Geschichte der tschechoslowakischen sozialdemokratischen Partei in dem ereignisreichen Zeit-

abschnitt zwischen Krieg und Kaltem Krieg 1945–1948. Läßt man die zwischen 1966 und 1968 publizierten Arbeiten einmal außer acht¹, so ist Vošahlíková's Studie auch qualitativ das Beste, was die tschechoslowakische Forschung bislang zu diesem Thema beigetragen hat. Das Bemühen der Autorin, ein nuanciertes und differenziertes Bild der sozialdemokratischen Partei in den ideologischen und gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen vor der kommunistischen Machtübernahme im Februar 1948 zu zeichnen, ist unverkennbar; es schlägt sich nicht nur darin nieder, daß die Untersuchung auf einer sehr breiten Quellen- und Literaturgrundlage fußt² und einen sorgfältig edierten dokumentarischen Teil enthält³, sondern äußert sich auch und vor allem darin, daß die denunziatorischen Invektiven früherer Darstellungen, die das Thema in aller Regel als Aufforderung zu Kampfschriften gegen den „Sozialdemokratismus“ und seine vermeintlichen (oder tatsächlichen) Auswirkungen auf den Gang der tschechoslowakischen Geschichte seit 1948 verstanden, einer zwar kritischen, jedoch sachlichen und nüchternen Argumentation gewichen sind.

Die Untersuchung konzentriert sich fast ausschließlich auf die politische Geschichte der sozialdemokratischen Partei; sie beginnt mit den programmatischen Auseinandersetzungen, Umorientierungen und Richtungskämpfen in der sozialdemokratischen Emigration in Großbritannien, insbesondere in den Jahren 1943–1944, und endet mit der Zerschlagung der Partei durch die KPTsch nach dem Februarumsturz 1948 und den Vorbereitungen zur Vereinigung beider Parteien. Dazwischen liegen Kapitel über den Wiederaufbau der Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern nach 1945, über die Rolle der Partei in der Nationalen Front, besonders unter dem Gesichtspunkt eines neuen Verständnisses von Koalitionspolitik und des Verhältnisses zur KPTsch, über die sozialdemokratische Wirtschafts- und Gewerkschaftspolitik, über die Sozialismus-Konzeption der Partei, ihre internationalen Beziehungen, zumal auf dem Boden der Internationalen Sozialistischen Konferenz, aus der schließlich die Sozialistische Internationale hervorging, und die innerparteilichen Konflikte und Flügelkämpfe unmittelbar vor und in der Februarkrise 1948.

Es sind vor allem zwei grundlegende Interpretationsfiguren der Untersuchung Vošahlíková's, die zu kritischen Einwänden Anlaß geben können. Zum einen deckt die herkömmliche Unterscheidung zwischen reformistischen, linken prokommunistischen und zentristischen Gruppierungen in der sozialdemokratischen Partei zwischen 1945 und 1948 die Vielfalt der innerparteilichen Richtungen bei weitem nicht ab. Es gab beispielsweise in der Betriebsrätebewegung der ersten Nachkriegsmonate sehr starke antibürokratisch-genossenschaftssozialistische Tendenzen, die Eingang in die Sozialdemokratie fanden und ihre programmatischen Anwälte in den Kreisen um das theoretische Parteiorgan „Cíl“ hatten. Diese Position grenzte sich mit dem Konzept des „demokratischen Sozialismus“ deutlich gegen diejenigen Gruppen ab, die stärker in

¹ Erwähnt seien die Untersuchungen Nedvěds und der Sammelband „K dějinám Československé sociální demokracie“, deren Ergebnisse Vošahlíková jedoch verwertet.

² Neuere westliche Literatur wird allerdings nur in sehr geringem Umfang berücksichtigt.

³ Die Dokumentation läßt erkennen, daß die vor allem in den fünfziger und sechziger Jahren übliche (und oft genug kritisierte) editionstechnische Strategie, die Quellenauswahl so zu treffen, daß damit eine a priori feststehende These illustriert wird, offenbar der Vergangenheit angehört.

den Vorkriegstraditionen der Sozialdemokratie wurzelten, ihrerseits zwar ebenfalls einen „demokratischen Sozialismus“ propagierten, der jedoch inhaltlich und besonders in bezug auf die Arbeiterschaft keine prinzipielle Veränderung der industriellen Herrschaftsverhältnisse meinte, sondern das Amalgam parlamentarischer Demokratie und eines erheblich ausgeweiteten verstaatlichten Sektors. Insofern trifft es den Kern der Sache nicht, den demokratischen Sozialismus als bloße Vernebelungsideologie reformistischer sozialdemokratischer Kreise hinstellen. In dieser kritischen Distanzierung wird zudem überspielt, daß gerade auch die tschechoslowakischen Kommunisten nach 1945 alles andere wollten als weitreichende Veränderungen zugunsten einer autonom-selbstverwalteten Arbeiterschaft auf betrieblicher Ebene und in der Gesellschaft überhaupt, wie dies die ursprüngliche Konzeption des demokratischen Sozialismus um die „Cíl“-Gruppe und die Betriebsrätebewegung nach Kriegsende erstrebten. Nicht minder problematisch erscheint es, die internationale sozialistische Bewegung in den frühen Nachkriegsjahren, soweit sie das Konzept des demokratischen Sozialismus verfolgte, als „reformistisch“ zu deklarieren: Wenig Sinn macht dies insbesondere im Hinblick auf die britische Labour Party, deren „Außenpolitik“ in Ostmitteleuropa zwischen 1945 und 1948 ganz zu Unrecht mit den rigoros anti-kommunistischen Strategien des Foreign Office identifiziert wird.

Ein zweiter Einwand, der allerdings nicht allein Vošahlíková, sondern einem Großteil der tschechoslowakischen Literatur zur frühen Nachkriegsperiode gilt, betrifft die Erklärungskraft der Konzeptualisierung der Untersuchung(en) überhaupt. Es ist noch immer erstaunlich genug, daß die marxistisch-leninistische Geschichtsschreibung einen Vorgang wie die revolutionäre Umwälzung in der Tschechoslowakei zwischen 1945 und 1948 anhand einer geistesgeschichtlich verdünnten Ideologiegeschichte beschreibt, in der sich die konkreten Einstellungen, Verhaltensweisen und Bewußtseinlagen sozialer Gruppen kaum wiederfinden. Den Blick auf die „höheren Komplexitäten“, sei es „reaktionärer“ oder „revolutionärer“ Gesinnung, geheftet, schreiten die Darstellungen über die Niederungen des gesellschaftlichen Seins mit ihren Widersprüchlichkeiten, Unklarheiten und Unbestimmtheiten ebenso unbekümmert wie selbstgewiß hinweg. Es würde indessen genügen, genauer auf die Situation, die Hoffnungen und Erwartungen der Arbeiterschaft in der Nachkriegs-tschechoslowakei einzugehen (in einem Buch über die Sozialdemokratie naheliegend), um die Defizite dieser Art Geschichtsschreibung auf Schritt und Tritt deutlich zu machen. Mit dieser Kritik sind auch die innovatorischen Grenzen einer Darstellung gekennzeichnet, die gleichwohl einen ersten Schritt in Richtung einer adäquateren Betrachtung des Themas bildet.

München

Peter Heumos

Hacker, Jens: Der Ostblock. Entstehung, Entwicklung und Struktur 1939–1980.

Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1983, 1047 S.

Der erste Teil der Analyse Hackers, der sich mit den Voraussetzungen für die Entstehung der östlichen Staatenverbindung auseinandersetzt, hat das Jahr 1939 zum

Ausgangspunkt. Während viele Historiker die Genese des Ostblocks vornehmlich unter militärischen Aspekten betrachten und sie folglich mit dem Jahr 1945 datieren, versucht Hacker unter Hinzuziehung auch politischer Aspekte nachzuweisen, daß die sowjetische Expansion in ihrer ersten Phase bereits 1939 begann, fußend auf den zwischen Stalin und Hitler festgelegten „Interessensphären“. Darüber hinaus sieht der Autor in der gegenüber der ČSSR und Polen betriebenen Politik Stalins ein deutliches Zeichen dafür, daß weitere Grundlagen für die Errichtung des Ostblocks während des Zweiten Weltkrieges geschaffen wurden, und zwar zu einem Zeitpunkt, als der Verlauf der militärischen Auseinandersetzung mit Deutschland noch längst nicht absehbar war.

Der mittlere Teil des Werkes setzt sich mit der Entwicklung der kommunistischen Staatenverbindung ab 1945 auseinander, die, orientiert an der jeweiligen Ausrichtung der sowjetischen Außenpolitik, nach Ansicht Hackers unterschiedliche Phasen erkennen lasse: den Zeitraum zwischen 1945 und 1947 kennzeichnet er als die erste Entwicklungsphase. Er beschreibt die sich in diesem Zeitraum vollziehende allmähliche Konsolidierung der innenpolitischen Verhältnisse im Sinne Stalins und die dabei angewandten politischen, militärischen und ökonomischen Maßnahmen.

Die zweite Phase betrifft den Zeitraum zwischen 1947 und 1953. Für die einzelnen Länder Ostmittel- und Südosteuropas sowie der SBZ zeichnet Hacker den Prozeß der Machtübernahme durch die Kommunisten nach wie auch die Ausrichtung der weiteren inneren Entwicklung dieser Länder auf das sowjetische Vorbild. Indem Hacker die Untersuchung der Ereignisse einer nach Ländern getrennten Analyse unterzieht, zeigt er, wie sehr es sich bei der innenpolitischen Gleichschaltung um ein nach Geographie, Geschichte und Verhältnis zur Sowjetunion differenzierendes Verfahren gehandelt hat. Einen weiteren Betrachtungsschwerpunkt stellt der nach dem Zweiten Weltkrieg eintretende Einschnitt im West-Ost-Verhältnis dar, den Hacker in seinen Auswirkungen auf die Beziehungen des sowjetischen Machtbereichs untersucht.

Für die nach dem Tod Stalins 1953 beginnende bis 1956 dauernde Entwicklungsphase der kommunistischen Staatenverbindung stellt der Autor die von den Nachfolgern proklamierte Politik des „Neuen Kurses“ und die unterschiedlichen Konsequenzen vor, die die Länder der sowjetischen „Sphäre“ aus der „neuen“ Lage ziehen.

Nach den gescheiterten Bemühungen der sowjetischen Führung, in den Jahren 1956 und 1957 das Blockgefüge zu rekonsolidieren und die Volksdemokratien zur vorbehaltlosen Anerkennung des sowjetischen Führungsanspruches zu gewinnen, muß dann die Sowjetunion aufgrund der Sonderentwicklungen in Albanien, Jugoslawien und China in einer weiteren Phase einen fortschreitenden Autoritätsverlust hinnehmen, was, wie Hacker schildert, 1961 schließlich zum Schisma des Weltkommunismus führt.

Für die sich an den Sturz Chruschtschows 1964 anschließende Entwicklungsphase, die den Zeitraum bis 1968 umfaßt, beschreibt er die von Breschnew und Kosygin betriebene Blockpolitik, die um die Wiederherstellung und Stärkung des Zusammenhalts des „sozialistischen Lagers“ im institutionellen Rahmen des RGW und Warschauer Pakts bemüht ist.

Die militärische Intervention der fünf Warschauer Pakt-Staaten in der ČSSR im

Jahre 1968 bedeutet für Hacker den Beginn einer neuen Phase in der Entwicklung des Ostblocks, da ab diesem Zeitpunkt der Kreml darüber bestimmt, in welchen Grenzen die Führungen der Bruderländer – den sowjetischen Vorstellungen gemäß – die Gestaltung der inneren Verhältnisse ihrer Staaten vornehmen dürfen. Der letzte Teil der Analyse Hackers, der sich mit der Struktur der östlichen Staatenverbindung auseinandersetzt, ist unter die zentrale Frage gestellt, wie das Verhältnis der Sowjetunion zu ihren Bündnispartnern im Warschauer Pakt zu klassifizieren ist. Als Bewertungskriterium hierfür zieht Hacker das Handeln der Sowjetunion im Falle der ČSSR im Jahre 1968 heran, das den deutlichen Anspruch der UdSSR dokumentiert habe, als „Ordnungsmacht“ zu fungieren wie auch das Recht zur Intervention im Namen des Kollektivs durchzusetzen.

Die Berücksichtigung politischer, ideologischer, militärischer, völkerrechtlicher und ökonomischer Aspekte macht Hackers Studie zu einer umfassenden Gesamtdarstellung der „engeren sozialistischen“ Gemeinschaft. Aufgrund dieser vielschichtigen Aspekte führt die Untersuchung in den Ergebnissen zu Verschiebungen gegenüber solchen Analysen westlicher Ostforschung, die sich bei Behandlung dieser zentralen Abschnitte auf die Erarbeitung von Teilaspekten beschränken. Diese Verschiebungen zeigen sich besonders im ersten Teil der Analyse Hackers, in dem die differenziertere Betrachtung der Politik Stalins einen sehr viel früheren Zeitpunkt für die Herauskristallisierung der kommunistischen Staatenverbindung nahelegt. Im Vergleich hierzu sehen insbesondere deutschsprachige Untersuchungen die Entstehung des Ostblocks vornehmlich unter militärischen Perspektiven und somit als Ergebnis der durch den Zweiten Weltkrieg veränderten internationalen Machtverhältnisse.

Ein weiteres Verdienst des Autors besteht darin, die Haltung der alliierten Westmächte gegenüber der UdSSR in die Betrachtung miteinbezogen zu haben. So weist Hacker nach, daß die USA und Großbritannien nicht nur die Politik der Sowjetunion gegenüber Ostmitteleuropa ermöglicht haben, sondern geradezu auch Vorschub für das Vorgehen der UdSSR in Südosteuropa geleistet haben. Dazu zählt Hacker insbesondere das von Churchill der Sowjetunion unterbreitete und von dieser dankbar akzeptierte Angebot vom Oktober 1944, den sowjetischen und britischen Einfluß in Rumänien, Griechenland, Jugoslawien und Bulgarien aufzuteilen. Indem Hacker betont, daß bereits mit diesem Angebot eine wichtige Entscheidung hinsichtlich des künftigen Schicksals der südosteuropäischen Länder getroffen worden ist, korrigiert er die zeitgeschichtliche Forschung in der Bundesrepublik, die ihm in diesem Punkt zu sehr auf die Konferenz der „Großen Drei“ von Teheran, Jalta und Potsdam fixiert erscheint und Churchills „Prozenthandel“ seiner Meinung nach als Marginalie betrachte.

Hacker beschränkt sich nicht auf die bloße Deskription zentraler Ereignisse, sondern interpretiert sie unter dem Blickwinkel spezifischer Fragestellungen. Die Analyse beruht auf der Auswertung zahlreicher Sekundärquellen aus westlichen Ländern, insbesondere Untersuchungen der amerikanischen Forschung, die im deutschsprachigen Raum bisher gar nicht oder nur unzureichend berücksichtigt worden sind. Dadurch wird im allgemeinen nicht nur Transparenz in solche Vorgänge gebracht, die in der Forschung bis heute noch nicht restlos geklärt sind, sondern auch auf die Unterschiede deutscher und angelsächsischer Forschungsergebnisse hingewiesen.

Preisner, Rio: *Česká existence* [Tschechische Existenz].

Rozmluvy, London 1984, 290 S.

Mit dieser Arbeit knüpft ihr Verfasser, der tschechische Denker, Literaturwissenschaftler und Dichter Rio Preisner, an seine 1973 in Rom erschienene „Kritika totalitarismu“ [Kritik des Totalitarismus] an. Im Vergleich zu jener ist aber das Buch „Česká existence“ formal freier und bedeutet gleichzeitig einen Versuch des Verfassers, seine eher christlich und moralisch bestimmten theoretischen Positionen mit konkreten philosophischen, politischen und historischen Kontexten zu konfrontieren.

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten, „Ke kritice revizionismu“ [Zur Kritik des Revisionismus], setzt sich der Autor mit neuzeitlichen, vor allem mit marxistischen philosophischen Richtungen auseinander. Neben der Kritik des Marxismus wird auch nach dessen Zusammenhängen mit anderen – ihm historisch und gesellschaftlich manchmal ausdrücklich entgegenstehenden – philosophischen oder politischen Bewegungen gesucht. In seinen mehr oder weniger fragmentarischen Betrachtungen nimmt Preisner eine kritische Haltung gegenüber dem gesamten Charakter der neuzeitlichen Bewegungen in der Philosophie, in der Gesellschaft, in der Politik, Wissenschaft und Kultur ein. Im zweiten Teil des Buches beschränkt er sich auf Probleme, die auch das heute wieder aktuell gewordene Thema der historischen, politischen und kulturellen Lage des sogenannten Mitteleuropas betreffen, wie es auch schon der Titel „Středoevropská otázka“ [Mitteleuropäische Frage] andeutet. Der Verfasser betrachtet die historischen Zusammenhänge dieses Phänomens, vor allem im 19. und 20. Jahrhundert, betont seinen Zerfall durch die Folgen des Zweiten Weltkriegs und bewertet die gegenwärtige Situation und die Möglichkeiten seiner weiteren Entwicklung.

Das Werk „Tschechische Existenz“ ist eine sehr diskutabile Arbeit. Dabei kommt es nicht so sehr auf die fragmentarische Art der Darlegungen an; vielmehr geht es um die inhaltlichen Formulierungen mehrerer wichtiger Probleme. Es genügt nicht, daß sich der Autor im Vorwort zu dieser Ausgabe auf seine schon erwähnte Arbeit aus dem Jahre 1973 als gedanklichen und konfessionellen Ausgangspunkt beruft. Vieles in diesem Buch wird ziemlich flüchtig skizziert, obwohl es sich dabei manchmal um tragende Elemente wichtiger Behauptungen handelt. Überdies bekommt man in manchen Fällen den Eindruck, daß der Verfasser in seiner kritischen Auseinandersetzung mit den neuzeitlichen Philosophien oder Weltanschauungen doch allzusehr die theoretischen Strukturen mit ihrer konkreten Realisierung in der gesellschaftlichen und politischen Praxis vermischt und verwechselt. Neben vielen interessanten Bemerkungen begegnen wir aber auch stellenweise Ansichten, deren Einseitigkeit die Gefahr in sich birgt, daß sie in eine Art Selbstgespräch mündet. Trotzdem aber ist „Tschechische Existenz“ ein sowohl interessantes als auch beunruhigendes Werk, und es verdient – von welchem Standpunkt auch immer betrachtet – kritische Aufmerksamkeit.

Kosková, Helena: Hledání ztracené generace [Die Suche nach einer verlorenen Generation].

68th Publishers, Toronto 1986, 368 S.

Měšťan, Antonín: Česká literatura 1785–1985 [Die tschechische Literatur 1785–1985].

68th Publishers, Toronto 1986, 454 S.

Es gehört zu den Eigenarten der Literaturwissenschaft, daß sie der aktuellen literarischen Entwicklung meist mit gehörigem Zeitabstand nachhinkt. Während das Publikum ohnehin seinem eigenen Geschmack folgt und die Buchrezensenten ihren ersten Eindruck von einer Neuerscheinung daher recht unbekümmert zu Papier bringen können, erwartet man von den Gelehrten eine nachweisbar objektive Wertung, die eben erst retrospektiv, aufgrund der vollzogenen oder gar abgeschlossenen Leserrezepktion möglich ist. Es ist sozusagen die Pflicht und das Privileg der Wissenschaft, alte Leichen zu sezieren, deren einstige Leidenschaften längst verloschen sind und der akademischen Sachlichkeit nicht mehr im Wege stehen. Im Gegensatz zu lebenden Autoren verhält sich das tote Wortmaterial gegenüber verschiedenen Interpretationsversuchen auch sehr duldsam. Wer sich trotzdem an die rezente Literaturgeschichte wagt, muß das Risiko eines heftigen Widerspruchs einkalkulieren. Dessen war sich Antonín Měšťan wahrscheinlich bewußt, als er im Vorwort seiner Arbeit schrieb, hier handle es sich „schwerlich um ein (literatur-)geschichtliches Werk im üblichen Sinne des Wortes“.

Wenn nun in einem der prominentesten der tschechischen Exilverlage, 68th Publishers, für den Jahrgang 1986/87 gleich drei wissenschaftliche Veröffentlichungen zur aktuellen Geschichte der tschechischen Belletristik zu finden sind, so kann es eigentlich kein Zufall sein, zumal in der Vergangenheit ein derart konzentriertes Interesse nicht zu beobachten war. Vielmehr muß in den einschlägigen tschechischen Kreisen eine Auseinandersetzung mit dieser Thematik gegenwärtig als dringend empfunden werden. Gewöhnlich wächst das Bedürfnis nach einer literaturgeschichtlichen Zusammenfassung durch gesellschaftspolitische Zäsuren. Nicht nur, daß diesbezüglich eine Art Zwischen- oder gar Schlußbilanz gezogen wird, es kann genausogut die Neubewertung alter Positionen von einer modifizierten Bewußtseinswarte aus das Ziel sein. Letzteres ist immer dann der Fall, wenn sich Änderungen der ästhetischen Wahrnehmung anbahnen. Nachdem die tschechische Kulturszene allein in diesem Jahrhundert mindestens fünfmal durch politische Ereignisse grundlegend umgeformt wurde und keine dieser Perioden lange genug dauerte, um im geistigen Sinne dominant oder auch nur ausreichend produktiv zu werden, können die angesprochenen Publikationen nur als die ersten Vorboten einer nicht länger aufschiebbaren Rückschau gewertet werden.

Vorläufig wurden nur zwei der insgesamt drei Titel vom Verlag ausgeliefert, so daß auf Zdeněk Rotrekl's vielversprechende Untersuchung über die tschechische katholische Moderne und ihre Nachfolger, „Skrytá tvář české literatury“ [„Das verdeckte Antlitz der tschechischen Literatur“], vorläufig verzichtet werden muß. Aber sowohl Helena Kosková's „Hledání ztracené generace“ als auch Antonín Měšťan's „Česká

literatura 1785–1985“ zeigen deutlich die Absicht, der offiziellen tschechischen Kulturpropaganda korrigierend entgegenzuwirken und die inzwischen beachtlichen Informationslücken vor allem bei der jungen Generation zu schließen. Humanistisches und religiöses Gedankengut hebt man besonders hervor. Als Zielgruppe werden nicht nur die tschechischen Emigranten, sondern grundsätzlich auch ihre in der Heimat lebenden Landsleute angepeilt. Hierin ist vermutlich der Grund zu sehen, warum die beiden international wirkenden und um die Bedeutungslosigkeit der tschechischen Sprache als universelles Kommunikationsmittel wohl wissenden Slawisten tschechisch publizieren. Gerade um die breiten, literaturwissenschaftlich nicht gebildeten Leserschichten anzusprechen, wählten sie eine auch für den Laien verständliche Sprachform.

Vor allem Koskovás Buch liest sich zum Teil so gut, daß man fast vergessen könnte, hier handle es sich um eine Sachpublikation. Die Einschränkung auf die wichtigsten literarischen Persönlichkeiten des Prager Frühlings und der Exilliteratur engt zwar den Untersuchungsrahmen erheblich ein, dafür aber bleibt der Autorin genug Raum für eine umfassende Werkanalyse übrig, den sie geschickt zu nutzen weiß. Die formalen Fragen nach Sprache, Stil und Komposition stehen vor der inhaltlichen Interpretation, das Verhältnis zwischen Fakten und Kommentaren kann als ausgewogen gelten. Kosková ergänzt ihre zweifellos vorhandenen profunden Kenntnisse um das persönliche Engagement und erzielt dadurch den Eindruck einer originellen, archetypischen Werkbetrachtung. Auch dem in der tschechischen Literatur gut bewanderten Leser werden hier neue Einblicke und Zusammenhänge eröffnet. Koskovás Analyse schließt überall dort mit guten Noten ab, wo sie sich mit den in der heutigen Tschechoslowakei nicht genehmen Werken und Autoren befaßt. Die kritischen Passagen gelten dem „normalisierenden“ Einfluß offizieller Kulturpolitik auf die Literatur. Im Falle von Bohumil Hrabal, Ladislav Fuks und Vladimír Páral versteht sie dies mit stichhaltigen Argumenten zu belegen. Obwohl die Arbeit sowohl sprachlich als auch formal und inhaltlich einen sehr guten, fundierten Eindruck macht, kann sie diesbezüglich doch gewisse exiltypische Eigenschaften nicht leugnen. Dazu gehört auch der Umstand, daß das hier skizzierte Bild sozusagen nur das Beste zeigt und das weniger Gute oft geschickt umgangen wird. Die einzelnen Kapitel verfügen nicht über die gleiche Intensität, und vermutlich sind einige von ihnen als Artikel bereits früher publiziert worden. Da der Abschluß des Manuskripts inzwischen fast drei Jahre zurückliegt, sind einige Teilbereiche, z. B. die Milan Kundera oder Jiří Gruša betreffenden, zwischenzeitlich von der laufenden Diskussion überholt worden und daher ergänzungsbedürftig. Diese Marginalien schmälern allerdings nur unerheblich den Wert dieser Untersuchung, die auch in einer deutschsprachigen Version veröffentlicht werden sollte.

Antonín Měšťans „Česká literatura 1785–1985“ liegt bereits eine deutsche Fassung, „Die Geschichte der tschechischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts“, aus dem Jahre 1982 zugrunde. Beide Arbeiten sind jedoch keineswegs identisch. In der tschechischen Ausgabe fehlen die in Deutschland mehr gefragten Kapitel über die deutschsprachige Literatur in Böhmen, Mähren und Schlesien, statt dessen folgte der Freiburger Ordinarius der Anregung einiger seiner Kritiker und ergänzte den Abschnitt über die Gegenwartsliteratur um ein Vielfaches. Dem Zeitraum zwischen 1948 und 1985

werden immerhin 83 Seiten gewidmet. Zu den 70er und 80er Jahren wären nach wie vor mehr Informationen durchaus wünschenswert, aber man darf die Schwierigkeiten einer solchen Zusammenstellung nicht unterschätzen. Sowohl die Primär- als auch die Sekundärliteratur aus der Tschechoslowakei ist für diesen Zeitabschnitt bei uns sehr schwer zu beschaffen, und im Westen ist zu diesem Thema bis 1986 nur wenig geschrieben worden. Měšťan bedient sich einer anderen Methode als Kosková und verzichtet auf lange werkanalytische Ausführungen. Dazu läßt ihm die Fülle des faktographischen Materials keine Möglichkeit. Somit fällt seiner „Geschichte“ vorwiegend die Funktion eines kommentierenden Nachschlagewerkes zu. Aber dank der beachtlichen Erzähldynamik und prägnanten Formulierung kann sie auch wie eine der üblichen monographischen Beschreibung gelesen werden. Gegenüber der deutschsprachigen Fassung hat die tschechische zusätzlich noch den Vorteil, mit knapp fünfundzwanzig Mark eine wirklich preisgünstige Alternative für die sprachkundigen Kaufinteressenten zu sein.

Regensburg

Vladimír Ulrich

Pavlík, Ondrej: Mravná výchova v socialistickej spoločnosti [Moral Education in a Socialist Society].

2. Aufl., Slovenské pedagogické nakladateľstvo, Preßburg 1985, 481 S.

In their determinist theory of dialectical and historical materialism Marx and Engels have understandably neglected ethics, a philosophical discipline they considered to be part of the “ideological superstructure”, primarily conditioned by the evolution of the economic basis, the relations of production and the pertinent class structure.

Today socialist states use Marx, Engels and Lenin as their philosophical and political legitimation. They cannot efficiently operate without their own ideological instruments. One of the tools they need, is their own ethics and pedagogy, preferably of a quasi-Marxist character. This is where Slovak Academician Ondrej Pavlík comes in on the Czechoslovak scene.

In the first part of his book the author deals with the aim, content and place of moral education. Not unexpectedly he maintains that ethics – previously a discipline of a speculative nature – became a science with the advent of Marx and Engels, whose work was further developed by Lenin. The aim of ethics and of pedagogical efforts is, according to Pavlík, determined by the obtaining state of evolution of society. Today, ethics and morals must aim toward the construction of a communist society as outlined by the founding fathers of Marxism.

The author considers the class aspect most important. An attentive reader soon discovers that his criterion for class in morals is identical with whatever serves the Soviet-controlled camp and the objectives postulated by the rulers of the pertinent “socialist” state.

In discussing the moral qualities postulated by his kind of Marxist ethics, Pavlík makes use of simple terminological trickery. Thus, for instance, the praiseworthy trait of courage is positively evaluated in the era of primitive communism and later, as

"proletarian courage" in societies of the type propagated by the author. There courage is based on the Marxist scientific *Weltanschauung*, on "revolutionary" love for the people, for one's nation, for progress and for the ideals of communism. In contrast, courage in a capitalist society reverts to domination, egotism, cruelty and tyranny; or it is paid courage without genuine moral feeling, turning into adventurism, superficial mannerism, self-seeking affectation or boastfulness (p. 262 ff.). To take another example, decent behavior as a social trait is praiseworthy in a socialist society while, in bourgeois surroundings, it tends to become empty, pretentious, bombastic and hypocritical (p. 245). Similarly, the traits of humaneness, self-reliance or sexual morality acquire new meanings after the old class barriers have been shattered by a "socialist" revolution.

Incidentally, a word on Pavlík's sexual and family morals might be in order here. Earlier, when communists had been in opposition, they had tended to be freethinkers and even libertines both in theory and in actual behavior. In comparison, Pavlík preaches prudery and restrictionism. He opposes what he terms sexual amorality, eroticism and Freudism. Premature sexual relationships are harmful and should be restrained. Boys and girls should not be informed about pertinent physiological facts by their parents, because they will discover them their own way. If necessary, they should be enlightened by physicians. Marriages should not be entered into too soon, and certainly not on the basis of sexual urge. The aim of marriage is to educate the offspring and mutual support. It is hardly surprising that Pavlík as a spokesman of real-socialism in power is not far from clerical morality.

The second part of the volume consists of treatises written by Pavlík in the 1960's and 1970's. Of some interest is a questionnaire on personal habits and traits, the Inventory, which was presented to a fairly representative sample of students of varying age groups in Slovakia. The rather intimate questions range from personal habits such as cleanliness and orderliness to queries about "socialist patriotism and internationalism", trust in the communist party, love for one's nation and a positive attitude to the Soviet Union as the primary socialist state (pp. 361-383).

The author discusses this poll quite a lot, without publishing its results. This is hardly a great loss, however, because the questions are openly suggestive. To ensure political acceptability, the positive qualities, habits and traits are listed under "a", in each section, while negative attributes are found under "b". Rather than being a questionnaire, the Inventory is a list of desirable and undesirable moral and political characteristics.

Obviously, in a book of nearly 500 pages there are conclusions with which western moral philosophers and pedagogical experts may largely agree. But even there the rendition is warped by permanent references to the founding fathers of Marx-Leninism and, in particular, by Pavlík's obsession with the progressive Marxist dogma and its periodization of history. The propagandist nature of his arguments is much too evident.

Fischer, Holger: Politik und Geschichtswissenschaft in Ungarn. Die ungarische Geschichte von 1918 bis zur Gegenwart in der Historiographie seit 1956.

Oldenbourg, München 1982, 179 S. (Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas 19).

Es ist dem Kölner Historiker Günther Stökl zu verdanken, daß sich einige seiner westdeutschen Fachkollegen vor rund zehn Jahren Fragen der Interdependenz von Geschichte und Politik in Osteuropa seit 1945 intensiver als bisher irgendjemand zugewandt haben. Als wissenschaftlicher Leiter des von der Stiftung Volkswagenwerk geförderten Forschungsprojekts ist es wohl nicht zuletzt sein Verdienst, daß mehrere eingehende Untersuchungen, und so auch der vorliegende Band, zu diesem Thema erschienen sind, und es ist nur zu bedauern, daß die Protokolle der 1976 veranstalteten Tagung bis heute in einer kaum zugänglichen Form nur als ein vielfältiges Manuskript vorliegen. Gerade sie beinhalten nämlich eine Reihe von grundlegenden Beiträgen zu der Diskussion des Themas, die sich einerseits mit methodologischen Fragen auseinandersetzen und andererseits eingehende Einblicke in die Entwicklungen innerhalb der sowjetischen Historiographie liefern. Der tschechoslowakischen Geschichtsschreibung wurden im Rahmen dieses Projekts neben drei kleineren Beiträgen bei der erwähnten Tagung zwei eingehende Untersuchungen von Peter Heumos über die Entwicklungstrends der zeitgeschichtlichen Forschung nach 1945¹ und über Forschungen zum 19. und frühen 20. Jahrhundert in den Jahren 1950–1975² gewidmet.

Der vorliegende Band des Hamburger Historikers Holger Fischer beschäftigt sich zwar ausschließlich mit der ungarischen Historiographie, doch bietet er auch für die Beobachter und Analytiker der Tschechoslowakei aufschlußreiche Erkenntnisse. Fischer, anders als Peter Heumos in seinen auf inhaltliche Analysen orientierten Untersuchungen, widmet etwa zwei Drittel seiner Studie einer ausführlichen statistisch-analytischen Darstellung der institutionellen Organisation der ungarischen Historiographie mit detaillierten Angaben zu Forschung, Lehre und Publikationstätigkeit und deren Entwicklungen seit 1945. Mit einem ausführlichen Anmerkungsapparat versehen, bietet das Buch auch eine informative Übersicht der inhaltlichen Behandlungen einzelner Themen der ungarischen Geschichte seit 1918. Daß bei all dem die ungarischen Historiker ähnlichen organisatorischen und ideologischen Grundlinien folgen bzw. zu folgen haben wie ihre tschechoslowakischen Kollegen, dürfte wohl kaum überraschen.

Ist man jedoch mit den Analysen der Vor- und Nachgeschichte des Prager Frühlings von 1968 vertraut, so nimmt man mit Staunen die frappierenden Ähnlichkeiten zur Kenntnis, die die tschechoslowakischen und ungarischen Entwicklungen in der Historiographie aufweisen. Nicht nur in der Tschechoslowakei, sondern auch in Ungarn und darüber hinaus sind ungeachtet der dortigen Ereignisse von 1956 gegen Ende der fünfziger und zu Beginn der sechziger Jahre in der Historiographie deutliche Ten-

¹ Heumos, Peter: Geschichtswissenschaft und Politik in der Tschechoslowakei. Forschungen zum 19. und frühen 20. Jahrhundert 1950–1975. JbGO 30 (1982) 575–601.

² Ders.: Geschichtswissenschaft und Politik in der Tschechoslowakei. Entwicklungstrends der zeitgeschichtlichen Forschung nach 1945. JbGO 26 (1978) 541–576.

denzen zu spüren, die Folgen der stalinistischen Ära zu beseitigen und die wissenschaftliche Arbeit von ideologischen Belastungen allmählich zu befreien. Dies äußert sich vor allem in der Wahl neuer, zuvor tabuisierter Themen, in vermehrten Diskussionen auf der Ebene historischer Fachzeitschriften sowie in personalpolitischen Auseinandersetzungen. Deutlich spürbar ist die fortschreitende Zuwendung zur Quellenforschung, eine intensivierete Editionstätigkeit und die steigende Häufigkeit von detaillierten Einzelanalysen anstelle der früher bevorzugten pauschalen Gesamtdarstellungen.

Mit guten Gründen setzt Fischer in seiner Darstellung das Jahr 1969 als Zäsur ein und charakterisiert die weiteren Entwicklungen mit folgenden Worten: „Die Politik ist in den siebziger Jahren bestrebt, die Organisationsprobleme der Geschichtswissenschaft, Dezentralisierung, Zersplitterung, mangelnde Koordination, in den Griff zu bekommen, und versucht, über das Planungsverfahren durch Vorgabe von vorrangig zu behandelnden Themen auch inhaltlich in die Geschichtswissenschaft einzugreifen.“ (S. 79) Der Rückgang in der Veröffentlichung von Quellen, zunehmende Einschränkung des Themenspektrums, deutliche Bevorzugung von zusammenfassenden Darstellungen – das alles sind offenbar Erscheinungen, die der Entwicklung in der Tschechoslowakei weitgehend entsprechen, aber dort im allgemeinen auf die einschneidende Wirkung der politischen Entwicklungen vor und nach 1968 zurückgeführt werden. Der Vergleich zwischen den beiden Ländern scheint langfristig auf eine eigenartige Unabhängigkeit der dortigen Historiographie von der Politik hinzuweisen, die von der unmittelbaren politischen Leitung und Kontrolle wohl verdeckt bleibt und die sich wohl erst in längeren historischen Abläufen wird wahrnehmen lassen.

München

Eva Schmidt-Hartmann

Entgegnung zu Ronald Smelsers Besprechung von Sophie A. Welisch: Die Sudetendeutsche Frage 1918–1928, in BohZ 25/2 (1984) 427.

I have belatedly become aware that a review of my book, *Die sudetendeutsche Frage 1918–1928*, appeared in *Bohemia*, vol. 25, 1984, p. 427. In that the reviewer, Ronald Smelser, presents what in my opinion is a gross distortion of content, process and interpretation.

A major criticism of the review is that Dr. Smelser does not show the fallacy of my three basic themes but dismisses them collectively as “discredited”, “flawed”, “bürgerlich” or “rehashed”. Claiming it “a questionable, and unquestioned, assertion” that the Chzechs failed to consolidate the Republic and win the loyalty of the minorities, he notes that „from 1926 to the outbreak of the Great Depression a tentative political rapprochement developed between the two peoples within the framework of the republic.“ Moreover, he contends that by limiting my study to 1918–1928 I am conveniently able to ignore a presumed national reconciliation resulting from Sudeten German activism between 1926–1938.

What Smelser overlooks is that the seeds of the Sudeten German-Czech dispute were firmly rooted in the constitutional framework of the state, and that no degree of

activism, collaboration or cooperation on the part of the Germans ever led to its modification. To condemn activism as a "*quantité négligeable*" is as valid if applied to 1938 as to 1928.

A second objection to Smelser's review is that he characterizes my sources as "convenient" to my purpose. What he fails to mention is that they are primarily documentary, semi-documentary and memoir materials of the principal participants. Amply cited and in context to explain the Czech position are monographs, diaries and biographies of Thomas Masaryk, Eduard Beneš, Emanuel Rádl, Kamil Krofta, Alois Rašín, Josef Chmelař, Josef Pekař and others. The Stenographic Protocols of the Czechoslovak National Assembly, which the reviewer found listed in the bibliography but reference to which he could not locate in the text appear as footnote 38 of chapter 2 on page 43. Moreover, while he claims I have not used "neutrally generated statistics", he nonetheless fails to indicate which statistics he has in mind.

Die sudetendeutsche Frage 1918-1928 rests heavily on archival materials from the National Archives in Washington, D. C., including microfilmed records of the German Foreign Office, the Papers of the American Commission to Negotiate the Peace 1918-1919, and the Decimal files (1920-1928) of the United States Department of State, as well as from the Dag Hammarskjöld Library of the United Nations in New York. I allow the documents to speak for themselves. If their text leads Smelser to conclude that the Czeches were „the villains and the Sudeten Germans the innocent victims”, then so be it.

Congers, NY

Sophie A. Welisch

KURZANZEIGEN

Abeceda kulturních památek Československa [ABC der Kulturdenkmäler der Tschechoslowakei]. Panorama, Prag 1985, 680 S.

Das in zehnjähriger Arbeit von einem Autorenkollektiv vorbereitete Buch erfaßt alle bedeutenderen Kulturdenkmäler auf dem Gebiet der Tschechoslowakei im Bereich der Architektur, der bildenden Kunst, der Geschichte, der Geschichte der Arbeiterbewegung, der Technik, Archäologie und Volksarchitektur. Bei vielen der mehr als 40 000 Objekte, insbesondere bei größeren Städten mit einer hohen Zahl von Kulturdenkmälern, wird deren Beschreibung ergänzt durch allgemeinesgeschichtliche, stadtgeschichtliche und kunsthistorische Hinweise. Das Buch enthält ferner eine Auswahlbibliographie zur Kultur-, Kunst- und Allgemeingeschichte der böhmischen Länder und der Slowakei, ein Glossar der in dem Band benutzten Fachausdrücke, chronologische Tabellen zur Kulturgeschichte der böhmischen Länder und der Slowakei, ein Personenregister und eine Karte der Tschechoslowakei, in der die im Text beschriebenen Kulturdenkmäler verzeichnet sind.

Adamová, Karolina: K otázce konfедераčních snah v českém státě na počátku 17. století [Zur Frage der Konföderationsbestrebungen im böhmischen Staat zu Beginn des 17. Jahrhunderts]. PHS 27 (1986) 57–96.

Im Mittelpunkt dieser Studie behandelt die Autorin zwei Linien der Konföderationsbestrebungen: die eine von der böhmisch-schlesischen Konföderation aus dem Jahre 1609, die andere von der österreichisch-ungarischen Konföderation in Preßburg 1608 ausgehend. Das abschließende Kapitel ist der Behandlung des böhmischen Sprachengesetzes von 1615 gewidmet, das zu den Quellen der Böhmisches Konföderation von 1619 gehörte.

Altman, Franz-Lothar: Die Wirtschaftslage der ČSSR zur Mitte der 80er Jahre. München 1987, 70 S. (Arbeiten aus dem Osteuropa-Institut München 119).

Neben einer Einschätzung der wirtschaftlichen Entwicklung der Tschechoslowakei für 1981–1985 auf der Grundlage eines Soll-Ist-Vergleichs enthält die Studie eine Analyse der wirtschaftlichen Zielsetzungen des 8. Fünfjahresplans 1986–1990 und der hierfür eingesetzten sozialökonomischen Strategien der KPTsch. Der Verf. beurteilt die Realisierungschancen des 8. Fünfjahresplans in einzelnen Punkten (Energie- und Rohstoffeinsparungen, Modernisierung des Produktionsapparats) kritisch, sieht aber andererseits Chancen dafür, daß die ČSSR mit dem geplanten technischen und organisatorischen Umbau im Maschinenbau, in der Elektrotechnik, Chemie und Leichtindustrie aufgrund ihrer industriellen Tradition und des höheren Ausbildungsstandes leichter fertig wird als andere RGW-Partnerländer.

Baumann, Winfried: Das Böhmerwaldlied. Entstehung – Entdeckung – Wirkung. Sudetenland 28 (1986) 319–327.

Von Nationalhymnen etwa weiß man, welche Bedeutung sie, wenn nicht im Bewußtsein, so doch im emotionalen Untergrund der Menschen auch in einer modernen Gesellschaft haben können. Zu den rational sicher nicht leicht faßbaren Phänomenen gehört auch das „Böhmerwaldlied“, das hier sowohl von seiner deutschen als auch der tschechischen Version auf seine tieferen Bedeutungsschichten befragt wird. Heute geht, meint der Autor, seine Aktualität noch weit über das hinaus, was es einst im Gefolge der Jahre 1945/46 meinte.

Eduard Beneš in European Politics 1918–1948: Three Essays. Campbell, F. Gregory: The Lost Dreams of Eduard Beneš. – Hochman, Jiří: President Eduard Beneš and the Soviet Alliance. – Ullmann, Walter: President Beneš between East and West. – Anderle, Josef: Commentary. Kosmas 5/1 (1986) 7–14; 15–23; 25–33; 35–53.

Die drei Aufsätze und der Kommentar sind der Versuch einer zusammenfassenden Bewertung der Rolle, die Beneš in der tschechoslowakischen Außen- und Innenpolitik zwischen 1918 und 1948 gespielt hat; im Vordergrund stehen dabei die Außenpolitik der Tschechoslowakei in der Zwischenkriegsära, die Frage nach Benešs politischem Kalkül beim Abschluß der tschechoslowakisch-sowjetischen Allianz von 1943 und die Überlegungen und Strategien, die Beneš in seinen Bestrebungen um vermittelnde Positionen zwischen Ost und West entwickelte.

Berwid-Buquoy, Jan N.: Das unbekannt Land Tschechoslowakei. Politische Feuilletons für jedermann ... BI-HI, Berlin 1986, 256 S.

Die vorliegende Publikation enthält die im „Ost-West-Journal“ des SFB gesendeten politischen Feuilletons zur Geschichte der Tschechoslowakei zwischen 1918 und 1968. Themen sind u. a. das Münchener Abkommen 1938, das Attentat auf Heydrich 1942, der slowakische Nationalaufstand 1944, der Tod Jan Masaryks 1948, der politische Prozeß gegen Slanský 1951, der Amtsantritt Dubčeks und das Januar-Plenum 1968, das „Manifest der 2000 Worte“ vom Juni 1968, der Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei im August 1968 u. a. m.

Bibliografia článkov zo slovenských novín a časopisov 1918–1945. Odbor XXIV. Poľnohospodárstvo. Zv. 1. Poľnohospodárstvo na Slovensku 1918–1928. Diel 2. Poľnohospodárska výroba. Lesníctvo. [Bibliographie von Artikeln aus slowakischen Zeitungen und Zeitschriften 1918–1945. Abteilung XXIV. Landwirtschaft. Bd. 1. Die Landwirtschaft in der Slowakei 1918–1928. Teil 2. Landwirtschaftliche Erzeugung. Forstwirtschaft]. Matica slovenská, Martin 1986, 668 S. (Slovenská narodná retrospektívna bibliografia. Série C. Články III.).

Der zweite Teil des ersten Bandes der retrospektiven Bibliographie zur Geschichte der slowakischen Landwirtschaft zwischen 1918 und 1928 enthält neben einer methodischen Einleitung und Anmerkungen zur Problematik der thematischen Gliederung

der Bibliographie über 10000 Artikel und Aufsätze aus slowakischen Zeitungen und Zeitschriften zur Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktion und der Forstwirtschaft in der Slowakei im genannten Zeitraum.

Blatný, Ladislav: Stávka brněnských textilních dělníků v roce 1885. [Der Streik der Brünnner Textilarbeiter im Jahr 1885]. ČMM 104 (1985) 227–243, mit dt. Res.

Die Abhandlung beschreibt Ursachen und Verlauf des Brünnner Textilarbeiter-Streiks im Juni 1885 sowie die teils repressiven, teils kompromißbereiten Maßnahmen, mit denen die städtischen Behörden, die Organe des Landes und die Wiener Regierung auf den Arbeitskampf reagierten. Der mit einem Teilerfolg für die Arbeiter beendete Streik trug dazu bei, die politischen Differenzen zwischen radikalen und gemäßigten Tendenzen in der Brünnner Arbeiterbewegung zu überbrücken.

Březan, Václav: Životy posledních Rožmberků [Lebensbilder der letzten Rosenberger]. 2 Bde. Svoboda, Prag 1985, 914 S.

Von dem ursprünglich auf fünf Bände konzipierten Werk des böhmischen Humanisten Březan (1568–1618) sind nur die beiden letzten Bände bekannt. Die vorliegende, mit zahlreichen Farbillustrationen ausgestattete Edition gilt vor allem dem Lebenslauf eines der bekanntesten Angehörigen des südböhmischen Geschlechts, des Petr Vok von Rosenberg (1539–1611).

Campbell, F. Gregory: Empty Pedestals? – Stokes, Gale: Czech National Democracy: A First Approximation. – Szporluk, Roman: War by Other Means. – Campbell, F. Gregory: Politicized Ethnicity – A Reply. SR 44/1 (1985) 1–15; 16–19; 20–26; 27–29.

Die vier Beiträge diskutieren – vor dem Hintergrund der gesamteuropäischen Entwicklung in der Zwischenkriegszeit – die Möglichkeiten, die Probleme und die Gründe für das schließliche Scheitern des tschechischen Versuchs, einen demokratischen Nationalstaat auf dem multinationalen Territorium der Tschechoslowakei aufzubauen; sie konzentrieren sich dabei auf die unterschiedlichen politischen Strategien, die sich mit Masaryk und Beneš verbinden.

Čarek, Jiří: Městské znaky v českých zemích [Die Städtewappen in den böhmischen Ländern]. Academia, Prag 1985, 604 S.

Neben einem einleitenden forschungsgeschichtlichen Abriß (11–62) enthält das Buch im Hauptteil einen Kodex der Städtewappen in den böhmischen Ländern mit einer kurzen Darstellung der Geschichte der jeweiligen Stadt und einer genauen Beschreibung ihres Wappens, ergänzt durch Hinweise auf die jeweilige historische und heraldische Literatur. Erschlossen wird der Kodex durch ein Register der Zeichen und Figuren, die in den Städtewappen vorkommen (439–451). Der vierte Teil des Buches enthält farbige Abbildungen sämtlicher im Kodex aufgeführter Städtewappen in den böhmischen Ländern.

Čechura, Jaroslav: *Nejstarší český urbář (Urbář kláštera ve Vyšším Brodě z konce sedmdesátých let 13. století) [Das älteste böhmische Urbar aus dem Kloster Hohenfurth vom Ende der siebziger Jahre des 13. Jahrhunderts]*. PHS 27 (1986) 5–26.

Während in der Literatur die Meinung vertreten wird, das älteste erhaltene Urbar in Böhmen sei das Fragment einer Urkunde des Prager Bistums, ist der Autor der Auffassung, daß die Entstehung des Hohenfurther Urbars schon in die Zeit um 1280 verlegt werden könne und daß man es daher als das älteste derartige erhaltene Dokument betrachten müsse.

Chalupa, Aleš: *Hesseliova kronika o povstání poddaných na broumovském panství [Die Chronik des Bauernaufstandes in der Braunauer Herrschaft von J. G. A. Hesselius]*. SbNM 38 (1984) 1–95.

Hier liegt die erste Regestenedition einer erst vor kurzem in den Handschriftensammlungen des Prager Nationalmuseums entdeckten Chronik vor. Die detaillierten Aufzeichnungen eines leitenden Beamten auf der Herrschaft Braunau, Johannes Georg Adalbert Hesselius von Hessenberg, umfassen 223 beidseitig beschriebene Blätter in der Form eines Diariums. Als Augenzeuge berichtet der Autor über die täglichen Ereignisse seit dem Beginn der Unruhen am 14. Mai 1680 bis zum Ende des Aufstandes, d. h. bis zur Hinrichtung des Aufstandsführers am 30. August 1680. Es handelt sich um ein einzigartiges Dokument, das keine Parallele in der Geschichte der Bauernaufstände in Böhmen besitzt.

Cohen, Gary B.: *Society and Culture in Prague, Vienna, and Budapest in the Late Nineteenth Century*. EEQ 20/4 (1987) 467–484.

Neben der demographischen, der industriellen und allgemeinen sozialökonomischen Entwicklung der drei österreichisch-ungarischen Metropolen bezieht der Vergleich des Verf. auch die gesellschaftlich-kulturellen Sphären der drei Städte ein; verdeutlicht werden insbesondere die unterschiedlichen Dimensionen und Strukturen des Nationalitätenkonflikts und die jeweils andere soziokulturelle Situation des in allen drei Zentren bedeutenden jüdischen Bevölkerungsanteils.

de Zayas, Alfred-Maurice: *Anmerkungen zur Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*. Kohlhammer, Stuttgart 1986, 227 S.

Das Buch enthält neben einer knappen Darstellung der Geschichte der deutschen Volksgruppen bzw. Minderheiten in den ostmittel-, südost- und osteuropäischen Ländern zahlreiche Augenzeugen- und Erlebnisberichte zur Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus dem Osten in der Endphase des Zweiten Weltkrieges und den frühen Nachkriegsjahren. In seinen abschließenden „Thesen zur Vertreibung“ (S. 209ff.) ordnet der Verf. den Vorgang in größere historische und völkerrechtliche Zusammenhänge ein.

Dočekal, Josef: *Revoluční jižní Morava ve dvacátých letech [Das revolutionäre Südmähren in den zwanziger Jahren]*. VVM 38 (1986) 3–14.

Da, wie der Autor sagt, „sich die kommunistische Bewegung Südmährens unter stark opportunistischem Einfluß“ im genannten Zeitraum entwickelte, konnte es erst

am und nach dem 5. Kongreß der KPTsch 1929 gelingen, der „revolutionären Orientierung“ zum Siege zu verhelfen. Diesen Prozeß schildert der Autor nicht nur im Hinblick auf die kommunistische Partei, sondern auch auf ein breites Spektrum von Arbeiterorganisationen aller Art.

III. husitologické sympozium [III. Hussitologisches Symposium]. HT 8 (1985) 7–270.

In dieser Sondernummer der angesehenen Zeitschrift liegen 18 Referate vor, die bei einer wissenschaftlichen Konferenz im September 1985 in Tabor vorgetragen wurden. Sie beschäftigen sich mit vier Themenkreisen: dem hussitischen Ikonoklasmus, Basel und Lipan, der Aktualisierung des Hussitismus im Laufe der Jahrhunderte und den Richtlinien für Quelleneditionen der hussitischen Epoche.

Evans, R. J. W.: The Imperial Court in the Time of Arcimboldo. The Arcimboldo Effect (Katalog). Mailand 1987, 35–54.

Der bekannte Biograph Kaiser Rudolfs II. stellt dem interessanten, der Kunstgeschichte gewidmeten Katalog einer Ausstellung in Venedig eine historische Einleitung voran, mit einer präzisen Charakteristik der Persönlichkeiten Kaiser Ferdinands I., Maximilians II., und Rudolfs II.: in aller Kürze eine gute Übersicht über den Stand der biographischen Forschung und eine informative Skizze zur böhmisch-habsburgischen Geschichte.

Gebhart, Jan / Šimovček, Ján: Partyzáni v Československu [Partisanen in der Tschechoslowakei]. Pravda, Preßburg 1984, 558 S.

Diese Chronik des Partisanenkampfes gegen den Nationalsozialismus auf dem Gebiet der Tschechoslowakei konzentriert sich auf die Jahre 1941 bis 1945. Erstmals wird auch der Widerstand in den böhmischen Ländern näher untersucht, der Schwerpunkt liegt jedoch auch hier auf der Slowakei. Dieses Werk enthält viele nützliche Details und bisher kaum erforschtes Datenmaterial, die Darstellung des Widerstands gegen das Dritte Reich bleibt allerdings auf die kommunistischen Gruppen beschränkt.

Hájek, Jiří: Social Democrats Defending Czechoslovak Democracy and Independence. Kosmas 3/2–4/1 (1984/85) 135–170.

Die Untersuchung beschäftigt sich mit gesellschafts- und außenpolitischen Strategien, die die Tschechoslowakische Sozialdemokratische Arbeiterpartei zwischen 1933 und 1938 verfolgte, insbesondere als Antwort auf die zunehmende Bedrohung durch den Nationalsozialismus des Dritten Reiches und den innenpolitischen Rechtsruck, der sich mit dem Aufstieg der Henlein-Bewegung verband.

Haubelt, Josef: České osvícenství [Böhmische Aufklärung]. Svoboda, Prag 1986, 460 S.

Dieses Buch zur Geschichte der Aufklärung in Böhmen wendet sich an die breite Öffentlichkeit. Die Geschichte der Aufklärung wird von ihren Anfängen bis hin zu der Erweckung in Böhmen verfolgt. Der Autor konzentriert sich auf die bekanntesten Persönlichkeiten dieser Zeit, unter Beibehaltung einer historiographisch längst überwundenen Argumentation gegen den sog. reaktionären Charakter der Barockzeit.

Hejnic, Josef: Jáchymovská škola v 16. století. Problémy a úkoly [Die Joachimsthaler Schule im 16. Jahrhundert. Probleme und Aufgaben]. SbNM 39 (1986) 29–40.

Anhand einer kritischen Analyse der einschlägigen Literatur und neuer Archivforschungen schätzt der Autor die Bedeutung der Joachimsthaler Lateinschule neu ein. Von besonderem Interesse dürfte dabei sein Versuch einer vergleichenden Analyse ähnlicher Bildungsanstalten Westböhmens sein.

Heumos, Peter: Arbeiterschaft und Sozialdemokratie in Ostmitteleuropa 1944–1948. Geschichte und Gesellschaft 13/1 (1987) 22–38.

Der Beitrag untersucht die langfristigen sozialgeschichtlichen und politischen Bedingungen der Entwicklung der Arbeiterschaft in Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei sowie ihre Integration in die sozialdemokratischen Parteien. Damit verknüpft wird die Frage nach den Realisierungschancen des „demokratischen Sozialismus“ als einer gesellschaftspolitischen Alternative zum Staatssozialismus sowjetischer Prägung in den frühen Nachkriegsjahren Ostmitteleuropas.

Heumos, Peter: Interessensolidarität gegen Nationalgemeinschaft. Deutsche und tschechische Bauern in Böhmen 1848–1918. In: Die Chance der Verständigung. Absichten und Ansätze zu übernationaler Zusammenarbeit in den böhmischen Ländern. Hrsg. v. Ferdinand Seibt. R. Oldenbourg, München 1987, 87–100 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum).

Thema dieses Beitrags sind die sozial- und wissenschaftsgeschichtlichen sowie politisch-organisatorischen Voraussetzungen, die zur nationalen Desintegration tschechischer und deutscher Bauern in Böhmen führten; eingehend diskutiert wird dabei die Frage nach den Bestandsbedingungen landespatriotischer, die Bauern beider Nationalitäten bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts integrierender Vorstellungen.

Heumos, Peter: Krise und hussitisches Ritual. Zum Zusammenhang von tschechischer Arbeiter- und Nationalbewegung in Böhmen in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts. In: Vereinswesen und Geschichtspflege in den böhmischen Ländern. Hrsg. v. Ferdinand Seibt. R. Oldenbourg, München 1986, 109–122 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum).

Der Beitrag behandelt die sozialgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen tschechischer Arbeiter- und Nationalbewegung am Beispiel der Handwerksgelesen besonders in Prag und der Entwicklung der Arbeitervereine im genannten Zeitraum; dabei wird vor allem das wechselseitige Bedingungsverhältnis zwischen sozialem Lagebewußtsein und der Disposition für nationale Zielsetzungen analysiert.

Historický místopis Moravy a Slezska v letech 1848–1960 [Historische Topographie Mährens und Schlesiens 1848–1960]. Bd. 9. Autorenkollektiv: Josef Bartoš, Jindřich Schulz, Miloš Trapl. Profil, Mährisch Ostrau 1984, 345 S.

Der 9. Band der Historischen Topographie Mährens und Schlesiens gibt eine historisch-statistische Übersicht über die Entwicklung der Bezirke Znaim, Mährisch Kromau, Auspitz und Nikolsburg zwischen 1869 und 1950. Die Tabellen und Statistiken

des Bandes erfassen vor allem die landwirtschaftliche und gewerblich-industrielle Entwicklung in diesem Zeitraum, die soziale und nationale Zusammensetzung der Bevölkerung, deren politische Gliederung nach den Wahlergebnissen von 1929, 1935 und 1946, ferner die Entwicklung des Schul-, Vereins- und Verbandswesens sowie der religiösen Verhältnisse.

Hlaváček, Ivan: Český kontext jáchymovské knihovny v 16. století [Die Joachimsthaler Bibliothek im Rahmen des böhmischen Bibliothekswesens]. SbNM 39 (1986) 41–50.

Dieser Beitrag versteht sich als eine Ergänzung des als „mustergültig“ bezeichneten Katalogs der erhaltenen Überreste der lateinischen Schulbibliothek von Heribert Sturm und ist bemüht, die Bibliothek in einen breiteren Kontext der bürgerlichen Kultur der böhmischen Länder des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts einzuordnen. Dazu werden vor allem Vergleiche mit den Bürgerbibliotheken in Prag und Olmütz, Eger, Schlaggenwald und Aussig sowie mit den Verhältnissen im sächsischen Erzgebirge gezogen.

Hlaváček, Ivan: O vztahu venkovských klášterů a měst v pozdním středověku [Über die Beziehung zwischen Landklöstern und Städten im späten Mittelalter]. Umění 33 (1985) 153–159.

Die Abhandlung ist ein erster Versuch, für das vorhussitische Böhmen/Mähren diejenigen Höfe bzw. Häuser außerstädtischer Klöster festzustellen, die ihren Sitz in den Landeshauptstädten Prag und Brünn hatten. Der Verf. vertritt die Ansicht, daß die Entstehung derartiger städtischer „Dependancen“ außerstädtischer Klöster vorwiegend auf politische und kulturelle Gründe zurückzuführen sei.

Höbelt, Lothar A.: The Great Landowners' Curia and the Reichsrat Elections during the Formative Years of Austrian Constitutionalism 1867–1873. Parliament, Estates and Representation 5/2 (1985) 175–183.

Die Studie gibt einen knappen Überblick über die staats- und verfassungsrechtliche Politik der beiden großen Gruppen der Kurie des Großgrundbesitzes im Wiener Reichsrat – der staatsrechtlich-autonomistischen und der liberal-zentralistischen Fraktion – vom österreichisch-ungarischen Ausgleich bis zur Wahlreform von 1873 und geht besonders auf den Ausgleichsversuch des Ministeriums Hohenwart-Schäffle ein.

Jakub Jan Ryba – vychovatel našeho lidu [Jakub Jan Ryba – Erzieher unseres Volkes]. Státní pedagogické nakladatelství, Prag 1984, 194 S.

Der Name Ryba ist für viele mit seiner berühmten Komposition, der tschechischen Weihnachtsmesse, verbunden. Im vorliegenden Buch wird vor allem auf seine pädagogische Tätigkeit eingegangen, die bisher weitgehend unbekannt geblieben war.

Janák, Dušan: Rozvoj výroby a investiční výstavby v těžkém průmyslu na Ostravsku v letech 1949–1953 [Die Entwicklung der Industrieproduktion und des Investitionsaufbaus in der Schwerindustrie im Ostrauer Gebiet in den Jahren 1949–1953]. ČSM 35 (1986) 139–161.

Der intensive Ausbau der Schwerindustrie im genannten Gebiet, der 1952 seinen Höhepunkt fand, führte zu Problemen, die 1953 eine Änderung der Wirtschaftspolitik und eine Senkung der Fünfjahresplanaufgaben notwendig machten. Der Autor befaßt sich damit ausführlich. Die disproportionalen Entwicklungen einzelner Industriezweige, die durch Mangel an Elektrizität verursachten Produktionsstörungen und die schwankende Investitionspolitik stehen dabei im Mittelpunkt.

Janák, Jan: Úvěrování průmyslu na Moravě do počátku šedesátých let 19. století [Die Kreditgewährung an die Industrie in Mähren bis zu den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts]. ČMM 104 (1985) 244–267, mit dt. Res.

Der Verf. gibt einen Überblick über die Entwicklung des Kreditwesens in Mähren seit der Mitte des 18. bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts; im Mittelpunkt steht die Geschichte der Banken in Brünn, wobei vielfältige Hinweise auf die parallele Entwicklung in Wien gegeben werden. Mit der Gründung der Brünner Diskontkassa als Filiale der Wiener Nationalbank (1848) wurden die Voraussetzungen für eine Verbilligung industrieller Kredite geschaffen, die entscheidenden Einfluß auf die Gründung und Entfaltung mährischer Manufakturbetriebe hatte.

Jančárek, Petr: Základní rysy demografického vývoje Jáchymova v předbělohorské době [Grundzüge der demographischen Entwicklung von Joachimsthal in der Zeit vor der Schlacht auf dem Weißen Berg]. SbNM 39 (1986) 3–17.

Hier wird die schnelle Entwicklung der seit 1548 königlichen Bergstadt Joachimsthal zur zweitgrößten Stadt im Königreich Böhmen und drittgrößten Stadt der böhmischen Länder mit rund 18 000 Einwohner in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts dargestellt sowie ihr ebenso rascher Verfall zu Beginn des 17. Jahrhunderts, als dort nur noch knapp über 2000 Menschen lebten. Anhand tschechischer und deutscher Fachliteratur wird neben der demographischen auch die wirtschaftliche und soziale Entwicklung detailliert untersucht.

Jeleček, Leoš: Zemědělství a půdní fond v Čechách ve 2. polovině 19. století [Die Landwirtschaft und der Bodenfonds in Böhmen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts]. Academia, Prag 1985, 283 S., mit engl. Res.

Das Buch konzentriert sich auf die Frage nach den langfristigen Veränderungen des landwirtschaftlichen Nutzbodens in Böhmen zwischen 1860 und 1900; die Veränderungen der Anteile des forstwirtschaftlich nutzbaren, des Wiesen-, Weiden- und Ackerbodens werden in zahlreichen Tabellen und Diagrammen dargestellt. Ein zweiter großer Themenkomplex der Untersuchung bezieht sich auf den qualitativen Wandel des landwirtschaftlichen Nutzbodens unter den vielfältigen Einflüssen der „agrarischen Revolution“, d. h. der agrotechnischen und -chemischen Umgestaltung der Landwirtschaft. Breiten Raum widmet die Arbeit zudem den strukturellen Ver-

änderungen der Besitzverhältnisse und Produktionsarten im Zuge der kapitalistischen Transformation der Land- und Forstwirtschaft.

Jurok, Jiří: Neznámý rukopis doby poděbradské. Studie k problematice politického zápasu panstva, rytířstva a panovníka o zemský soud v Čechách během 15. století [Eine unbekannte Handschrift aus der Podiebrader Zeit. Eine Studie zur Problematik der politischen Auseinandersetzung zwischen den Herren- und Ritterständen und dem König um das Landgericht in Böhmen während des 15. Jahrhunderts]. PHS 27 (1986) 27-56.

Hier werden die Entstehungszusammenhänge und die Bedeutung einer bisher zwar bekannten, aber noch nicht näher untersuchten Handschrift analysiert, die neues Licht auf die adeligen Bemühungen um eine Reform der durch die Hussitenkriege erschütterten Ständeordnung in Böhmen wirft.

Kampf, Widerstand, Verfolgung der sudetendeutschen Sozialdemokraten. Dokumentation der deutschen Sozialdemokraten aus der Tschechoslowakei im Kampf gegen Henlein und Hitler. Seliger-Gemeinde, Stuttgart 1983, 676 S.

Siehe Rezension BohZ 27/1 (1986) 185.

Kárný, Miroslav: Zur Statistik der jüdischen Bevölkerung im sogenannten Protektorat. JBob 22 (1986) 9-19.

Mit Hilfe einer bisher nicht verwerteten Quelle, nämlich der Statistik des Landwirtschaftsministeriums über die Lebensmittelkartenausgabe, korrigiert der Autor einige in der Literatur verwendete statistische Angaben über die als „Juden“ im Protektorat Böhmen und Mähren bezeichnete Bevölkerung. Insbesondere richtet sich seine Kritik gegen die geläufigen Angaben über die Anzahl der im März 1939 auf diesem Gebiet lebenden Juden sowie die Angaben zu den überlebenden und im Widerstand aktiven Juden.

Kieval, Hillel J.: Nationalism and Antisemitism. The Czech-Jewish Response. In: Living with Antisemitism. Modern Jewish Responses. Hrsg. v. Jehuda Reinharz. Hannover-London 1987, 210-233.

Die Abhandlung befaßt sich mit den langfristigen sozialen, politischen, kulturellen und nationalen Voraussetzungen der Entwicklung der tschechisch-jüdischen Bewegung in Böhmen zwischen 1848 und der Jahrhundertwende; ein besonderes Interesse gilt der jüdischen „Rozvoj“-Gruppe, die innerhalb der tschechisch-jüdischen Bewegung als oppositionelle Gruppe eine Abkehr der Bewegung vom jungtschechischen Liberalismus und die Umorientierung auf den politischen „Realismus“ Masaryks forderte.

Kieval, Hillel J.: Caution's Progress: The Modernization of Jewish Life in Prague, 1780-1830. In: Toward Modernity. The European Jewish Model. Hrsg. v. Jacob Katz. New Brunswick-Oxford 1985, 71-105.

Gegenstand dieser Untersuchung sind die sozialen, wirtschaftlichen, rechtlichen und soziokulturell-religiösen Veränderungen der jüdischen Gemeinde in Prag und die

Frage nach den Partizipationschancen, die die gesellschaftliche Entwicklung von der Aufklärung bis zum Vormärz den Juden bot.

Kieval, Hillel.: *In the Image of Hus: Refashioning Czech Judaism in Post-Emancipatory Prague. Modern Judaism 5 (1985) 141–157.*

Der Aufsatz befaßt sich mit der Programmatik der 1904 zunächst in Pardubitz, seit 1907 in Prag herausgegebenen jüdischen Zeitschrift „Rozvoj“ und ihren Versuchen, die tschechisch-jüdische Bewegung in Böhmen im Sinne der neokantianischen Moralphilosophie, wie sie auf tschechischer Seite von Masaryk vertreten wurde, zu reformieren und enger in die kulturell-politische Entwicklung der tschechischen Gesellschaft einzubinden.

Klimko, Jozef: *Tretia ríša a ľudácky režim na Slovensku [Das Dritte Reich und das ľudakistische Regime in der Slowakei]. Obzor, Preßburg 1986, 249 S.*

Das Buch versteht sich als eine Zusammenfassung des bisherigen Forschungsstandes zur Geschichte der Beziehungen zwischen der Slowakei und dem Dritten Reich zwischen 1938 und der Besetzung der Slowakei durch reichsdeutsche Truppen 1944, wobei auch die bundesrepublikanische Forschung (Kaiser, Hoensch) einbezogen wird. Das Schwergewicht der Darstellung liegt auf den Formen der allmählichen „Gleichschaltung“ des slowakischen Staates und seiner politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Adaption an die Zielstrategien des Dritten Reiches. Breiten Raum widmet die Untersuchung auch der spezifischen Form der „Endlösung“ in der Slowakei (S. 165 ff.), wobei die Verantwortung des klerikal-autoritären Tiso-Regimes in den Vordergrund gestellt wird.

Kouřil, Pavel / Žáček, Rudolf: *Drobná středověká opevnění v Pobeskydí a otázka jejich klasifikace [Kleine mittelalterliche Befestigungen im Beskydenland und die Frage ihrer Klassifizierung]. ČSM 35 (1986) 97–137.*

Hier wird über zehn neu ermittelte kleine Befestigungswerke aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts berichtet, die gegen Ende des 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts untergegangen sind. Ihre Funktion ist nicht bekannt. Die Autoren kommen jedoch zu dem Schluß, daß es hier, archäologisch gesehen, nicht um eine Entwicklung vom Hausberg zur Feste geht, da keine der erforschten Lokalitäten eine Vorfestung hatte. Weder aus dem Typ noch aus dem Namen ist feststellbar, ob sie ein niederer Adliger oder eine abhängige Person bewohnte und ob dieser in eigener Regie wirtschaftete oder nicht.

Kovtun, George V.: *Masaryk in Japan. Kosmas 4/2 (1985) 83–99.*

Masaryks politische Aktivitäten während seines Japan-Aufenthalts im Frühjahr 1918 konzentrierten sich auf die Frage, unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen Japan in den russischen Bürgerkrieg eingreifen sollte. Masaryks wechselnde und konträre Antworten auf diese Frage müssen im Lichte seiner langfristigen politischen Strategie gesehen werden, nämlich einen gemeinsamen deutsch-russischen Expansionismus zu verhindern.

Krčálková, Jarmila: Italské podněty v renesančním umění českých zemí [Italienische Anregungen in der Kunst der Renaissance der böhmischen Länder]. Umění 33 (1985) 54–82.

Der Aufsatz untersucht die Einflüsse der italienischen Renaissancearchitektur und das Wirken italienischer Baumeister in den böhmischen Ländern anhand ausgewählter Beispiele repräsentativer Bauten in Prag, Leitomischl, Opotschna, Mährisch Kromau, Teltsch, Olmütz, Pilsen, Hoheneibe, Mährisch Trübau, Neuhaus und anderen Orten.

Krzemieňská, Barbara: Břetislav I. Melantrich, Prag 1986, 381 S. (Odkazy pokrokových osobností naší minulosti 80).

Vor dem Hintergrund der Krise des böhmischen Staates während der Jahrtausendwende behandelt diese Biographie Břetislavs I. vor allem dessen außenpolitische Zielsetzungen im Hinblick auf das deutsche Kaiserreich, Polen und Ungarn. Im Bereich der inneren Politik des böhmischen Fürsten stehen die Senioratserbfolge-Regelung, die Heeresproblematik, Wirtschaftsfragen und die Anfänge der administrativen Neuordnung des böhmischen Staates im Vordergrund. Břetislav wird als eine Herrschergestalt interpretiert, die – nach Habitus, politischer Orientierung und kulturellem Selbstverständnis – teils noch dem vergangenen Jahrtausend verhaftet ist, teils bereits ein neues Zeitalter repräsentiert.

Lemberg, Hans: Das öffentliche Leben in den böhmischen Ländern vor dem Ersten Weltkrieg. Interessengemeinschaft gegen Zentralmacht? In: Die Chance der Verständigung. Absichten und Ansätze zu übernationaler Zusammenarbeit in den böhmischen Ländern 1848–1918. Hrsg. v. Ferdinand Seibt. R. Oldenbourg, München 1987, 175–186 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum).

Anhand von sieben Bereichen des öffentlichen Lebens (Landtag, Ausgleichsversuche, Statthalter, Landesausstellung, Prager Alltag, Förderer der Verständigung, „positive Politik“) untersucht der Verf. in seinem Diskussionsbeitrag, ob das Zusammenleben von Tschechen und Deutschen, ob gemeinsame Interessen auf Landesebene nicht vor dem Ersten Weltkrieg zu einer Annäherung zwischen beiden Nationalitäten hätten führen können. Das Ergebnis – nach zahlreichen Einzelbeobachtungen – ist weitgehend negativ.

Lemberg, Hans: Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen im 20. Jahrhundert. In: Vereinswesen und Geschichtspflege in den böhmischen Ländern. Hrsg. v. Ferdinand Seibt. R. Oldenbourg, München 1986, 209–247 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum).

Der Verf. verfolgt das Schicksal des Geschichtsvereins anknüpfend an den Beitrag von Michael Neumüller über das 19. Jahrhundert für das 20. bis zur Beendigung der Vereinstätigkeit 1945. Auf Überblicke über Charakter, Größe, Aktivitäten, Sammlungen und Publikationen des Vereins folgt eine Analyse der Struktur der Mitgliedschaft und ihres Wandels sowie der Rolle des Vereins in den verschiedenen Staatssystemen. Ein Exkurs behandelt die „Wanderversammlungen“, ein Epilog das Nachleben in der Vertreibung.

Lemberg, Hans: Lage und Perspektiven der Zeitgeschichtsforschung über Ostmitteleuropa in der Bundesrepublik Deutschland. ZfO 35 (1986) 191–218.

In einer Bestandsaufnahme der Zeitgeschichtsforschung in der Bundesrepublik über Ostmitteleuropa kann die Behandlung der Tschechoslowakei innerhalb eines insgesamt recht defizitären Bildes noch eine relativ gute Erfolgsbilanz aufweisen. Der Verf. versucht, einige Ursachen für das allgemeine Defizit zu finden, z. B. in der Forschungslandschaft des Faches „Osteuropäische Geschichte“, in aktuellen wissenschaftspolitischen Trends, in Generations- und Nachwuchsproblemen, im gewandelten Interesse der Historiker u. a. m.

Literatur der ČSSR – 1945 bis 1980. Einzeldarstellungen. Autorenkollektiv unter Leitung von Štěpán Vlašín und Stanislav Šmatlák. Volk und Wissen VEV, Berlin 1985, 688 S.

Hier liegt ein Lexikon tschechischer und slowakischer Schriftsteller vor. Die Autoren scheuen sich nicht, auch im Westen lebende Schriftsteller aufzuführen wie z. B. Milan Kundera oder Jiří Grůša. Dem Leser wird eine Fülle von Daten in der Personen- und Allgemeinbibliographie zugänglich gemacht, die vor allem dem nicht tschechisch sprechenden Interessenten von Nutzen sein werden.

Lom, František: Vývoj a význam zemědělského tisku v procesu zavádění racionální zemědělské výroby v českých zemích do roku 1914 [Die Entwicklung und Bedeutung der landwirtschaftlichen Presse während der Einführung rationeller landwirtschaftlicher Erzeugung in den böhmischen Ländern bis zum Jahre 1914]. VPZM 25 (1985) 7–34.

Dieser Aufsatz stellt einige der wichtigsten literarischen Arbeiten und Fachzeitschriften sowie ihre Autoren vor, die zur Verbreitung von Fachkenntnissen in den bäuerlichen Betrieben beigetragen haben. Während die ersten Kapitel chronologisch der Entwicklung landwirtschaftlicher Literatur seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert gewidmet sind, beschreibt das letzte Kapitel die Fachzeitschriften, Handbücher, die einschlägigen Bibliotheken und Fachvereine.

Mates, Pavel / Schelle, Karel: Vznik Moravskoslezské země v roce 1927 [Die Entstehung des Mährisch-schlesischen Landes im Jahre 1927]. ČMM 106 (1986) 241–251.

Hier werden die politischen Zusammenhänge der Verwaltungsreform von 1927 erläutert, durch die das Prinzip der Landesorganisation der Verwaltung verwirklicht werden sollte und das Mährisch-schlesische Land zu einer Verwaltungseinheit geordnet wurde. Anhand archivalischer Quellen und mit eindeutigen eigenen politischen Präferenzen kommen die Autoren zu der Schlußfolgerung, daß es sich in diesem Fall um eine fortschreitende „Verstaatlichung der territorialen Selbstverwaltung“ handelte.

Mezník, Jaroslav: Religious Toleration in Moravia in the 16th Century. Kosmas 3/2–4/1 (1984/85) 109–123.

Die Frage nach den Gründen für die – gegenüber Böhmen – bedeutend größere religiöse Toleranz in Mähren im 16. Jahrhundert beantwortet der Verf. vor allem mit

dem Hinweis auf die religiösen Verhältnisse im mährischen Adel, der überwiegend zu den Utraquisten, den Böhmischem Brüdern oder – später – den Lutheranern zählte; über die Landesselbstverwaltung konnte daher durch den Adel eine vergleichsweise weitreichende Toleranzgesetzgebung verwirklicht werden; diskutiert wird dabei auch der wirtschaftliche und finanzielle Begründungszusammenhang der religiösen Toleranz.

Mikulka, Jiří: Národně sociální strana na Moravě od počátku 20. století do vyřešení stranické krize v roce 1909 [Die national-soziale Partei in Mähren zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Lösung der Parteikrise im Jahre 1909]. ČMM 105 (1986) 18–36.

Anhand der zeitgenössischen Presse analysiert der Autor die Phase der Stagnation in der Geschichte der genannten Partei. Dabei beschäftigt er sich nicht nur mit der Partei im engeren Sinne, sondern bezieht in seine Untersuchung auch die Jugend- und Frauenorganisationen ein.

Mlýnský, Jaroslav: VII. kongres Komunistické internacionály a otázky protifašistického národně osvobozenického boje [Der 7. Kongreß der Kommunistischen Internationale und Fragen des antifaschistischen nationalen Befreiungskampfes]. ČsČH 33 (1985) 664–690, mit dt. Res.

Im Rahmen der politischen Strategien, die der 7. Weltkongreß der Komintern 1935 in Moskau angesichts der Bedrohung durch den Faschismus entwickelte, beschreibt der Verf. die spezifische tschechoslowakische Problematik der äußeren und inneren Konfrontation mit dem Dritten Reich; analysiert werden dabei u. a. die Bedingungen einer Volksfront der tschechoslowakischen Linken und das Spektrum außenpolitischer Gegenmaßnahmen gegen die sich anbahnende imperiale Strategie des Hitler-Regimes.

Müller, Jan: K charakteru výtvarné kultury Českého Krumlova v letech 1420–1470 [Zum Charakter der bildnerischen Kultur in Krumau 1420–1470]. Umění 33 (1985) 520–546, mit dt. Res.

Die Studie untersucht vor allem Plastik, Wand-, Tafel- und Buchmalerei in Krumau im angegebenen Zeitraum und geht u. a. der Frage nach, in welcher Weise in der Kunstproduktion polemische Reaktionen der katholischen Stadt auf Ideenpostulate des hussitischen Tabor auszumachen sind; Anhaltspunkte hierfür finden sich insbesondere in der Darstellung der eucharistischen Lehre und in der Ikonographie.

Nittner, Ernst: Adalbert, der zweite Bischof von Prag – Brückenbauer zwischen Ost und West. In: Dein Reich komme; 89. Katholikentag in Aachen 10.–14. Sept. 1986. Dokumentation Teil II. Paderborn 1987, 1419–1430. Auch als Sonderdruck, Paderborn 1987, 24 S.

Der beim Aachener Katholikentag 1986 gehaltene Vortrag stellt die Persönlichkeit und das dramatisch verlaufene Leben des zweiten Bischofs von Prag (Vojtěch/Adalbert 956–997) in den Zusammenhang eines Europabegriffs, der nicht mehr auf Antike-Christentum-Germanentum beschränkt ist, sondern auch die Welt der Slawen

einbezieht. Damit sind Zusammenhänge hergestellt mit dem Apostolischen Schreiben von 1980, durch das Cyrill und Method zu Mitpatronen Europas wurden, und mit dem Rundschreiben des Papstes von 1985 zum Method-Jubiläum.

Nittner, Ernst: Bolzano – Rádl – Patočka. Eine gesellschaftsphilosophische Alternative zum nationalpolitischen Programm? In: Die Chance der Verständigung. Absichten und Ansätze zu übernationaler Zusammenarbeit in den böhmischen Ländern 1848–1918. Hrsg. v. Ferdinand Seibt. R. Oldenbourg, München 1987, 11–30 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum).

Tschechisch: Bolzano, Rádl, Patočka – společensko-filozofická alternativa k národně-politickému programu? Proměny 23/2 (1986) 83–101.

Im Rahmen des Tagungsthemas vom November 1985 „Die gescheiterte Verständigung“ wird in dem Beitrag kurz die mit den Namen Palacký und Masaryk verbundene Geschichtsinterpretation als das gängige nationalpolitische Programm skizziert, das zur Grundlage für die Realisierungen von 1918 wurde. Vor diesem Hintergrund behandelt der Vortrag – basierend z. T. auf Gedankengängen von Eduard Winter und Jan Patočka – die sozialetischen und humanistischen Alternativen, die vor allem mit dem Namen des Prager Theologen und Philosophen Bernard Bolzano verbunden bleiben. Außer den genannten alternativen Geschichtsdenkern wird auch Jan Evangelist Purkyně mit seiner ebenfalls auf Bolzano zurückgehenden Ethnoethik einbezogen.

Nittner, Ernst: Von Mainz nach Prag. Jordan Simon (1719–1776). Augustinereremit, Theologe und akademischer Lehrer. Ein Leben im Spannungsfeld der katholischen Aufklärung. In: Die Universität zu Prag. Verlagshaus Sudetenland, München 1986, 147–168 (Schriften der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste 7).

Im Leben des aus Neustadt a. d. fränk. Saale stammenden Augustinereremiten, Ordenslektors, Festpredigers, Professors in Erfurt und in Prag (wo er begraben ist), spiegelte sich die von Dynamik und Dialektik geprägte Zeit des Absolutismus, der Konflikte zwischen augustinerischer und jesuitischer Theologie, der von der katholischen Aufklärung getragenen Reformen unter Maria Theresia und der Auseinandersetzung mit dem frühen Liberalismus. J. Simon, ein typischer Repräsentant seines Ordens, wurde von diesem gefördert und gerettet. Drei kurze Exkursionen (Augustinus-Renaissance; kath. Aufklärung in Rom, Wien und Prag; Prager Universität) ergänzen die biographische Skizze.

Novák, Jaromír / Štěpán, Václav: Exploatace zlata na Bruntálsku v 16. století [Die Goldgewinnung im Freudenthaler Gebiet im 16. Jahrhundert]. ČSM 35 (1986) 46–60.

Angesichts der schwierigen Quellenlage (die erst seit 1553 geführten Register und Bergbücher sind nicht erhalten) orientieren die Autoren ihre Forschung vorwiegend an Urkunden über Gerichtsstreitigkeiten. Sie zeichnen dabei ein detailliertes Bild des Aufbaues und der Entwicklung der Bergwerke auf der Herrschaft der Herren von Würben bis zu ihrer Stilllegung im Jahre 1579.

Oschlies, Wolf: Jugend in Osteuropa. Bd. 4: Jugend in der Tschechoslowakei. Kurzer Frühling, lange Winter. Böhlau, Köln-Wien 1985, 393 S. (Sozialwissenschaftliches Forum 9/IV).

Siehe Rezension BohZ 28/1 (1987) 221.

Otáhal, Milan: Czech Liberals in the Year 1848. Kosmas 3/2-4/1 (1984/85) 49-107.

Die Studie befaßt sich mit der tschechischen liberalen Bewegung vor und im Revolutionsjahr 1848, den politischen Strategien der tschechischen Liberalen in der Auseinandersetzung mit den Vertretern des deutschen Liberalismus in Böhmen und Österreich sowie insbesondere mit der verfassungspolitischen Diskussion, wobei die Frage nach der konstitutionellen Regelung der Nationalitätenproblematik im Vordergrund steht; das Hauptaugenmerk bei der Behandlung des letzten Komplexes gilt der verfassungspolitischen Position Palackýs.

Pernes, Jiří: Kompromis českých buržoazních stran na Moravě v roce 1896 [Der Kompromiß der tschechischen bürgerlichen Parteien in Mähren im Jahre 1896]. ČsČH 33 (1985) 713-738, mit dt. Res.

Im Zusammenhang mit der Formierung der sog. slawischen Koalition im Wiener Reichsrat unter der Regierung Windischgrätz seit 1893 beschreibt der Verf. die Versuche der jungtschechisch-liberalen Partei in Mähren zur Konzentration der politischen Kräfte in Mähren, die 1896 zu einem Kompromiß mit der mährischen konservativen Volkspartei führten; dessen praktisches Ergebnis bestand darin, daß alle tschechischen Abgeordneten aus Mähren dem jungtschechischen Abgeordnetenklub im Reichsrat beitraten; der Kompromiß war überdies eine wesentliche Voraussetzung für den Wahlsieg der liberalen Volkspartei in Mähren im Jahre 1896.

Pernes, Jiří: Zemědělské muzejnictví v politickém systému agrární strany [Das landwirtschaftliche Museumswesen im politischen System der Agrarpartei]. ČMM 104 (1985) 201-216, mit dt. Res.

Der Aufsatz beschreibt die kulturellen und bildungspolitischen Aktivitäten, welche die tschechoslowakische Agrarpartei vor allem in der Zwischenkriegszeit über das von ihr weitgehend beherrschte landwirtschaftliche Museumswesen entfaltete, und stellt diese Aktivitäten in den Gesamtzusammenhang der politischen und sozialökonomischen Strategien, die die Agrarier verfolgten; hervorgehoben wird dabei insbesondere die antisozialistische Agitation im Rahmen der politischen Propaganda der landwirtschaftlichen Museen.

Pešek, Jan: Dokončování poválečného osídlování jihočeského pohraničí (léto 1946-podzim 1947) [Die Beendigung der Nachkriegsbesiedlung des südböhmischen Grenzgebiets (Sommer 1946-Herbst 1947)]. JSbH 60 (1986) 69-80.

Dieser Aufsatz behandelt die wirtschaftlichen und politischen Probleme, die sich bei der Neubesiedlung der genannten Gebiete ergaben. Während die Bevölkerung im Frühjahr 1947 nur knapp 60% des Vorkriegsstandes erreichte, warf besonders die Sicherstellung der landwirtschaftlichen Produktion kaum zu lösende Probleme auf;

die politischen Zwänge erschwerten diese zusätzlich. Der Autor behandelt diese Probleme mit neuen Informationen, vorwiegend aus regionalen Archiven.

Pešek, Jan: Nástup k osídlování jihočeského pohraničí (jaro 1945–léto 1946) [Der Auftakt zur Besiedlung der südböhmischen Grenzgebiete (Frühjahr 1945–Sommer 1946)]. JSbH 60 (1986) 23–35.

Der Autor stellt anhand statistischer Angaben den Wandel in der Bevölkerungsstruktur dar, der sich im genannten Zeitraum in Südböhmen vollzogen hat. Er schildert die wechselnden politischen Stimmungen in diesen Gebieten ebenso wie die Anstrengungen der Kommunistischen Partei, ihren Einfluß stetig zu verfestigen.

Pešek, Jan: Osídlování jihočeského pohraničí v letech 1947–1953 [Die Besiedlung der südböhmischen Grenzgebiete in den Jahren 1947–1953]. JSbH 60 (1986) 133–143.

Im Anschluß an seine früheren Aufsätze behandelt hier der Autor die sog. zweite Phase der Besiedlung. Dabei geht er insbesondere auf die Probleme ein, die sich aus der niedrigen Bevölkerungsdichte ergaben: Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte betrug in diesem Raum nur etwa ein Drittel des Durchschnitts in den böhmischen Ländern und erreichte nur knapp die Hälfte der Besiedlung in den übrigen Grenzgebieten der böhmischen Länder.

Polach, Jaroslav G.: The 1939 Attack on Hitler and the "ON". Kosmas 5/1 (1986) 55–88.

Neben einer kritischen Auswertung der gesamten bekannten Quellen und der Literatur zum Attentat auf Hitler am 8. November 1939 bringt die Studie neues Material, das die Behauptung, die tschechische Widerstandsorganisation Obrana národa (ON) sei an dem Attentat beteiligt gewesen, fundiert, präzisiert und in das bisher rekonstruierte Faktenmosaik einordnet.

Razím, Vladislav: Opevnění středověkého Berouna. K problematice městské fortifikace doby posledních Přemyslovců [Die Befestigungen des mittelalterlichen Beraun. Zur Problematik städtischer Fortifikation in der Zeit der letzten Přemysliden]. Umění 33 (1985) 137–152, mit dt. Res.

Der Aufsatz analysiert den in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandenen Stadtbefestigungstypus von Beraun und ordnet diesen in die gesamtböhmische Entwicklung ein. Charakteristisch für Beraun und einige wenige andere Orte sind abweichende Fortifikationsstrukturen in Form prismatisch nach innen geöffneter Bastionen, die wahrscheinlich auf italienischen Einfluß unter Wenzel II. (1283–1305) zurückgehen.

Roček, Antonín: Deziluze. K problematice formování politických postojů Svazu dělnických tělocvičných jednot československých v letech 1933–1935 [Desillusionen. Zur Problematik der politischen Willensbildung des Verbandes der tschechoslowakischen Arbeiterturnvereine in den Jahren 1933–1935]. ČNM 154 (1985) 92–109.

Anhand neuer Archivforschungen untersucht der Autor die Haltungen des genannten Verbandes zu einzelnen bedeutenden politischen Ereignissen der dreißiger Jahre

sowie dessen Beziehungen zur Sozialistischen Arbeitersport-Internationale und stellt fest, daß die Politik des Verbandes „die extreme Rechte“ innerhalb der internationalen Organisation repräsentierte.

Salaquarda, Charles: Charles IV, Humanism and Imperial Policy: Czech Ramifications. Kosmas 5/1 (1986) 89–124.

Die Abhandlung befaßt sich mit den Beziehungen, die Karl IV. zu Cola di Rienzo und Petrarca unterhielt, und dem Einfluß der beiden italienischen Humanisten auf den Kaiser selbst, den kaiserlichen Hof und das kulturelle Leben besonders in Böhmen. Die Studie ist vor allem eine kritische Würdigung der älteren und neueren tschechischen Forschungen zu diesem Thema, ergänzt durch einige bisher unbekanntes Materialien und neue Interpretationsvorschläge bekannter Tatbestände.

Schönfeld. Ehemalige königlich freie Bergstadt im Egerland. Chronik, Beiträge. Schönfelder Heimat- und Geschichtsverein e. V., Stockstadt am Main 1983, 446 S.

Schon 800 Jahre v. Chr. siedelten im Gebiet des böhmischen Ortes Schönfeld die Kelten. Seine eigentliche Geschichte beginnt jedoch erst um 1260 n. Chr. mit der Inbetriebnahme des ersten Bergwerkes bzw. 1341 mit der frühesten bekannten Urkunde Schönfelds. Das mit zahlreichen Bildern, Karten, Photos und Dokumenten ausgestattete Buch gibt einen guten Überblick über die Geschichte dieser Gemeinde, deren sudetendeutsche Vergangenheit 1946 mit dem letzten Abtransport ihrer Bewohner endete.

Šindelář, Bedřich: Tajné bratrstvo rosenkruzerů, svobodní zednáři a ilumináti ve vztahu k osvěcenství v 18. století u nás [Die geheime Bruderschaft der Rosenkreuzer, die Freimaurer und Illuminaten in ihrem Verhältnis zur Aufklärung im 18. Jahrhundert bei uns]. ČMM 104 (1985) 268–299, mit dt. Res.

Die Studie gibt einen Überblick über den Einfluß der Rosenkreuzer, Freimaurer und Illuminaten auf die aufklärerischen Bestrebungen in den böhmischen Ländern, teils auch in Wien. Während die Rosenkreuzer als ein retardierendes Element in der Entwicklung der politischen, kulturellen und sozialen Zielsetzungen der Aufklärung gesehen werden, beurteilt der Verf. den Beitrag der Freimaurerlogen und der Illuminaten zur Formierung und programmatischen Orientierung der Aufklärung in den böhmischen Ländern mit gewissen Einschränkungen positiv.

Skutil, Jan: Nejstarší osídlení Opavska ve světle místních jmen [Die ältesten Siedlungen im Troppauer Gebiet im Lichte der Ortsnamen]. ČSM 35 (1986) 201–209.

Während die Flußnamen im Gebiet des ehemaligen Troppauer Fürstentums als vor-keltischen Ursprungs gelten, konzentriert sich der Autor auf die Analyse der slawischen Ortsnamen, die die Mehrheit unter den Ortsnamen ausmachen.

Slovenský biografický slovník. Od roku 833 do roku 1990 [Slowakisches biographisches Wörterbuch. Vom Jahre 833 bis zum Jahr 1990]. Bd. 1: A–D. Matica slovenská, Martin 1986, 539 S.

Der erste Band dieses Wörterbuchs, das seit 1975 geplant wird und insgesamt sieben Bände umfassen und mehr als 15 000 Biographien von Slowaken aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens enthalten soll, füllt eine Lücke aus, die für die böhmischen Länder nach wie vor besteht (sieht man von Publikationen im Ausland ab). In das „Slowakische biographische Wörterbuch“ sollen nicht nur slowakische Persönlichkeiten aufgenommen werden, sondern auch Personen, die durch ihr Leben und ihr Werk eng mit der Slowakei verbunden gewesen sind, ferner bedeutende Slowaken, die im Ausland lebten sowie Angehörige anderer Nationalitäten auf dem Territorium der Slowakei.

Slovník socialistického poslance [Wörterbuch des sozialistischen Abgeordneten]. Svoboda, Prag 1985, 600 S.

Das für Abgeordnete, Mitarbeiter und Aktivisten der Vertretungsorgane gedachte Wörterbuch enthält rund 300 Stichworte zur politischen und Verwaltungspraxis. Für die Auswahl im Hinblick auf die politische Praxis waren die Beschlüsse des 16. Parteikongresses der KPTsch und die 6. Sitzung des ZK der KPTsch im April 1982 maßgebend, während in bezug auf die Verwaltung vor allem Stichworte und Begriffe ausgewählt wurden, die mit der Arbeit der Abgeordneten in den Nationalausschüssen und in ihrem jeweiligen Wahlkreis zusammenhängen.

Štěpánek, Ladislav: K otázce vzniku stodol rolnických usedlostí v českých zemích [Zur Frage der Entstehung von Scheunen der bäuerlichen Liegenschaften in den böhmischen Ländern]. VPZM 25 (1985) 121–136.

Hier werden die einzelnen Vorformen der Scheunen, die Schober der slawischen Siedlungen, ebenso untersucht wie die ersten Scheunenbauten der Herrenhöfe aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Grundbesitzformen, die sich zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert in Getreideanbaugebieten entwickelten. Zum Schluß geht der Autor auf die etymologischen Untersuchungen regionaler Benennungen der einzelnen Gebäude- und Funktionsteile der Scheune ein.

Svoboda, Oldřich u. Kollektiv: Stručný slovník vojenství [Handwörterbuch des Militärwesens]. Naše vojsko, Prag 1984, 374 S. (Kněžnice vojenské teorie a praxe 52).

Das rund 2000 Stichworte enthaltende Wörterbuch knüpft an ein 1966 erschienenes Wörterbuch zur militärischen Terminologie an und stützt sich in seinem Inhalt auf die zwischen 1976 und 1980 veröffentlichte Sowjetische militärische Enzyklopädie. Neben Militärtechnik und -technologie ist Kriegsgeschichte, insbesondere des 20. Jahrhunderts, in dem Band stark vertreten.

Teufel, Helmut: Die „Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Čechoslovakischen Republik“. In: Vereinswesen und Geschichtspflege in den böhmischen Ländern. Hrsg. v. Ferdinand Seibt. R. Oldenbourg, München 1986, 249–264 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum).

Der Verfasser zeigt die Geschichte dieser für die Verhältnisse der Ersten Republik atypischen historischen Gesellschaft auf, die, 1927 von der Loge B'nai B'rith initiiert, 1928 ins Leben gerufen, 1940 aufgelöst, 1945 wieder gegründet, 1948 endgültig ihre Arbeit einstellte. Die Organisation, die zum Teil zweisprachig publizierte, entfaltete eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit, konnte jedoch die meisten ihrer großangelegten Projekte nicht verwirklichen. Es blieb die wichtige neubändige Reihe der „Jahrbücher der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Čechoslovakischen Republik“ bzw. „Ročenka společnosti pro dějiny židů v Československé republice“.

Vlček, Radomír: K některým aspektům formování pozitivismu, zejména v české historiografii [Zu einigen Aspekten der Formierung des Positivismus, insbesondere in der tschechischen Historiographie]. ČMM 105 (1986) 269–287.

Hier wird der Versuch unternommen, die verspätete Entwicklung des Positivismus in der tschechischen Historiographie gegenüber den westeuropäischen Ländern anhand zeitgenössischer politischer, sozialer und wirtschaftlicher Tendenzen in der tschechischen Gesellschaft zu erklären: „erst durch die Erhöhung des politischen Prestiges und der ökonomischen Stärke der tschechischen Gesellschaft“ sei die „objektive Durchsetzung des Positivismus“ ermöglicht worden.

Vrána, J.: Throne, Land ... or Language? The Perspectives and the Politics of the Leading Estates in 18th Century Bohemia. Kosmas 4/2 (1985) 39–62.

Die drei Typen bzw. Ebenen des Patriotismus in Böhmen im 18. Jahrhundert – die böhmisch-feudale Orientierung auf Prag, die gesamtösterreichische Haltung in der Loyalität gegenüber Wien und eine eher „globale“, zwischen verschiedenen kulturellen Zentren vermittelnde Einstellung – werden im Kontext der Frage analysiert, welche politischen und kulturellen Auswirkungen der aufgeklärte Absolutismus im Habsburgerreich auf die verschiedenen ständischen Gruppierungen in Böhmen hatte.

Záloha, Jiří: Divadelní život na českokrumlovském zámku v 2. polovině 17. století [Das Theaterleben auf dem Schloß in Böhmisches Krumau in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts]. SbNM 29 (1986) 53–79.

Anhand bisher in der Forschung nicht verwerteten buchhalterischen Aufzeichnungen legt der Autor eine neue, eingehende Übersicht über die Tätigkeit des Krumauer Schloßtheaters vor, das im genannten Zeitraum als Eggenbergsches Theater bekannt war. Aufgrund der damals abgeschriebenen Theaterbücher gelingt es dem Autor, das Repertoire für einige Jahre verlässlich zu rekonstruieren sowie den vorübergehenden Niedergang des Theaters 1691 zu erläutern.

Záloha, Jiří: Mzdy čeledi a zemědělských dělníků ve schwarzenberských dvorech ve druhé polovině 19. století [Die Löhne des Gesindes und der landwirtschaftlichen Arbeiter auf den schwarzenbergischen Gütern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts]. VPZM 25 (1985) 181–201.

Anhand detaillierter Archivforschungen rekonstruiert der Verf. einzelne neue Regelungen der Gesinde- und Arbeiterlöhne, die im genannten Zeitraum eingeführt wurden. Das ermöglicht ihm, auch die Anziehungskraft der städtischen Lebensbedingungen für die Landbevölkerung zu untersuchen, wobei er Vergleiche zwischen den ländlichen und städtischen Lebensverhältnissen zieht.

Zelenka, Aleš / Javora, Tony: Sudetendeutsches Wappenlexikon. Passavia, Passau 1985, 448 S., 390 Abb., 1 Karte.

Siehe Rezension BohZ 26/1 (1985) 194.

SUMMARIES

AN EPOCH AT THE CROSSROADS

Ferdinand Seibt

The author of this contribution takes the occasion of the publication of the collective work, *Renaissance in Böhmen*, to go beyond the art historical concerns of the volume in order to trace the general social contours of the era in great strokes. On the one hand, the development of the Bohemian lands during this period, which is delimited by the Prague defenestrations of 1419 and 1618, has a particular position in the European context. Bohemia had been assured relative internal stability through the religious tolerance decreed by the Kuttenberg Provincial Diet in 1485, which was broadened with the adoption of the *Confessio Bohemica* in 1575. The stability was expressed in the remarkable increase in prosperity of all social strata. On the other hand, this same Bohemia became involved in a world political conflict of the first degree. Running through Bohemia was the border between two world views, whose irreconcilable polarity would determine the picture of the coming era: Calvinism and tridentine Roman Catholicism.

THE ERA OF ART AND CULTURE

Franz Matsche

The collective work, *Renaissance in Böhmen*, unfolds in thirteen essays by well known Czech and German scholars a broad panorama of art and art historical topics. In addition to a historical introduction, the volume offers the reader a representative selection of particular examples of design from the period. The spectrum extends from secular and sacred architecture, across urban planning, interior decoration and furnishings, arts and crafts, large-scale sculpture, the *Kunstkammer* of Rudolf II and the *Tafelmalerei* in his court, to humanist literature, the art of printing and the Romanizing of jurisprudence. The review is particularly concerned with the art historical aspects of this collective work, part of which is a detailed critique of some of the different essays.

THE BOHEMIAN LANDS IN THE CRISIS OF 1870/71

Jan Křen

In view of the Prussian success in the Franco-Prussian War of 1870/71, the Viennese government felt obliged to undertake discussions for an *Ausgleich* with the Czechs and the Poles. The essay contrasts the relatively calm negotiations for the autonomy of Polish Galicia with the complex problem of the political situation in the Bohemian lands. In the latter, the planned *Ausgleich* met with fierce opposition from the German Liberal side and finally ran aground due to the inflexibility of the Czech political representatives. Indeed, although the *Ausgleich* was in some respects unclear and too complicated, it would still have been, despite its conservative tendencies, a considerable improvement over the status that the Czechs had until the end of the Monarchy.

HISTORICAL ARGUMENTS IN THE SUDETEN GERMAN
NATIONAL STRUGGLE, 1918-1938*Rudolf Jaworski*

Both the discontent of the greater part of the Sudeten German population with their minority situation in Czechoslovakia, as well as the simultaneous attempt to assert themselves as a definable community were expressed with historical arguments in the interwar period. This study introduces the most important and frequent arguments of this sort and submits them to a critical ideological analysis. The author, among other things, comes to the conclusion that the historical reproofs, due to the specific presuppositions of the Sudeten Germans, have not joined together in a comprehensible historical picture.

SOCIAL DEMOCRATIC SELF-ABANDONMENT THROUGH
UNITY WITH THE COMMUNISTS

The United Front Policy of the German Exiles from Czechoslovakia, 1939-1945

Jan Foitzik

Using the example of the liquidation of the Sudeten German Social Democrats in exile, this article seeks to document the initiating and decisive role of the Communists in the process of the fusing of the social democratic and communist parties into socialist unity parties. The actual cause of the social democratic political self-abandonment is seen here as the pragmatic understanding of politics and the lack of interest in an ideological-political definition of position.

THE END OF THE TABORITES AND THE TANGIBLE
DIALECTICS OF THE BOHEMIAN REFORMATION

Robert Kalivoda

In connection with Amedeo Molnár's study of the Taborite Friedrich von Strážnice [see *Bohemia* 28/1 (1987): 173–75], the author sketches here the picture of a Hussite leader who had gained the chance to build an enduring hegemony of the Hussite majority in Bohemia during the phase of consolidation which followed the battle at Lipany. This hegemony would have gained the Taborites a suitable place in post-Hussite Bohemia as well as helped the Roman Catholic minority, in view of their association with the victorious Hussites, move further and further away from Rome. The chance was lost because the two Hussite parties were unable to agree on a joint candidate to succeed King Sigismund. While the Podiebrad party wanted a Bohemian Hussite ruler, those in the Taborite camp pursued an already illusory Polish alternative. According to the author, not the military, but the political factor decided the downfall of the Taborites.

IUSTITIA AND § 19

Lothar Hölbelt

Under pressure from the German Bohemians, the so-called *Sprachenzwangsverbot* for public schools was added to the constitution of 1867, along with the right to maintenance of nationality and the equality of all customary languages in school, office and public life. In legal practice, however, no Empire-wide consistent standard as concerned the language question developed. While the Administrative Court (*Verwaltungsgericht*) authorized only one language, the Imperial Court (*Reichsgericht*) declared both Czech and German to be customary languages throughout the Crownland of Bohemia. The author's interpretation is that precisely this legal situation prohibits any fundamental critique of the old Austrian language practice. In view of its basic dilemma – here, the protection of minorities against assimilationist tendencies, there, the lack of bilinguality – all historical value judgements can, in the end, only be ambivalent.

A CONTEMPORARY CRITIQUE OF THE MORAVIAN
"AUSGLEICH"

Johann Wolfgang Brügel †

The Moravian *Ausgleich* of 1905 served less to dampen the Czech-German nationality conflict than to prevent the penetration of the general franchise at the provincial

level. A then circulated, critical memorandum from 1915 (or 1916) to the Austrian Minister of the Interior has survived from the archive of Ludwig Czech, the speaker of the German Moravian Social Democrats. It proposed the establishment of nationally delimited districts (*Kreise*) without demanding the abrogation of the provincial constitution, which the Bohemian Social Democrats had demanded.

THE ASSISTANCE BY SUDETEN GERMAN SOCIAL DEMOCRATS TO REFUGEES FROM HITLER GERMANY

Martin K. Bachstein

The text concentrates on the extent and details of the assistance provided by members of the small German Social Democratic Party in Czechoslovakia (DSAP) to their comrades who fled from Nazi Germany and Austria to the ČSR between 1933 and 1938. Based on published memoirs and biographies of persons directly involved and on DSAP documents, the author describes the party's sources of funding, the ambivalent attitude of the Czechoslovak Social Democrats to the aid effort, and he also touches briefly on the DSAP's role in anti-Nazi activities across the border in Hitler-dominated Germany. A short concluding chapter deals with the political reasons for the enforced end of the DSAP's pro-refugee involvement during the last year of the First Czechoslovak Republic.

THE VOTING BEHAVIOR OF THE NEW SETTLERS IN THE 1946 PARLIAMENTARY ELECTIONS IN BOHEMIA

Jiří Sláma

This work ties in with another investigation that has already been published in book form, in which the results of the parliamentary elections in Czechoslovakia in the years 1935, 1946, and 1948 have been analysed and interpreted. The present work deals with some of the questions that the previously-published book did not discuss, or did not discuss sufficiently; that is, the voting behavior of the new settlers and the voting behavior of the population in the districts in which the American army was stationed after the war.

THE SITUATION OF THE BOHEMIAN-GERMAN SETTLEMENT WOLFSBERG/WEIDENTHAL IN THE BANATER BERGLAND OF ROMANIA

Manfred Klaube

The communities of Wolfsberg/Weidenthal make up the only purely German settlement area still intact in all of southeast Europe. The author has observed a radical

change in structure there, which is expressed in the decreasing number of residents, the abandonment of long time local traditions, above all among the younger generation, as well as in flight from the land and emigration.

"BÖHMISCHE DÖRFER"
REMARKS ABOUT AN IDIOM

Walter Dehnert

The history of the expression *Böhmische Dörfer*, which is commonly used in German, is traced here until the time of the Thirty Years War. *Böhmisch* stands for incomprehensible and foreign. This is in contradistinction, however, to specific variants of thieves' argot, for example, *böhmisch lernen*, as a synonym for stealing or pilfering, which first appeared in Viennese slang at the beginning of the nineteenth century.

A CLUE TO WALLENSTEIN:
CONAN DOYLE'S "A SCANDAL IN BOHEMIA"

Dieter Bayer

An analysis of Conan Doyle's detective story, *A Scandal in Bohemia* (1891), shows on the one hand, Sherlock Holmes, the English detective, depicted as "bohémien" and on the other hand, his visitor, a "king of Bohemia", who is very much like Wallenstein, the Bohemian general during the Thirty Year's War. Their common antagonist, Irene Adler, has obviously been patterned after Lola Montez. Doyle apparently replaced Montez's real lover, King Ludwig I of Bavaria, with another figure, the unfamiliar Wallenstein, out of consideration for the Wittelsbach family, which still ruled Bavaria at the time.

RÉSUMÉS

UNE EPOQUE AU CARREFOUR

Ferdinand Seibt

La parution de l'ouvrage collectif "La Renaissance en Bohême" a donné l'occasion à Ferdinand Seibt dans son étude d'aller au delà des intentions de l'époque et d'esquisser les contours généraux de la société de cette époque. D'une part le développement des pays de la Bohême de cette période délimitée par les deux défenestrations de Prague de 1419 et de 1618 prend dans le contexte européen une position spéciale: la tolérance religieuse décrétée à l'assemblée des Etats de Kuttenberg en 1485 et qui fut encore amplifiée par le vote de la "*Confessio Bohemica*" en 1575 donna au pays une stabilité intérieure relative qui se fit sentir par une étonnante richesse en développement survenue dans toutes les couches sociales. D'autre part cette même Bohême devient le foyer d'un conflit politique mondial de premier ordre car c'est au milieu de ce pays que passe la frontière entre deux conceptions du monde dont les polarités inconciliables devaient marquer l'image de l'époque à venir: entre le calvinisme et le catholicisme renouvelé au Concile de Trente.

UNE ÉPOQUE ARTISTIQUE ET CULTURELLE

Franz Matsche

L'ouvrage collectif "La Renaissance en Bohême" développe en treize études écrites par des savants allemands et tchécoslovaques un large panorama de l'histoire de l'art et de la culture. A côté d'une introduction historique il présente au lecteur un choix représentatif de phénomènes uniques, créateurs de styles. L'ouvrage comprend dans un large éventail l'architecture profane et l'architecture sacrale, l'urbanisme, la décoration intérieure, l'artisanat, les arts plastiques, la collection d'art de Rodolphe II, la peinture murale à sa cour, la littérature humaniste, l'art de l'imprimerie et la romanisation de la jurisprudence. Cette étude se consacre surtout aux aspects de l'histoire de l'art de ce volume. Il incorpore aussi des discussions détaillées au sujet des autres articles de cet ouvrage collectif.

LES PAYS DE BOHÊME PENDANT LA CRISE DE 1870/71

Jan Křen

Vu les succès de la Prusse contre la France pendant la guerre de 1870 à 1871 le gouvernement de Vienne fut mis dans l'obligation de tenter des accommodements avec les Tchèques et les Polonais. L'étude fait contraster les débats tenus relativement sans émotion en vue de l'autonomie de la Galice polonaise avec la complexité des problèmes concernant la situation politique dans les pays de Bohême dans lesquels les compromis projetés furent vivement contestés par le côté libéral allemand. Finalement ils échouèrent à cause du manque de souplesse des représentants politiques tchèques. Bien que le compromis ait manqué de clarté dans les détails et ait été trop compliqué il serait allé malgré sa tendance conservatrice bien au delà de l'état des choses où se trouvèrent alors les tchèques jusqu'à la fin de la monarchie.

ARGUMENTS HISTORIQUES DANS LA LUTTE NATIONALE
DES ALLEMANDS DES SUDÈTES*Rudolf Jaworski*

Le mécontentement d'une grande partie des allemands des Sudètes face à leur situation de minorité à l'intérieur de la Tchécoslovaquie ainsi que simultanément leur effort afin d'être reconnus en tant que collectivité bien définie ont été exposés à l'aide d'arguments historiques entre les deux guerres. L'étude présente les points les plus importants et les plus souvent cités et les soumet à une analyse critique idéologique. L'auteur en arrive à la conclusion que les observations historiques ne peuvent pas donner un tableau d'ensemble de cette lutte à cause du caractère spécifique des Sudètes.

LE SACRIFICE SOCIAL-DÉMOCRATE PROVOQUÉ PAR
L'UNITÉ AVEC LES COMMUNISTES

La politique de front d'unité des exilés allemands de Tchécoslovaquie entre
1939 et 1945

Jan Foitzik

Par l'exemple de la liquidation de la Socialdémocratie Sudète en exil, cette étude cherche à documenter l'initiative et le rôle déterminant des communistes dans le pro-

cessus d'unification des partis sociaux-démocrates et communistes en un parti socialiste unique. Leur compréhension pragmatique de la politique et leur désintéret à une propre décision idéologique et politique sont considérés ici comme les raisons véritables de leur renoncement politique.

LA FIN DES TABORITES ET LA DIALECTIQUE CONCRÈTE DE LA RÉFORME EN BOHÊME

Robert Kalivoda

Faisant suite à une étude d'Amedeo Molnár [v. BohZ 28/1 (1987) 173-175] sur le Taborite Frédéric de Strážnice, l'auteur de ce texte trace le portrait d'un commandant hussite à qui s'offre la possibilité d'ériger une hégémonie durable de la majorité hussite dans le pays après la bataille de Lipany et la phase de consolidation qui s'ensuit. Cette hégémonie aurait donné d'une part à l'orientation taborite une place méritée dans la Bohême post-hussite; d'autre part elle aurait facilité à la minorité catholique un détachement progressif de Rome en vue d'une cohabitation avec le parti vainqueur des Hussites. Cette chance n'est pas utilisée car les deux partis hussites n'arrivent pas à s'entendre sur un candidat commun comme successeur du roi Sigismund. Alors que le parti hussite est à la recherche d'un souverain bohémien-hussite, le camp des Taborites est en même temps à la poursuite d'une solution polonaise illusoire dès le départ. L'auteur pense que la chute des Taborites a été déterminée par un facteur politique et non militaire.

LA JUSTICE ET LE PARAGRAPHE 19

Lothar Höbelt

Sur les instances des Allemands de Bohême, le "Sprachenzwangsverbot" (interdiction de l'obligation à la langue pour les écoles publiques) fut intégré à la Constitution de 1867 en même temps que le droit à la Sauvegarde de la nationalité et à l'égalité de toutes les langues usuelles du pays à l'école, dans l'administration et dans la vie officielle. Pourtant dans la pratique des tribunaux, on ne trouve aucune unité formelle pour l'Empire. Alors que les tribunaux administratifs n'acceptaient qu'une seule langue, la Cour Suprême de l'Empire déclarait l'allemand et le tchèque comme langues officielles dans les pays de la Couronne de Bohême.

D'après l'auteur, c'est justement le point de vue juridique qui ne peut accepter aucune critique de principe sur l'usage des langues de l'ancienne Autriche. En regard

de son dilemme fondamental: d'une part la protection des minorités contre les tendances assimilatrices, d'autre part le manque de bilinguisme rendrait ambivalent chaque jugement historique.

CRITIQUE CONTEMPORAINE DU COMPROMIS MORAVE

Johann Wolfgang Brügel †

Le compromis morave de 1905 servit moins à désamorcer le conflit national tchécoslovaque allemand qu'à empêcher l'arrivée du droit de vote général sur le plan national. Dans les archives de Ludwig Czech, le porte-parole des sociaux-démocrates germano-moraves, on a retrouvé un mémorandum critique de 1915 (ou 1916) adressé au ministre de l'Intérieur autrichien: il propose la création de cercles nationaux limités sans pourtant exiger l'abolition de la constitution nationale comme les sociaux-démocrates de Bohême l'avaient exigée.

L'AIDE DE LA SOCIAL-DÉMOCRATIE SUDÈTE ENVERS LES RÉFUGIÉS DU 3^{ème} REICH

Martin K. Bachstein

Le texte est centré sur l'étendue et les modalités de l'assistance offerte par le petit Parti social-démocrate allemand en Tchécoslovaquie (DSAP) à leurs camarades ayant fui l'Allemagne nazie et l'Autriche pour chercher asile en Tchécoslovaquie de 1933 à 1938. Se référant à des mémoires et biographies publiées de personnes directement impliquées et des documents du DSAP, l'auteur donne des informations sur les sources des fonds d'entraide aux réfugiés du parti, le comportement ambivalent des sociaux-démocrates tchécoslovaques vers l'aide administrée, et tâche succinctement de définir le rôle joué par le DSAP dans l'ensemble des activités anti-nazies sur l'autre côté de la frontière, dans l'Allemagne hitlérienne. Une courte conclusion rend compte des raisons politiques qui amenèrent le DSAP à mettre fin brutalement à l'aide fournie aux réfugiés au cours de la dernière année d'existence de la première République tchécoslovaque.

L'ATTITUDE DES "NOUVEAUX COLONS" DANS LES VOTATIONS PARLEMENTAIRES DE BOHÈME EN 1946

Jiří Sláma

Cette étude se rattache aux recherches publiées sous la forme d'un livre dans lesquelles les résultats des élections parlementaires en Tchécoslovaquie dans les années

1935, 1946 et 1948 ont été analysés et présentés. Elle s'occupe de certaines questions qui n'ont pas été traitées du tout dans cette publication ou de manière insuffisante, à savoir: l'attitude, lors des élections, des "nouveaux colons" et de la population des districts dans lesquels l'armée américaine était stationnée après la guerre. Grâce au recensement de la population en 1947, on a réussi dans cet ouvrage à répondre à la première question d'une manière plus exacte – dans la première publication on avait été contraint d'indiquer plusieurs variables au sujet de la participation et au sujet de la proportion des allemands et des électeurs de partis allemands avant la guerre – le résultat de la deuxième enquête fut négatif. La présence des Américains n'eut pas d'influence significative sur l'attitude électorale dans l'ouest de la Bohême.

LA SITUATION DANS LE CENTRE DE COLONISATION WOLFSBERG/WEIDENTHAL DANS LES MONTS BANATS DE ROUMANIE

Manfred Klaube

Les communes ici nommées forment le seul îlot intact de colons allemands à part entière dans toute l'Europe du Sud-Est. L'auteur observe d'ailleurs ici un profond changement de structure, surtout dans la jeune génération, qui se traduit par un nombre d'habitants allant en diminution, par l'abandon de traditions très ancrées ainsi que par l'abandon de la campagne et l'émigration.

"BÖHMISCHE DÖRFER" OBSERVATIONS SUR UNE EXPRESSION

Walter Dehnert

Walter Dehnert étudie l'histoire de cette expression généralement répandue en Allemagne qui signifie quelque chose d'incompréhensible ou de surprenant depuis l'époque de la Guerre de Trente Ans jusqu'à nos jours. Il constate qu'il existe aussi des variantes dans l'argot où l'on trouve l'expression "böhmisch lernen" ("apprendre le bohémien") comme synonyme de voler, mais ceci seulement dès le début du 19^{ème} siècle dans la langue familière viennoise.

SUR LES TRACES DE WALLENSTEIN:
"UN SCANDALE EN BOHÊME" DE CONAN DOYLE

Dieter Bayer

Une analyse de l'histoire policière "Un scandale en Bohême" nous fait apparaître Sherlock Holmes, le détective anglais, en tant que "bohémien". D'autre part son visiteur, un "roi de Bohême", fait fortement penser à Wallenstein, le commandant de Bohême pendant la Guerre de Trente Ans. Irene Adler, leur partenaire adverse, y tient apparemment le rôle de Lola Montez. Conan Doyle a substitué un autre souverain à son amant véritable qui était Louis I de Bavière. Il est probable que c'est par égard envers les Wittelsbach qui régnaient encore de son temps, qu'il ait donné ce rôle à Wallenstein.

RESUMÉ

EPOCHA NA ROZCESTÍ

Ferdinand Seibt

Uveřejnění antologie "Renesance v Čechách" bylo podnětem k příspěvku, přesahujícímu uměleckohistorické hranice edice a načrtávajícímu společenské obrysy epochy. Vývoj českých zemí v době vymezené oběma pražskými defenestracemi (1419 a 1618) získává v evropském kontextu zvláštní charakter: náboženská tolerance, dekretovaná Kutnohorským sněmem roku 1485 a rozšířená přijetím *České konfese* roku 1575, zajistila zemi poměrnou vnitřní stabilitu, která se projevila na překvapivě stoupajícím blahobytu všech společenských vrstev. Na druhé straně se však právě Čechy staly ohniskem světového konfliktu prvního řádu, protože země probíhala hranice světových názorů, jejichž nesmiřitelná polarita měla určovat obraz nadcházející epochy: kalvinismu a tridentsky obnoveného katolicismu.

UMĚLECKÁ A KULTURNÍ EPOCHA

Franz Matsche

Antologie "Renesance v Čechách" rozvíjí v třinácti příspěvcích významných německých a českých vědců široké umělecko- a kulturně historické panorama. Čtenáři se po historickém úvodu nabízí reprezentativní výběr jednotlivých fenoménů, jež utvářely styl doby. Jejich spektrum sahá od profánní a sakrální architektury přes urbanismus, dekorace a úpravu interiérů, umělecké řemeslo, velké plastiky, umělecké sbírky Rudolfa II. a deskové malířství na jeho dvoře až k humanistické literatuře, uměleckému knihtisku a romanizaci právní vědy. Příspěvek se zabývá především umělecko-historickými aspekty antologie, částečně v podrobné polemice s jednotlivými pracemi.

ČESKÉ ZEMĚ ZA KRIZE 1870/71

Jan Křen

Tváří v tvář pruským úspěchům ve válce s Francií 1870/71 se vídeňská vláda cítila nucena k pokusům o vyrovnání s Čechy a Poláky. Analýza kontrastuje poměrně

neemotivní jednání o autonomii polské Haliče s komplexní problematikou politické situace v českých zemích, kde plánované vyrovnání narazilo na prudký odpor německých liberálů a nakonec ztroskotalo na nepoddajnosti české politické reprezentace. Třebaže bylo vyrovnání v podrobnostech koncipováno složitě a nejasně, bylo by i přes svou konzervativní tendenci podstatně překročilo status, jaký pak Češi měli až do konce monarchie.

HISTORICKÉ ARGUMENTY V SUDETONĚMECKÉM NACIONÁLNÍM BOJI 1918–1938

Rudolf Jaworski

Nespokojenosti velké části sudetoněmeckého obyvatelstva s menšinovým postavením v Československu, jakož i souběžnému úsilí prosadit se jako vymezený kolektiv, sloužily v meziválečném období i historické argumenty. Studie se zabývá nejdůležitějšími a nejčastějšími náměty tohoto druhu a podrobuje je ideologické kritické analýze. Přitom autor dospívá mj. k závěru, že se historické rekriminace vzhledem k sudetoněmecké specifice nedají uvést na společného jmenovatele.

JEDNOTA S KOMUNISTY – SEBEZNIČENÍ SOCIÁLNÍ DEMOKRACIE

Politika jednotné fronty německého exilu z Československa v letech 1939–1945

Jan Foitzik

Příspěvek demonstruje na příkladu sudetoněmecké sociální demokracie v exilu iniciativu a určující roli komunistů v procesu slučování sociálně demokratických a komunistických stran do jednotných socialistických stran. Za skutečné příčiny sociálně demokratické rezignace na vlastní identitu označuje pragmatické politické myšlení a nezájem na přesné ideologické definici.

KONEC TÁBORITŮ A KONKRÉTNÍ DIALEKTIKA ČESKÉ REFORMACE

Robert Kalivoda

V návaznosti na studii Amedeo Molnára [viz BohZ 28/1 (1987) 173–175] o táboritovi Bedřichovi ze Strážnice autor skicuje portrét husitského vůdce, jemuž se po bitvě

u Lipan otevírá příležitost nastolit trvalou hegemonii husitské většiny v zemi. Tato hegemonie by poskytla tábořskému směru přiměřené místo v pohusitských Čechách a umožnila by katolické menšině odpoutávat se s odvoláním na soužití s vítězným husitstvím víc od Říma. Příležitost byla promarněna, protože se obě husitské strany nedokázaly dohodnout na společném kandidátovi nástupce krále Zikmunda: zatímco se Poděbradova strana ohlížela po českém husitském panovníkovi, táborité stále sledovali mezitím již iluzorní polskou alternativu. Tedy ne vojenský, ale politický faktor přivodil podle autora pád táboritů.

IUSTITIA A § 19

Lothar Höbelt

Na nátlak Němců z Čech byla do ústavy z roku 1867 zařazena vedle práva na udržení národní identity a zrovnoprávnění všech zemských jazyků ve školách, úřadech a veřejném životě také ochrana před vnučováním jazyka ve veřejném školství. V soudní praxi se však nevytvořila říšská jednotná norma pro jazykovou otázku: zatímco Správní soud připouštěl pouze jedinou řeč, prohlásil Říšský soud češtinu a němčinu za zemské jazyky v celém Království českém. Podle autorova názoru je to právnícké hledisko, co znemožňuje jakoukoli zásadní kritiku starorakouské jazykové praxe. Vůči jejímu základnímu dilematu – na jedné straně ochrana menšin před asimilací, na druhé nedostatek dvojazyčnosti – může historické hodnocení vyznít pouze ambivalentně.

SOUDOBA KRIKA MORAVSKÉHO VYROVNÁNÍ

Johann Wolfgang Brügel †

Moravské vyrovnání z roku 1905 pomohlo méně otupění česko-německého národnostního konfliktu, než zpomalení postupu všeobecného volebního práva na zemské úrovni. V archívu Ludwiga Czecha, mluvčího německých moravských sociálních demokratů, se zachovalo kritické memorandum z roku 1915 nebo 1916, adresované rakouskému ministrovi vnitra. Navrhovalo zřízení národnostně ohraničených okresů, aniž však požadovalo zrušení zemské ústavy, jež podporovali čeští sociální demokraté.

POMOC SUDETONĚMECKÝCH SOCIÁLNÍCH DEMOKRATŮ UPRCHLÍKŮM Z ŘÍŠE

Martin K. Bachstein

Příspěvek se soustřeďuje na rozsah i podrobnosti pomoci, již poskytovala malá Německá sociálně demokratická strana (DSAP) v Československu německým soudruhům, kteří uprchli do ČSR v letech 1933–1938. Na základě uveřejněných

vzpomínek a životopisů přímých účastníků autor popisuje finanční zdroje podpůrných fondů, dvojaký postoj čs. sociálních demokratů k této akci, a stručně se zmiňuje o úloze DSAP v protinacistické činnosti za hranicemi, tj. v hitlerovském Německu. Krátká závěrečná kapitola pojednává o politických důvodech, jež v posledním roce První republiky vedly k zastavení pomoci DSAP uprchlíkům.

VOLIČSKÉ POSTOJE NOVÝCH OSÍDLENCŮ V ČECHÁCH V PARLAMENTNÍCH VOLBÁCH ROKU 1946

Jiří Sláma

Analýza navazuje na knižně vydanou práci, zabývající se rozborem výsledků parlamentních voleb v Československu v letech 1935, 1946 a 1948. Věnuje se některým v knize nedostatečně probraným otázkám, zejména voličským postojům v okresech, jež koncem války obsadila americká armáda.

SITUACE V MENŠINOVÉM OSTRŮVKU NĚMCŮ Z ČECH WOLFSBERG-WEIDENTHAL V BANÁTSKÝCH HORÁCH V RUMUNSKU

Manfred Klaube

Zmíněné obce jsou jediný dosud existující nedotčený ostrov německého osídlení v celé jihovýchodní Evropě. Autor však konstatuje hlubokou restrukturuaci, zejména klesající počet obyvatelstva, resignaci na vlastní tradice, což se týká hlavně mladé generace, dále pak útek z venkova a emigraci.

“BÖHMISCHE DÖRFER” POZNÁMKY O JEDNOM OBRATU

Walter Dehnert

Historie v Německu rozšířeného obratu “česká vesnice” sahá až do doby Třicetileté války. “České” tj. “böhmisch” bylo tenkrát synonymem nesrozumitelného, cizího. Ukazuje se však, že na rozdíl od toho se vyskytly argotové výrazy jako “učit se česky” ve významu krást teprve v hovorové řeči ve Vídni začátkem XIX. století.

VALDŠTEJNOVA STOPA
CONAN DOYLE: "SKANDÁL V ČECHÁCH"

Dieter Bayer

Analýza detektivky Conana Doylea *A Scandal in Bohemia* (1891) ukazuje, že anglický detektiv Sherlock Holmes vystupuje jako "bohém" (bohémien), a že současně jeho návštěvník, jakýsi "king of Bohemia", silně připomíná Valdštejna, českého vojevůdce z Třicetileté války. Jejich protihráčka Irene Adlerová zřejmě představuje Lolu Montezovou. Patrně s ohledem na tehdy ještě vládnoucí rod Wittelsbachů nahradil Doyle jejího skutečného milence, bavorského krále Ludvíka I., jiným cizím panovníkem, a sice právě tím cizokrajným Valdštejnem.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AČ	Archivní časopis (Prag)
Acta UC	Acta Universitatis Carolinae (Prag)
AHY	Austrian History Yearbook (Minneapolis, Minn.)
AKBMS	Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien (Königstein/Taunus)
AR	Archeologické rozhledy (Prag)
AZ	Archivní zprávy ČSAV (Prag)
BohZ	Bohemia. Zeitschrift für Kultur und Geschichte der böhmischen Länder
CASS	Canadian-American Slavic Studies (Vancouver, B. C.)
CEH	Central European History (Atlanta, Georgia)
ČL	Český lid (Prag)
ČMM	Časopis Matice moravské (Brünn)
ČMorM	Časopis Moravského muzea (Brünn)
ČNM	Časopis Národního muzea, řada historická (Prag)
ČSAV	Československá akademie věd
ČsČH	Československý časopis historický (Prag)
ČSM	Časopis Slezského muzea, vědy historické (Troppau)
CSP	Canadian Slavonic Papers (Ottawa)
D Arb	Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Brünn (Prag)
Don	Der Donauraum. Zeitschrift des Forschungsinstituts für den Donauraum (Wien)
DVT	Dějiny věd a techniky (Prag)
ECE	East Central Europe (Pittsburgh, Pen.)
EEQ	East European Quarterly (Boulder, Colo.)
HČ	Historický časopis (Přefšburg)
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Wien)
Hist	Historica ČSAV (Prag)
HRG	Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (Berlin)
HT	Husitský Tábor (Tabor)
HZ	Historische Zeitschrift (München)
JbGO	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas (Wiesbaden)
JBoh	Judaica Bohemiae (Prag)
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (Berlin-Ost)
JSbH	Jihočeský sborník historický (Budweis)
MGH	Monumenta Germaniae historica
MGSL	Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde (Salzburg/Stuttgart)
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (Wien)
MSI	Il Mondo Slavo (Padua)
PA	Památky archeologické (Prag)
PBoh	Postylla Bohemica (Konstanz-Bremen)
PHS	Právněhistorické studie (Prag)
RES	Revue des études slaves (Paris)

SbAP	Sborník archívních prací (Prag)
SbH	Sborník historický (Prag)
SbMM	Sborník Matice moravské (Brünn)
SbNM	Sborník Národního muzea v Praze, řada A-Historie (Prag)
SbPFFB	Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity, řada historická (Brünn)
SEEJ	Slavic and East European Journal (Tucson, Ariz.)
SEER	The Slavonic and East European Review (London)
SIHS	Slovanské historické studie (Prag)
SOF	Südostforschungen (München)
SovSl	Sovetskoe slavjanovedenie (Moskau)
SR	Slavic Review (Cheshire, Conn.)
SSB	Slezský sborník (Troppau)
StJb	Stifter-Jahrbuch (München)
Umění	Umění (Prag)
VCC	Veröffentlichungen des Collegium Carolinum
VČSAV	Věstník ČSAV (Prag)
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Stuttgart)
VPZM	Vědecké práce Zemědělského muzea (Prag)
VSWG	Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (Wiesbaden)
VVM	Vlastivědný věstník moravský (Brünn)
WS	Die Welt der Slaven (München)
ZBLG	Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (München)
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (Berlin-Ost)
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung (Marburg/L.)
ZRG	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Weimar)

MITARBEITER DES HEFTES

- Dr. Martin K. Bachstein, Hohe Wurz 1, 8134 Pöcking
 Dieter Bayer, Feldbauerstraße 20, 8450 Amberg
 Priv.-Doz. Dr. Detlef Brandes, Südwestkorso 76, 1000 Berlin 41
 Prof. Dr. John M. Clifton-Everest, University of Sydney, Dept. of Germanic Studies,
 Sydney, NSW 2006, Australia
 Dr. Milan Daňhel, Strohhberg 7, 7000 Stuttgart 1
 Dr. Jan Foitzik, Beethovenstraße 7, 6700 Ludwigshafen
 Ute Greitemeier, Ubostraße 4, 8000 München 60
 Dr. Manfred Gerwing, Ernst-Moritz-Arndtstr. 73, 4250 Bottrop
 Hanus J. Hajek M. A., Klugstraße 75, 8000 München 19
 Dr. Peter Heumos, Kemnader Straße 245, 4630 Bochum
 Dr. Lothar Höbelt, Porzellangasse 19/4, A-1090 Wien
 Dr. Werner Jakobsmeier, Elsenheimerstraße 56, 8000 München 21
 Prof. Dr. Rudolf Jaworski, Institut für osteuropäische Geschichte, Universität Kiel, Ols-
 hausenstraße 40, 2300 Kiel 1
 Dr. Jan Jiřoušek, Rothenbühler Straße 5, 8000 München 60
 Dr. Robert Kalivoda, Bělocerkevská 14, CS - 11000 Prag 10
 Dr. Wolfgang Kessler, Friedrich-Ebert-Straße 6, 8012 Ottobrunn
 Manfred Klaupe, In der Reesen 3, 3205 Bockenem
 Dr. Nora Koestler, Institut für osteuropäische Geschichte und Landeskunde, Universität
 Tübingen, Wilhelmstraße 36, 7400 Tübingen
 Dr. Jan Křen, Hradešínská 47, CS - 11000 Prag 10
 Prof. Dr. Hans Lemberg, Am Glaskopf 3, 3550 Marburg
 Dr. Peter Löbl, Oberländerstraße 30, 8000 München 70
 Prof. Dr. Bedrich Loewenstein, Machnower Straße 39, 1000 Berlin 37
 Robert Luft, Feldbergstraße 10, 6500 Mainz
 Prof. Dr. Franz Matsche, Mönchsleite 3, 8600 Bamberg
 Prof. Dr. Antonín Měšťan, Kapplerstraße 49, 7800 Freiburg/Br.
 Prof. Dr. Ernst Nittner, Spitzsteinstraße 28, 8201 Flintsbach
 Robert B. Pynsent, Brook House, Speldhurst, Tunbridge Wells, Kent TN3 0ME, GB
 Prof. Dr. Helmut Reinalter, Universität Innsbruck, Innrain 52, A-6020 Innsbruck
 Dr. Eva Schmidt-Hartmann, Musenbergstraße 28a, 8000 München 81
 Dr. Helmut Schwager, Brahmsstraße 19, 8000 München 80
 Prof. Dr. Ferdinand Seibt, Joseph-Haydn-Straße 14, 8013 Haar
 Doz. Dr. Jiří Sláma, Osteuropa-Institut, Scheinerstraße 11, 8000 München 80
 Prof. Dr. Ronald Smelser, University of Utah, 316 Carlson Hall, Salt Lake City, Utah
 84112, USA
 Dr. Vladimír Ulrich, Waldweidenweg 24, 8400 Regensburg
 Prof. Dr. Sophie A. Welisch, 2 Hughes Street, Congers, NY 10920, USA